Der Kinderfreund,
zum Unterricht in dem Leſen und bei dem Leſen,
vornemlich in Landſchulen,

von

F. E. Frhr. von Rochow.

Für Oberdeutſchland, insbeſondere Schwaben, bearbeitet

von

Riecke und Völter.

Zweiter Theil.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Stuttgart, bei A. F. Macklot.

Inhalt.

Seite

1. Ein Räthſel. 1.
2. Der Prediger und die Zuhörer. 1.
3. Die Zugvögel. 2.
4. Die beiden Schulkinder. 5.
5. Das Gebet. 5.
6. Die Tugend iſt eine lange Gewohnheit. 7.
7. Was Hänschen nicht gelernt hat, lernt manchmal Hans noch. 10.
8. Der Geſchickte. 11.
9. Aergerniß. 12.
10. Näthſtenliebe. 14.
11. Der Menſchenfreund. 15.
12. Schickſal. 16.
13. Schaden der Unwiſſenheit. 17.
14. Vom Weſentlichen und Zufälligen. 19.
15. Laß ab vom Böſen und lerne Gutes thun. 21.
16. Endzweck, (Abſicht). 23.
17. Mittel. 23.

Seite
18. Tugend und Laſter mit ihren Folgen. 25.
19. Fortſetzung. 26.
20. Vom Nuzen des richtigen Denkens beim Ackerbau. 28.
21. Vom Nuzen des richtigen Denkens beim Weinbau. 31.
22. Vom Nuzen des richtigen Denkens bei der Viehzucht. 33.
23. Die gute Schweſter. 34.
24. Auch an die Nachkommen muß man denken. 35.
25. Die Kunſt ohne Reue fröhlich zu ſeyn. 36.
26. Der Werth des Bauernſtandes. 38.
27. Frage eines Schulkindes an ſeinen Lehrer. 39.
28. Noch eine ähnliche Frage. 41.
29. Der Pachtluſtige. 43.
30. Die ſchlechte Hauswirthin aus Unreinlichkeit. 44.
31. Der Abwendigmacher. 45.
32. Der Eigenſinnige. 45.
33. Der große Zank aus kleinen Urſachen. 47.
34. Der Todtſchläger. 47.
35. Das übel angewandte Sprüchwort. 48.
36. Ein magerer Vergleich iſt beſſer als ein fetter Prozeß. 49.
37. Verachtung des gemeinen Beſten bringt oft eigenen Schaden. 50.
38. Die böſen Dreſcher. 51.
39. Der Verſchwender. 52.
40. Die Bienenzucht. 53.
41. Behutſamkeit in Anſehung des Feuers. 63.
42. Verhaltungsregeln bei Feuersbrünſten. 67.
43. Die Wahrſager. 70.
44. Zwey Spieler. 72.
45. Ich bin ein Menſch. 77.
46. Der Regenbogen. 78.
47. Wie geht das zu. 79.

	Seite
48. Die Juden.	82.
49. Ueber Auswanderung.	83.
50. Der Geizige, der gröſte Thor.	86.
51. Die ſchädliche Erbſchaft.	87.
52. Unterſchied zwiſchen Sparſamkeit und Geiz.	88.
53. Die Kleinigkeit.	90.
54. Die ſchädliche Kur.	91.
55. Der gute aber nicht geglaubte Rath.	91.
56. Das thörichte Kind.	93.
57. Die Viehſeuche.	94.
58. Von den Eigenſchaften eines guten Hirten.	95.
59. Die Hausmittel.	97.
60. Die Kuhpoken oder Schuzblattern.	103.
61. Von den Mitteln, Todſcheinende zu retten.	112.
62. Von den Kennzeichen des gewiſſen Todes.	119.
63. Von Nahrungsmitteln.	121.
64. Das entdeckte Geſpenſt.	122.
65. Das Korn iſt wohlfeil.	123.
66. Von wahren und falſchen Freunden.	124.
67. Groß und klein.	125.
68. Die Wahrheit.	127.
69. Die Reiſenden.	127.
70. Der unbedingte Gehorſam.	129.
71. Die Reinlichkeit.	130.
72. Der Taſchenſpieler und Bauer.	134.
73. Der neue Pflug.	134.
74. Von der Brache.	135.
75. Von der Stallfütterung.	138.
76. Das ordentliche Dorf.	141.
77. Der Schulze.	143.
78. Naher Vortheil bringt oft entfernten Schaden.	144.
79. Der durch Unordnung verarmte Bauer.	145.
80. Wodurch du ſündigeſt, dadurch wirſt du oft geſtraft.	146.

		Seite
81.	Fleiß bleibt ſelten unbelohnt.	147.
82.	Die Aufhezerin.	148.
83.	Der Halsſtarrige oder Widerſpenſtige.	149.
84.	Die Communicanten.	151.
85.	Die großmüthigen Soldaten.	153.
86.	Der Freund in der Noth.	154.
87.	Vom Unterſchied zwiſchen Muth und Tollkühnheit (Frechheit).	155.
88.	Mäßigkeit.	158.
89.	Der gewiſſenloſe Wittwer.	162.
90.	Die Stiefmutter.	164.
91.	Die ſchlimme Frau.	165.
92.	Die Lerche. Eine Fabel.	166.
93.	Glückſeligkeit.	168.
94.	Der zufriedene Hausvater.	169.
95.	Die Inſel Terra.	170.
96.	Die Schatzgräberey.	173.
97.	Er hatte ſich in der Urſache geirrt.	175.
98.	Ein Wettergeſpräch.	177.
99.	Das entdeckte Geſpenſt.	179.
100.	Der Bibelleſer.	180.
101.	Der Zuhörer wie er ſeyn ſoll.	181.
102.	Anton.	182.
103.	Die Wiedererſtattung.	182.
104.	Der Herr kommt.	183.
105.	Vom Glauben und nicht glauben.	185.
106.	Vom Rechtthun.	187.
107.	Selbſtprüfung.	191.
108.	Siebenzig Denkreimen.	194.
109.	Die Prüfung.	203.
110.	Der Frühling, ein Bild der Auferſtehung.	204.
111.	Auslegung des vollkommenſten Gebets.	208.
112.	Von der Seligkeit.	209.

Seite

113. Von Gottes Segen. 212.
114. Des Alten Theil. 213.
115. Erkenntnißprüfung über allgemeine Religionswahrheiten. 213.
116. Die doppelte Natur des Menſchen. 217.
117. Die Vier Worte des Glaubens, die nie vergehen. 222.
118. Gute Vorſäze. 223.
119. Die Wahrhaftigkeit. 224.
120. Beytrag zur Erkenntniß Jeſu. 225.
121. Merkwürdiger Stoff zum Unterricht in kurzen Sätzen. 231.
122. Die Stadt. 235.
123. Handwerk. 235.
124. Fabriken. 236.
125. Kauf und Verkauf. 236.
126. Münzen. 237.
127. Maaß und Gewicht. 237.
128. Geſetze. 237.
129. Gericht. 238.
130. Landesvertheidigung. 238.
131. Soldaten. 239.
132. Verhältniß. 239.
133. Das Fuhrwerk. 240.
134. Die Schifffahrt. 240.
135. Die Bergwerke. 241.
136. Kalender. 242.
137. Der Schulgarten. 242.
138. Der Wurzgarten. 243.
139. Der Holzgarten. 244.
140. Die Krautgärten. 245.
141. Die Futterkräuter. 245.
142. Die Blumengärten. 246.

Seite
143. Das Getraide. 247.
144. Obſt. 248.
145. Der Weingarten. 250.
146. Der Beerengarten. 250.
147. Die Färberpflanzen. 251.
148. Das übrige Pflanzenreich, beſonders Grasarten, Giftpflanzen. 252.
149. Arzneikräuter. 255.
150. Spiel- Ruh- und Freudenplätze ums Dorf für Jung und Alt. 256.
151. Der Abſchied. 258.

Erſter Anhang.

Beſchreibung der gefährlichſten Giftpflanzen. 261.

Zweiter Anhang.

Gebete und Lieder. 283.

1. Ein Räthſel.

Es giebt ein Ding in der Welt, das kann Gutes thun und Böſes unterlaſſen, wenn es will. Weil es aber gemeiniglich nicht will, ſo giebt es vor, es könne nicht. Wenns ihm übel geht, dann klagt es. Wer ihm die Urſachen entdeckt, woher ſein Uebel kömmt, den mag es nicht leiden. Seiner Wohlfahrt Mittel ſind ihm bekannt, und doch mag es ſie nicht anwenden. Andere große Mühe ſcheut es nicht ſo ſehr, als die geringere Bemühung, ſich höchſtglücklich zu machen. Und doch iſt Glückſeligkeit ſein Wunſch, und beſtändiges Verlangen. 1 B. Moſ. 4, 7. Sir. 15, 14-17. Matth. 23, 37. Jer. 10, 19 Joh. 8, 42-59. Matth. 11, 30.

2. Der Prediger und die Zuhörer.

An einem gewiſſen Orte war ein Prediger, in deſſen Predigten die Zuhörer oft ſchliefen, weswegen er denn faſt in jeder Predigt ſeinen Unwillen bezeigte. Dieſer Prediger ſtarb. Sein Nachfolger bemerkte die böſe Gewohnheit mit Betrübniß. Er ließ die Schläfer zu ſich kommen, und ſtellte ihnen die Unnützlichkeit auch der beſten Predigt, für nicht zuhörende oder gar ſchlafende Menſchen, vor; ingleichem das böſe Beyſpiel, welches ſie ihren Kindern damit gäben. „Ach lieber Herr Prediger," antworteten die Leute, „es thut uns recht leid, daß wir ſchlafen, aber wie

„können es nicht laſſen. Kaum ſitzen wir eine Weile „da, und wollen recht zuhören, ſo iſts, als wenn uns „etwas die Augen zudrückte.“ „Hört, lieben Leute,“ ſagte der Prediger, „wenn ihr mir folgen wollt, ſo „ſollt ihr der böſen Gewohnheit bald los werden. „Steht auf, ſobald ihr Müdigkeit merkt, und „wer da wacht, der wecke ſeinen eingeſchlafe„nen Nachbar.“ Sie folgten ihm, und keiner ſchlief fortan mehr in der Kirche.

Gott hat die menſchliche Natur ſo eingerichtet, daß der Menſch dem Reize zum Böſen widerſtehen kann, und wer aus allen Kräften widerſteht, dem wird Gott den Sieg nicht vorenthalten. Stand z. B. hier das Mittel wider eine böſe Gewohnheit nicht völlig in des Menſchen Macht?

Lehre, wie mans machen muß, des Böſen los zu werden, und das Gute zu thun; ſo wird dein Lehramt geſegnet ſeyn.

1 Cor. 6, 11. Tit. 2, 11. 12.

3. Die Zugvögel.

Wilhelms kleiner Sohn, Karl, kam einſt zu ſeinem Vater, und ſprach: „Ich habe heute ſchon „unſere Schwalbe geſehen, die immer an unſerm „Dache niſtet, und ſo ſchön ſingt.“

Vater. Sahſt du auch, wie geſtern Abends die Mücken ſpielten?

Karl. O ja! aber was hat das mit den Schwalben zu thun?

Vater. Sehr viel; denn die Mücken ſind der Schwalben Nahrung.

Karl. Auch unſer Storch auf der Kirche iſt ſchon gekommen.

Vater. Dann werden auch gewiß Fiſche genug da ſeyn, und die Schlangen werden ihre Löcher in der Erde längſt verlaſſen haben.

Karl. Kommen denn alle Thiere nicht eher, als bis ihre Nahrung da iſt?

Vater. Nicht eher. Du weißt, mein Sohn, daß es vielerley wilde Vögel giebt. Einige darunter leben von Körnern und Gewürmen zugleich, dieſe bleiben dann meiſt hier. Andere leben blos von Gewürmen, und dieſe fliegen faſt alle gegen den Winter von uns, und nach ſolchen Ländern hin, wo es wärmer bleibt, und alſo das Gewürme nicht nöthig hat, der Kälte wegen ſich zu verkriechen. So nöthigen Kälte und Mangel an Nahrung ſie zu dieſen Wanderungen: z. B. Kraniche, Störche Schwalben, wilde Gänſe, Krammetsvögel ꝛc. treten im Herbſt, oft einzeln, meiſtens aber in groſen Geſellſchaften, die gröſten Reiſen an weit übers Meer und über einen beträchtlichen Theil unſerer Erdkugel weg, und bringen den Winter unter wärmeren Himmelsſtrichen und in nahrhafteren Gegenden zu. Wenige Arten von Vögeln, wozu auch Schwalben gehören, verſtecken ſich im Nothfall, wenn ſie ſich verſpäten, und ihre Nahrung aufhört, unter die Erde, verſtecken ſich in Sümpfen, ſtarren und ſchlafen da den Winter hindurch.

Karl. Und dann kommen dieſe Vögel gegen den Frühling wieder, wenn ſie merken, daß was zu eſſen für ſie da iſt?

Vater. Ja, wie du ſiehſt, mein Sohn! Wer mag aber die Thiere das wohl gelehrt haben? Den Storch, daß er ſein Neſt, und die Schwalbe, daß ſie das Dach ihres freundlichen Wirths wieder findet?

Karl. Wer wollte ſie das gelehret haben, als der liebe Gott?

Vater. Recht, mein Sohn! Gott iſt der Schöpfer ihrer ſo wunderbaren Natur, er hat den Thieren ſo viel Gutes gegeben, wie ſie als Thiere nur brauchten. Wenn du nun die Zugvögel wieder ſiehſt, dann denke ſtets: „Gott trägt die Speiſen auf, ehe ſeine „Gäſte kommen; — das muß ein lieber Gott ſeyn, „der ſo für alles ſorgt, auch für die Menſchen wird er „gewiß ebenfalls geſorgt haben." Denn ſiehe, mein lieber Karl, auch für dich hat Gott zuvor geſorgt, daß du Milch fandeſt, die dich nährte, da du bey deiner Geburt eben auch als ein fremder Gaſt ankamſt, und keine andere Speiſe dich ſo gut nähren und erhalten konnte.

Was meinſt du wol, Karl, was wollteſt du Gott für dieſe große Wohlthat wol geben?

Karl. Ich? — Ich habe nichts, das ich geben kann, aber ich will Gott lieb haben. 1 Joh. 4, 19.

Der Gott, der Thiere nährt, wird Menſchen nicht verſtoßen,
Wer gros im Kleinen iſt, muß gröſer ſeyn im Großen.

Matth. 6, 25. 26. 31. 32. Luc. 12, 24.

4. Die beiden Schulkinder.

Zwey Schulkinder fragten einander, was ſie für ein Spiel ſpielen wollten. Karl, der der Aelteſte, aber nicht der Klügſte war, ſprach: „Komm, wir wollen „aufs große Eis gehen, und glitſchen (ſchleifen).“ Der kleine Wilhelm war klüger, und ſagte: „Karl, „dahin gehe ich nicht mit. — Es hat erſt wenige „Tage gefroren. — Ich habe noch keinen großen „Menſchen auf dem Eiſe geſehen. — Du kannſt ins „Waſſer fallen.“ — Doch Karl nahm ſeinen Anlauf. — Als er aber auf die Mitte kam, da brach das Eis; er kam zu Schaden, und kaum ward er, mit großer Mühe, noch gerettet.

Karl war nun zwar auch belehrt, aber durch Schaden: Wilhelm hingegen (welches doch weit beſſer iſt) wurde durch verſtändiges Nachdenken vor Schaden behütet. Sir. 6, 18. 33.

5. Das Gebet.

Ein Geſpräch.

Das Kind.

Aber, lieber Vater, warum betet ihr immer, und warum beten wir nicht laut vor dem Tiſche, wie unſers Nachbars Fritze thut und die kleine Marie?

Der Vater. Kinder können noch nicht beten.

Kind. Warum nicht, lieber Vater? Seht nur, ich kann die Hände falten, und die Worte will ich ſchon auswendig lernen.

Vater. Das heißt nicht beten, mein lieber Karl!

Kind. Was heißt denn beten? O ſagt mirs doch, lieber Vater! Ich wills ſo gerne wiſſen.

Vater. Beten heißt mit Gott reden; ihm für gegebene Wohlthat, oder für abgewendete Noth danken, ihm Gehorſam verſprechen, und um fernern Beiſtand und Segen bitten. Das alles verſtehſt du nun nicht, alſo kannſt du auch nicht beten.

Kind. Ja, das verſtehe ich wohl und wenn ich nun ſagte: Ich danke dir, lieber Gott, daß du mirs heute ſo wohl ſchmecken läſſeſt, laß mirs ferner wohl ſchmecken! wäre das kein Gebet, lieber Vater?

Vater. Du willſt doch damit ſo viel ſagen, als: Lieber Gott! meine Geſundheit, oder, daß ich mit Luſt eſſen kann, iſt dein Geſchenk, das hab ich von dir. Erhalte mich ferner geſund, lieber Gott!

Kind. Ja, lieber Vater, das meint' ich damit, ich weiß es nur nicht gleich ſo recht zu geben.

Vater. Darauf kömmt es nun eben am wenigſten an, mein Sohn, ſondern darauf: ob man auch recht meint? Ob man auch glaubt, daß z. E. die Geſundheit und alles Gute von Gott kommt, und daß man ihm billig dafür danken ſoll? — Nur Eins fehlt noch an deinem Gebet. —

Kind. O ſagt mirs doch, lieber Vater! Ich wollte gar zu gerne beten können.

Vater. Das iſts: Du haſt Gott in deinem Gebet nichts verſprochen. Als du ſagteſt: Geſundheit hätteſt du von Gott, wenn dir doch auch dabey eingefallen wäre, wozu du dieſes Geſchenk,

dieſe Geſundheit brauchen wollteſt! Denn wer einem etwas ſchenkt, der will doch auch wol, daß man das Geſchenk gut anwende?

Kind. Gewiß, das hab ich vergeſſen, lieber Vater! Ich will alſo künftig ſo beten: Lieber Gott! ich danke dir für deine viele — viele Wohlthat, und auch für meine Geſundheit. Gieb mir Verſtand, daß ich ſie gut gebrauche!

Vater. So iſt es recht. Nun ſehe ich, daß du beten kannſt; und von nun an darfſt du auch laut vor dem Tiſche beten. Beſinne dich nur allemal eine Weile vorher, ehe du beteſt, wofür du Gott danken, welchen Fehler du ihm abbitten, was du ihm verſprechen, und was du von ihm bitten willſt. Wenn du das nicht vergiſſeſt, und was du im Gebet Gott verſprichſt, auch hältſt; dann wird Gott dein kindliches Gebet gewiß immer gnädig annehmen: und weil er ſo gern wohl thut, dir ſtets mehr Gelegenheit, ihm zu danken, verſchaffen. 1 Joh. 3, 21. 22.

6. Die Tugend iſt eine lange Gewohnheit.

Wilhelm hatte ſeine Kinder ſo gewöhnt, daß ſie ſtets nützlich beſchäftiget ſeyn wollten, aber nicht ſtets bey einerley Arbeit.

Erſt war die Schule; nach der Schule allerley eigentliche Arbeit, die nach ihren Jahren eingerichtet war; dann Erholungsſtunden. Damit aber dieſe, in welchen die Kinder gemeiniglich die Zeit mit zweck-

loſen Spielen verſchwenden, oder aus unberichtigtem Beſchäftigungstriebe wirklichen Schaden thun, ihnen auch nützlich werden könnten; ſo ſprach der Vater oft mit ihnen über alles, was ſeinen Garten- und Feldfrüchten ſchädlich war. Er lehrte ſie mancherley ſchädliche Gewürme und ihre Neſter entdecken, den Reitwürmern, Feldmäuſen, Maulwürfen, und Ratten nachſtellen, und die nöthigen Fallen dazu verfertigen. Um dieſes den Kindern noch mehr zur Luſt zu machen, ward das ganze Revier ordentlich unter ſie eingetheilt, und ein jedes gieng, ſo oft es die Witterung, oder andere Geſchäfte zuließen, mit allen nöthigen Werkzeugen gerüſtet, auf dieſe Jagd. Weſſen Obſtbäume dann in einer beſtimmten Zeit am reinſten von Raupenneſtern, Mooß und Waſſerzweigen, weſſen Wieſen am ebenſten von Maulwurfshaufen waren, und wer die meiſten getrockneten Köpfe von Mäuſen, Ratten, Maulwürfen und Reitwürmern ꝛc. vorzeigen konnte, der ward durch ein kleines Geſchenk belohnt, oder erhielt einen beſſern Platz bey Tiſche.

Wilhelms Töchter hatten eine andere Anweiſung, nützlich zu werden. Sie hatte die Mutter viel ſchädliche wildwachſende Pflanzen kennen gelehrt: von dieſen reinigten ſie in ihren Erholungsſtunden Garten, Wieſen und Aecker:- und zwar dergeſtalt, daß ſie nicht etwa, wie gewöhnlich, das Kraut nur oben abpflückten, ſondern ſie gruben gleich mit kleinen ſchmalen Grabſcheiten, die ganzen Wurzeln und

Pflanzen aus, und beſäeten die Stellen mit Saamen von guten Futterkräutern. Auch wußten ſie welche Kräuter, Blüten und Wurzeln für Krankheiten, bei Menſchen und Vieh, dienlich waren, ſo wie die rechte Zeit, ſie zu ſammeln. Wenn ſie nun keine ſitzende, oder häusliche Arbeit bei ihrer Mutter hatten; ſo waren ſie doch ſchon als Kinder nützlich beſchäftigt. Am Abende erzählte jedes Kind ſeine kleinen Begebenheiten des Tages, und holte dann über manchen zweifelhaften Fall den Rath ſeiner erfahrnen Eltern ein.

Als nun auch einſt davon geredet wurde, da ſprach Wilhelms älteſter Sohn Karl: „Aber, lieber „Vater! bald wird unſer Feld kein ſchädlich Thier oder „Kraut mehr haben. Was fangen wir dann an?“

Vater. Dann wollen wir unſre Nachbarn bitten, daß ſie uns erlauben, ihnen auch auf dieſe Art nützlich zu werden.

Sohn. Ja, Vater, das wollen wir thun. Ich will auch gern nichts dafür haben, wenn ich mich nur ferner nützlich beſchäftigen darf.

Nützlich kann man auf drey Arten werden.

Die erſte iſt, Schaden verhüten.

Die zweite, Gutes hervorbringen.

Die dritte, das Gute, was ſchon da iſt, verbeſſern oder veredeln.

Die erſte Art des Nützlich werden ſchickt ſich nur eigentlich für Kinder, und ihre angebohrne Thätigkeit kann bey dieſer Richtung allein zum Nutzen ge-

lenkt werden: da ſie ſich ſonſt meiſtentheils (obwol ohne Schuld der Kinder) im Schadenthun und Verderben äuſſert.

Kinder laſſen ſich zum Guten — gewöhnen! Spr. Sal. 22, 6. Sir. 33, 28. 29. 30.

7. Was Hänschen nicht gelernt hat, lernt manchmal Hans noch.

Vater, in der Schule lernen wir jetzt lateiniſch — erzählte der kleine einfältige Jochen ſeinem Vater Hans.

Was? ſagte der Vater, lateiniſch? könntet ihr deutſch dafür.

Am folgenden Tage hatte Hans etwas bey dem Schullehrer zu beſtellen. Bey dieſer Gelegenheit ſagte er dann: er habe ſein Lebtage gehört, daſs die lateiniſchen Bauern nichts taugten, und daſs er darum bäte, aus ſeinem Jochen keinen Lateiner zu machen.

Lieber Nachbar Hans, verſetzte der Schullehrer, wer hat Ihm denn geſagt, daſs Sein Jochen lateiniſch lernt? Nur deutſch mit lateiniſchen Buchſtaben gedruckt oder geſchrieben, ſoll er leſen lernen; weil man heut zu Tage ganze deutſche Bücher mit lateiniſchen Buchſtaben drukt. Mit der nämlichen Schrift wird auch engliſch, franzöſiſch, italieniſch und ſpaniſch gedruckt und geſchrieben: deſswegen aber ver-

ſieht man dieſe Sprachen noch nicht, wenn man die Buchſtaben kennte.

Aber dieſe Schrift wird ſchwer zu lernen ſeyn, meinte Hans.

Nichts weniger als dieſs! erwiederte der Schullehrer In drey Tagen muſs Er, als ein alter Mann, die lateiniſche Schrift lernen, wenn Er nur will.

Ey, das möchte ich doch probiren, ſagte Hans. Der Schullehrer gab ihm ein deutſches Buch, mit lateiniſcher Schrift gedrukt, mit nach Hauſe, und nach etlichen Tagen brachte es Hans wieder.

Herr Schullehrer, ſagteer, nun ſoll mir niemand mehr ſagen: was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr!

Ich kenne nun die lateiniſchen Buchſtaben ſo gut als die deutſchen, und mein Jochen ſoll künftig alles lernen, was Sie für gut halten. Wenn es auch zu nichts hülfe: ſo trägt man ja nicht ſchwer daran.

8. Der Geſchickte.

Martin hatte in der Jugend gelernt, mancherley Ackergeräthe zu machen, und wenn in langen Winterabenden die andern jungen Leute mit Schlafen, Muſſiggang und Thorheiten die Zeit verdarben; ſo ſaß Martin und ſchnitzte allerhand nützliche Sachen Auch hatte alles ein Geſchicke, was er verfertigte,

und man konnte ſehr gut damit handthieren. Als er nun groß wurde, da ward er bald Oberknecht oder Meyer, denn er konnte auch gut ſäen; bekam mehr Lohn, und hatte auch ſonſt mehr Vortheile zu genießen, als andere Knechte. Als er ſich endlich verheurathete, und ſeine eigene Wirthſchaft führte, kam ihm jene Geſchicklichkeit gar wohl zu ſtatten. Bei ihm verdiente der Wagner kaum halb Geld. Den Böttcher (Faßbinder, Küfer) hatte er oft das ganze Jahr nicht nöthig, weil er ſelbſt ſeine Fäſſer reinigte und mit friſchen Reifen belegte, wenn ſie ſchadhaft wurden. Wenn ſonſt etwas im Hauſe zu beſſern war, ſo that er es in müſſigen Stunden ſelbſt, und erſparte dadurch alle Jahre wenigſtens 30 fl. die ſeine Nachbarn baar hingeben mußten. Im ganzen Dorfe lobte man ſeine geſchickte Hand, und viele Bauern und Taglöhner hielten ihre Kinder an, auch ſo nützliche Nebenarbeiten zu lernen.

Wer geſchickt iſt, den hält man werth, Sir. 10, 28.

Was der Kluge Gutes ſieht, ahmt er nach mit Freuden,
Und die Fehler lernt er auch an Exempeln meiden.

9. Aergerniſs.

Klauſens Kinder hatten von ihrem Vater und Mutter nichts gutes geſehen. Die Mutter war zankſüchtig und liederlich; der Vater oft betrunken, und trieb einen ordentlichen Handel mit geſtohlenen und andern unerlaubten Waaren, wobey

denn ſeine argliſtigen Anſtalten (wovon ſeine Kinder oft Zeugen waren) es machten, daſs er niemals ertappt wurde. Sein drittes Wort war faſt ein Fluch oder Schwur, und eine ganze Reihe von böſen Sprüchwörtern, die nach ſeinem Sinne waren, führte er ſtets im Munde, als

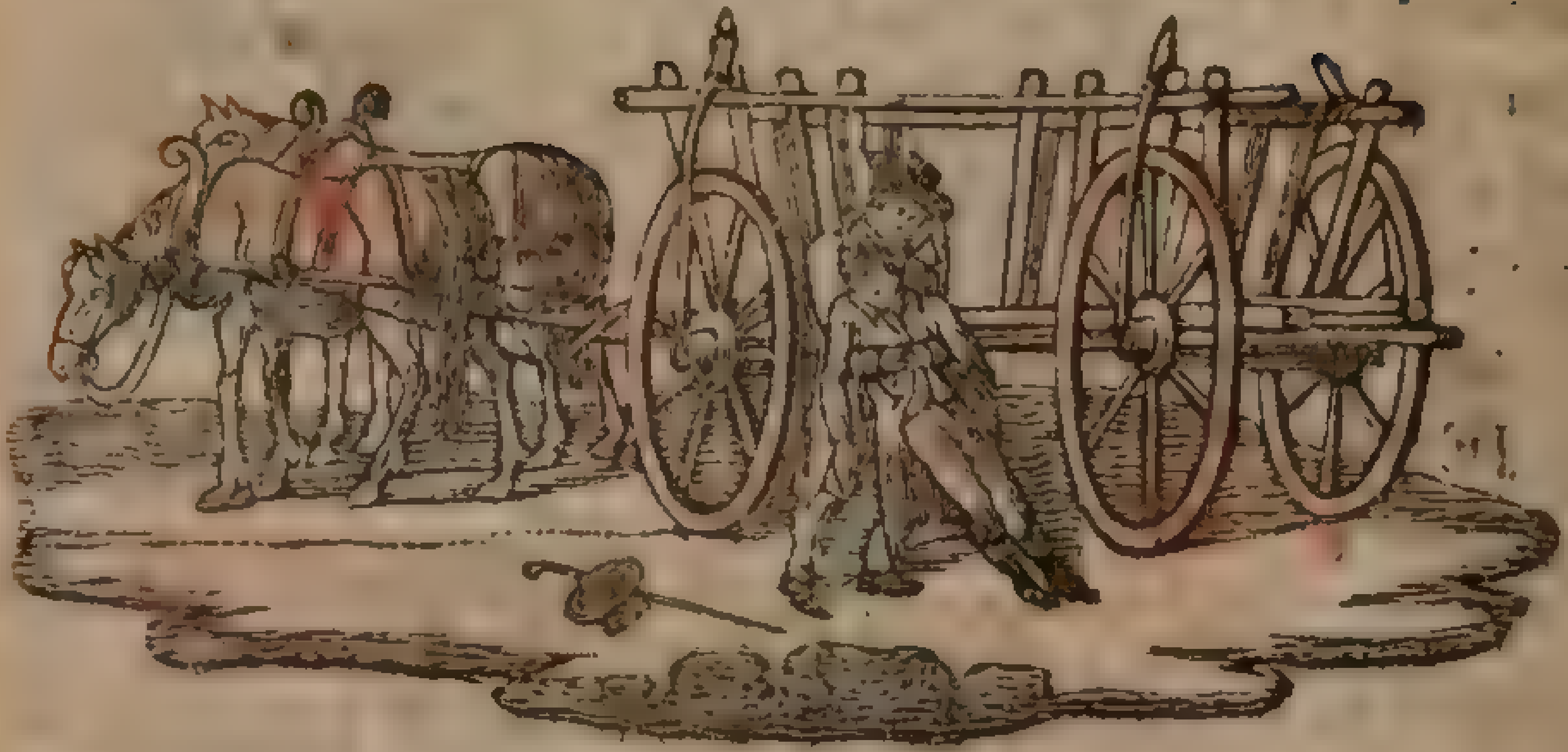
JEDER FÜR SICH, GOTT FÜR ALLE.
GELD REGIERT DIE WELT.
UMSONST IST DER TOD.
ESSEN, WAS SCHMEKT, UND LEIDEN WAS MAN MUSS.
JEDER IST SICH SELBST DER NÆCHSTE.
HARTE ZEITEN, HARTE LEUTE.
DUMME DIEBE WERDEN NUR GEHANGEN.
LUSTIG GELEBT UND SELIG GESTORBEN.

Und wie die Thorheiten alle heiſsen.

Nun mochte der Lehrer und Prediger dieſen Kindern noch ſo gute Lehren geben, das Beiſpiel ihrer Aeltern, welches ſie täglich ſahen und hörten, wirkte vielmehr, und ſie wurden ſchädliche Menſchen. Klaus und ſeine Frau hatten alſo ihren Kindern ein Aergerniſs gegeben oder gemacht, daſs die Kinder durch ſie ä r g e r wurden, als ſie ſonſt wol nicht geworden wären.

Wehe dem Menſchen, durch welchen Aergerniſs kommt, Matth. 18, 7.

10. Nächſtenliebe.



Ein armer Reiſender konnte im tiefen Schnee die Stadt nicht erreichen, ſondern befand ſich, als er von Müdigkeit und Kälte betroffen, am Wege ſitzend eingeſchlafen war, in großer Gefahr zu erfrieren. Zwey Bauren fuhren aus der Stadt nach Hauſe. Hans, der den erſten Wagen fuhr, ſah den Schlafenden liegen. „Da liegt ein Menſch,“ rief er, „der iſt entweder todt oder betrunken.“ Chriſtian, der den zweiten Wagen fuhr, hielt gleich ſtill, ſtieg ab, und verſuchte lange, ob er ihn aufwecken könnte; fand aber keine Bewegung an ihm. „Komm,“ rief Hans, „laß ihn liegen; was geht er uns an? wir müſſen „nach Hauſe.“ „Nein,“ antwortete Chriſtian, „ich „habe in der Schule gehört, daß, wenn ein Menſch „auch ſchon erfroren iſt, ein vernünftiger Arzt ihn „dennoch retten könne. Hilf mir ihn auf meinen „Wagen laden, ich will zurück nach der Stadt fahren, und ihn zum Arzt bringen.“ „Das wäre mir „eben recht,“ antwortete Hans, „ich ſitze hier einmal

„warm, und ſollte mir die Füße wieder kalt machen!" Und damit fuhr er fort. Chriſtian hob ihn alſo allein auf ſeinen Wagen, fuhr nach der Stadt zurück, und hatte die Freude, daß der verſtändige Arzt, zu dem er den Erfrornen brachte, ihn wieder herſtellte.

Alle gute Menſchen, als ſie dieſe That erfuhren, liebten und lobten Chriſtian; aber Hans ward, als ein Liebloſer, verachtet.

Wer deiner Hülfe bedarf, der iſt dein Nächſter; dem ſollſt du helfen, wie du kannſt. —

Luc, 10, 29 = 30.

11. Der Menſchenfreund.

So lange Wilhelm im Soldatenſtande lebte, bewies er ſonderlich dadurch ſeine Rechtſchaffenheit, daß er ſich der jungen Leute oder Rekruten annahm, die von Zeit zu Zeit eingeſtellt wurden. Er wußte wohl, wie leicht die Jugend verführt werden kann, und wie mancher liederliche Menſch nicht eher ruht, als bis er auch andere verführt hat. Darum war Wilhelm bemüht, zuerſt das Vertrauen der jungen Leute dadurch zu gewinnen, daß er ihnen allerlei Gefälligkeiten erwies. So zeigte er ihnen z. E. die Vortheile bei manchen von ihren Geſchäften; wies ihnen Arbeit zu, damit ſie ſich etwas verdienen konnten; beſuchte ſie, und half ihnen ihr Zeug in Ordnung bringen. Mit dieſem Betragen erwarb er ſich denn bald ihre Gewogenheit. Nun aber nahmen ſie auch gelegentlich gute Lehren willig von ihm an

und glaubten ihm, wenn er ihnen das Unglück des liederlichen Lebens ſchilderte, und es mit Beyſpielen bewies; dagegen aber Rechſchaffenheit, Ordnung und Mäßigkeit, als das einzige Mittel, anpries, das Beſchwerliche des Lebens, und ihres Standes insbeſondere, zu ertragen und zu verſüßen.

Als einſtmals ein Soldat von denen tödtlich krank lag, deren er ſich ſo freundſchaftlich angenommen hatte; ſo ließ dieſer Wilhelm rufen, dankte ihm mit rührenden Worten, und bekannte frei vor allen Umſtehenden, daß er, nächſt Gott, durch Wilhelms Freundſchaft und gute Lehren, vor Laſtern ſei bewahrt geblieben. Dan. 12, 3.

12. Schickſal.

Es war einmal eine Hochzeit nicht weit von einem Dorfe, auf dem dabei liegenden Hofe. Aus dem Dorfe war ein Bauer mit ſeiner Frau und zwei Kindern zum Hochzeitfeſte eingeladen. Die Aeltern hatten es auch für ſich und die Kinder zugeſagt. Man kann denken, wie ſehr ſich die Kinder freuéten auf den Schmaus, die bunten Kleider, die Muſik, und was ihnen ſonſt noch angenehm dabei vorkam. Auf den Mittag wurde der Mann ſehr krank. Deswegen mußte die Frau zu Hauſe bleiben, und ohne ihre Aeltern ſollten die Kinder nicht nach dieſem Hochzeitfeſte hingehen. Da weinten die Kinder ſehr, daß von ihnen dieſe Luſt vergebens gehofft wäre. Das eine Kind war gar ſo unwillig, daß es

ſagte: „Warum mußte denn der Vater eben heu„te krank werden, da wir einmal eine Luſt haben „ſollten?“ Aber hört, Kinder, was geſchah! Den Abend kam Feuer in dem Hochzeithauſe aus; und weil es von unten an zu brennen anfieng, die Gäſte aber oben waren, ſo kamen viele Leute auf der Treppe zu Schaden, oder wurden vor Schrecken hernach krank. Da merkten die Aeltern, daß die Krankheit des Vaters (der hernach bald wieder beſſer ward), welche ſie verhindert hatte, auch dahin zugehen, eine wohlthätige Schickung und Regierung Gottes geweſen ſey, und lobten Gott dafür. Ihre Kinder aber belehrten ſie an dieſem Exempel, daß Gott auch bey zugeſchickten Leiden die beſten Abſichten habe, und daß, wenn wir oft nicht ſogleich wiſſen, wozu das Leiden uns gut iſt, wir doch hernach erfahren werden, wie gut es unſer himmliſcher Vater mit uns meine. Röm. 8, 28.

13. Schaden der Unwiſſenheit.

Ein armer Taglöhner hatte einen Bruder in der Fremde, der war wol zwanzig Jahre abweſend; und die Leute glaubten, er wäre todt, weil er ſo gar nichts von ſich hören ließ. Einmal kam ein Brief an den armen Taglöhner, als er eben in der Stadt war. Weil dieſer Mann aber ſelbſt weder gedruckte noch geſchriebene Schrift leſen konnte; ſo gieng er mit dem Briefe zu ſeinem Wirth, und bat, daß dieſer ihm den Brief doch vorleſen möchte. Als

der Wirth den Brief eine Weile ſtille durchgeleſen hatte, ſagte er zum Taglöhner: „Hört! in dem „Briefe ſteht: euer Bruder in der Fremde wäre todt, „und hätte euch fünfzig Gulden vermacht; aber „ihr müßtet ſogleich kommen, und das Geld „ſelbſt abholen.“ „Herr Wirth,“ ſagte der Taglöhner, „wo ſoll ich denn hingehen, und das Geld „abholen?“ „Nach Amſterdam, über hundert Mei„len von hier,“ ſagte der Wirth, „da liegt euer „Geld.“ Ei,“ ſagte der Mann, hundert Meilen „hin, hundert Meilen her — das ſind ja wol gar „vierhundert Stunden, da koſtete mir die Reiſe und „Verſäumniß bey der nahen Aerndte mehr, als ich „erben ſoll.“ „Hört,“ ſprach der Wirth, „gebt mir „den Brief, und verkauft mir euer Recht daran für „dreißig Gulden; ſo könnt ihr hier bleiben, und „ich will ſchon ſehen, wie ich zum Schaden kom„me. Aber ihr müßt keinem Menſchen etwas von „dieſem Handel ſagen — Wollt ihr das?“ „Herz„lich gern,“ antwortete der Taglöhner. Nun holte der Wirth und zählte die dreyßig Gulden auf. Der Taglöhner dankte, nahm ſie, und gieng vergnügt nach Hauſe. Aber nach vielen Jahren, als der Wirth, der indeß liederlich und arm geworden, ſterben ſollte, da bekannte er mit großer Angſt auf dem Todbette, wie er den armen Taglöhner betrogen habe. Denn in dem Briefe hätte geſtanden:

„Wer dieſen Brief in Amſterdam bei ei„nem gewiſſen Manne vorzeigen würde,

„dem ſollten zweytauſend Gulden (und alſo
„ſehr vielmal mehr, als der Wirth dem Tag=
„löhner gegeben) ausgezahlt werden."
welche er denn auch erhalten, aber liederlich durch=
gebracht hatte.

Unſchätzbar iſt der Werth der Schulen! Leſen,
Schreiben und Rechen lernen, iſt ein Hülfsmittel
zu aller wahren Weisheit zu gelangen, und viel Gu=
tes zu kennen. Weish. 10, 8 (S. 1 Thl. S. 121. f.)

14. Vom Weſentlichen und Zufälligen.

In einer gewiſſen Stadt war ein luſtiger Thor=
ſchreiber. Wenn die Bauern zu Markte fuhren,
und oft wegen ihrer Menge lange halten mußten,
dann ſcherzte er mit einigen, die er kannte, und
verachtete gewöhnlich den Stand der Ackersleute.

Einſt ſcherzte er auch ſo mit Wilhelm, da kam
er aber unrecht an. Denn dieſer forderte von ihm
eine genaue Beſchreibung, was denn ein Bauer ei=
gentlich wäre? Der Thorſchreiber ſagte: „Ein
„Bauer iſt grob, dumm und faul, und wenn er nicht
„muß, ſo regt er weder Hand noch Fuß."

„Ihr irrt," ſagte Wilhelm. „Ein Bauer iſt ein
„Menſch, der aus dem Landbau und der Viehzucht
„den größten Vortheil zu ziehen weiß — Der das
„Vorrecht hat, bei ſeiner Arbeit am meiſten geſund
„und ſtark zu bleiben. — Dem allein unter allen
„Ständen die Kinder nicht zur Laſt ſind. — Deſſen

„verſtändige Betreibung ſeines Berufs die meiſten „wahren Reichthümer in den Staat bringt. — Der „die Welt ernährt und auch dem Herrn Thorſchrei„ber ſein Brod ſchafft, damit er noch länger leben „und ſpaßen kann. Seht, mein Freund! das ſoll und „kann der Bauer ſeyn. Grobheit ſteht ihm ſo wenig „an, als dem Bürger in der Stadt, und gute Schul„lehrer und Aeltern auf dem Dorfe ſuchen ebenſo„wol als in Städten, ihre Kinder klug, fleißig und „höflich zu ziehen. Wenn ihr alſo künftig wieder „eine Beſchreibung von einem Dinge macht: ſo unter„ſcheidet fein das Weſentliche vom Zufälligen.“

Da ſchämte ſich der Thorſchreiber und gieng ſchweigend fort.

Zufällig iſt das an einem Dinge, was daran ſeyn kann, aber eben nicht nothwendig ſeyn muß. Weſentlich hingegen dasjenige, ohne welches ein Ding nicht das oder nicht ſo vollkommen iſt, was es ſeyn ſoll. So iſt es z. E. in dieſer Geſchichte am Ackermanne keine nothwendige Eigenſchaft, daß er grob, dumm und faul ſeyn müſſe: obgleich aus mancherley Urſachen es ſich oft ereignet, daß er es iſt.

Was iſt an dem Menſchen zufällig? was weſentlich? was an einem Hauſe? was an einem Dorfe? ꝛc.

15. Laß ab vom Böſen, und lerne Gutes thun.

Wenn man oft dieſelbe Handlung wiederholt, ſo gewöhnt man ſich daran und endlich hält es ſchwer, ſie zu unterlaſſen. Doch wenn die Handlung uns und andern ſchädlich iſt, ſo müſſen wir ſie uns abgewöhnen. Wenn wir nur erſt den Schaden, welchen das Böſe bringt, einſehen, dann erſchrecken wir über unſere Gefahr; wie einſt Chriſtoph erſchrak, der zum Zorn und zum Schimpfen und Schelten bei der geringſten Gelegenheit ſich gewöhnt hatte. Ein verſtändiger Mann erzählte ihm; daß vor kurzem ein Menſch, der einen andern im Zorn erſchlagen hatte, ſey enthauptet worden. Das kann dir auch noch widerfahren, dachte Chriſtoph, und ſprach: Ich bin auch oft zornig und auffahrend. Wie mache ich es wol, daß ich den Fehler los werde? Da rieth ihm der verſtändige Mann, ſogleich zu denen, die er im Zorn beleidigt hatte, zu gehen, ihnen ſeinen Vorſatz, ſich das zornige Weſen abzugewöhnen, aufrichtig zu melden und ſie um Verzeihung wegen des Geſchehenen zu bitten. Dabei aber gab er ihm noch den Rath, täglich an dieſen Vorſatz oft zu denken, und alle Gelegenheit zum alten Fehler dadurch zu vermeiden, daß Chriſtoph gleich weggienge, wo ſich Anlaß zu Zank und Streit fände.

16. Endzweck (Abſicht).

Was man ſich vorſetzt, durch einzelne oder auch durch eine Reihe von Handlungen zu erreichen; das nennt man einen Endzweck. Der Endzweck kann gut oder böſe ſeyn.

Gut iſt er, wenn er irgend einem ſchädlichen Dinge wehrt, und irgend etwas Gemeinnütziges befördert. Bei einem guten Unternehmen darf ich, wenn es bekannt wird, nicht erröthen, gute Menſchen billigen, loben und unterſtützen mich wol dabei, und ich habe nichts zu fürchten; als daß ich mich etwa in der Wahl der Mittel irren könnte. Hingegen böſe heißt eine Abſicht, wenn durch ihre Erreichung Schaden geſtiftet wird; dann habe ich vielerlei zu fürchten; z. B die Entdeckung, den Widerſtand derer, die darunter leiden ſollen, den beſchimpfenden Namen: „ſchädlicher und ſchändlicher Menſch!“ die Abneigung der Guten, ihr Zurückziehen von mir und meinem Umgange, und die bürgerliche Strafe; die gemeiniglich auch mit Unkoſten und Schaden verknüpft iſt ꝛc. ꝛc.

Dieſes ſind die äuſſerlichen gewöhnlichen Folgen, je nachdem unſere Endzwecke oder Abſichten gut oder böſe ſind.

Die innerlichen Folgen ſind bei guten Endzwecken: Freudigkeit, Ruhe des Gewiſſens, Hoffnung und Zuverſicht. Bei böſen Endzwecken aber: Furcht, Angſt und banges Erwarten der Dinge, die da kommen ſollen.

Was ſoll der Hauptzweck eines jeden Menſchen ſeyn? Er ſei der:

Ich will gut ſeyn,

das heißt:

Ich will recht thun.

Ich will keinen beleidigen, keinem ſchaden. Ich will fleißig lernen, wie man nützlich und brauchbar werden kann. Ich will meine Geſundheit durch Mäßigkeit und Vorſichtigkeit erhalten. Ich will aus Dankbarkeit meinen Aeltern, Lehrern oder Pflegern durch mein ordentliches Betragen Freude machen. Ich will, ſo weit meine Kräfte reichen, auch Andern helfen gut werden, und daher niemanden ein böſes Beiſpiel geben. Ich will meinen Körper durch Uebung dauerhaft und ſtark machen u. ſ. w.

17. Mittel.

Man nennt das, was man anwendet, um irgend einen Zweck, Abſicht, oder Endzweck zu erreichen, ein Mittel.

So ſind die Arzneien, die man gegen Krankheiten gebraucht, um den Zweck, nemlich geſund zu werden, erreichen zu können, Mittel.

So iſt das Geld ein Mittel, um im Handel über den Werth eines Dings ſich zu verſtändigen, und auseinander zu kommen.

So iſt die Sprache ein Mittel, unſere Gedanken mitzutheilen.

So iſt der rechte Schulunterricht ein Mittel, verſtändig zu werden ꝛc. ꝛc.

Wer die ſchicklichſten Mittel zur Erreichung gu= ter Abſichten (oder Endzwecke) verwendet, der han= delt gut, weiſe, klug, verſtändig. Das iſt ein Hauptzweck, wornach ein Menſch ſtreben ſoll.

Wer unter euch, liebe Kinder, möchte nicht ger= ne verſtändig werden? Iſt das euer Ernſt, ſo iſt euer Endzweck gut und löblich. Ihn zu errei= chen, dient der ganze Schulunterricht.

Aber was müſſet ihr eurerſeits dazu bei= tragen?

Das erſte Mittel iſt Aufmerkſamkeit,

das zweite iſt, Wiederholen und Ueber= denken der gehörten Lehre,

das dritte iſt, Uebung und Gehorſam.

Nicht alle Mittel helfen allemal, z. B. die be= ſten Arzneymittel ſtellen oft die Geſundheit nicht wieder her, ꝛc. aber jene drei Mittel verfehlen nie ihren Endzweck, weil ſie in der Einrichtung der menſchlichen Seele gegründet ſind.

Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen.

Auch bei allen Handarbeiten, die wir treiben, auch bei dem Ackerbau giebt es Zweck und Mittel.

Das fertige Stück, z. B. das Garn, iſt der Zweck des Spinners, ſeine Arbeit iſt das Mittel. Neben= oder Hülfsmittel bei der Arbeit ſind die verſchiedenen Handwerkszeuge, als z. B. bei dem Schmiede: Hammer, Ambos und Zange, bei dem Ackerbauer: Wagen, Pflug, Egge ꝛc.

Aber der End- oder Hauptzweck bei jeder unternommenen Arbeit, der Handwerker ſowol als der Bauersleute, iſt der Lohn, oder Verdienſt, den ſie ihnen bringt. Denn dieſer Lohn iſt das Mittel zur Ernährung der Arbeiter und ihrer Familien, und zuerſt muß der Menſch für die Erhaltung ſeines Lebens ſorgen!

18. Tugend und Laſter mit ihren Folgen.

Es war einmal ein Junge, mit Namen Claus, der wollte nichts lernen; weil er auf nichts Achtung gab. Er wollte nicht einmal gerne in die Schule gehen. Die Aeltern mußten ihn immer vor ſich her in die Schule treiben; wie man ein Thier vor ſich her treibt. Da ſeufzeten die Aeltern oft über Claußen und ſagten: „du böſes Kind! aus dir wird nichts Gutes.“ — In der Schule hatte der Schulmeiſter ſeine Noth mit dem Jungen. Entweder er ſaß nicht ſtille, und hinderte die andern Kinder; oder er gab nicht Achtung, und war nicht aufmerkſam auf das, was der Schulmeiſter lehrte. Erſt ermahnte ihn der Schulmeiſter mit aller Güte; als aber das nicht half; ſo ſtrafte er ihn hart mit allerlei Strafen, die ſehr wehe thaten. Er blieb aber, wie er war. Da rief denn der Schulmeiſter oft im Unwillen über ſeine böſe Streiche: „Junge, dir wird es dein Lebetage nicht wohl gehen!“ Was geſchah? Als der Junge älter und ſtärker ward, da wollte er niemand gehorchen und ſich keiner Ordnung unterwer-

ſen. Er diente bei vielen Herren; aber keiner konnte mit ihm fertig werden. Endlich beſtahl er ſeinen Herrn; und da ihn dieſer dabei antraf: ſo wehrte er ſich, ſchlug ſeinen Herrn ſo hart, daß er daran ſterben mußte, und entfloh mit ſeinem vollen Geldbeutel. Aber er ward ergriffen und gefangen geſetzt. Die Obrigkeit ließ ihm, andern böſen Buben zum Schrecken, alle Glieder bei lebendigem Leibe zerſchlagen, und ihn tödten; ſeinen Körper aber auf das Rad legen, wo ihn die Raben freſſen.

Hätte dieſer Menſch nicht in der Jugend ſeinen Aeltern und Lehrer ſo viel Verdrüß gemacht, ſo hätten ſie nicht über ihn geſeufzt und ihn verwünſcht. Genau traf bei ihm ein, was ſeine Aeltern und Lehrer vorher ſagten. Denn es ward nichts Gutes aus ihm; es gieng ihm ſein Lebetage nicht wohl, und er nahm ein ſchlechtes Ende.

19. Fortſetzung.

Aber in eben dieſem Dorfe war ein anderes Schulkind armer Aeltern, Namens Friz. Er gieng gern zur Schule; wenn er in der Schule war, hörte er recht aufmerkſam zu, und auſſer der Schule dachte Friz wieder an das Gute, was er in der Schule verſtehn gelernt hatte. Friz ließ ſich auch zu allem Guten willig lenken, und bezeigte ſich nicht ſchläfrig, trotzig oder unwillig, wenn ihm eine Lehre geſagt, oder er wegen eines kindiſchen Fehlers getadelt und zurechte gewieſen wurde. Je mehr Friz nun an

Alter zunahm, je mehr nahm er auch zu an dem, was gefällig, nützlich und gut war. Jedermann, vornehmlich ſeine Aeltern und Lehrer, freueten ſich darüber, und die Aeltern konnten Frizen im 10ten Jahre ſchon in ihrer Haushaltung gebrauchen, und ihm manches anvertrauen. Als Fritz nun groß und ſtark genug geworden war, um bey andern Leuten zu dienen, da war ſein Abſchied von ſeinen Aeltern und Lehrern recht rührend. Er dankte ihnen für ihre Sorgfalt und Treue mit Thränen, und rühmte das viele Gute, was er von ihrentwegen hätte. Sie aber rühmten ſeinen Fleiß und Gehorſam, ſegneten und küßten ihn. Sein Lehrer aber ſprach noch zuletzt manches mit Fritzen, und ſchrieb ihm dieſe Worte zum Andenken auf: „Bleibe fromm, und thue recht, „denn ſolchen wirds zuletzt wohl gehen!"

Dieſes verſprach Friz zu thun, und er hielt es auch. Denn Friz blieb als ein völlig erwachſener Mann ſtets treu, ſuchte ſtets den wahren Nutzen ſeiner Herrſchaft zu befördern, und ward immer geſchickter und vernünftiger.

Und nun gieng es ihm auch wohl. Denn er hatte bald die beſten Herrſchaften, welche, ſobald ſie von ihm hörten, ihn in ihren Dienſt haben wollten, weil ſie auch immer gerne die beſten Dienſtboten zu haben wünſchten. Er war alſo auch gut belohnt worden, und da er ſeinen Lohn durch Sparſamkeit zuſammen hielt, ſo kam er bald in den Stand, ſein eigen Brod zu eſſen. Denn als

er lange genug gedient hatte, kaufte er ſich ein kleines Gut, und heurathete eine fromme und fleißige Frau, mit welcher er vergnügt lebte. Auf dieſe Weiſe war der Seegen ſeiner Aeltern ſichtbar erfüllt, und wer ein glückliches Leben beſchreiben wollte, der erzählte von dieſen guten Leuten.

20. Vom Nutzen des richtigen Denkens beim Ackerbau.

Wilhelm hatte einen verſtändigen Lehrer in der Schule gehabt. Anſtatt die Kinder bloß zum Auswendiglernen von Wörtern zu zwingen, die die Kinder nicht verſtehen, weil ſie ihnen nicht gehörig erklärt werden, oder Dinge bedeuten, die für ihre Jahre noch zu hoch ſind; hatte dieſer Lehrer mit Wilhelm und den übrigen Schulkindern über alles deutlich geſprochen, und die Kinder von Jugend auf zum Bemerken, Verſtehen und Ueberlegen alles deſſen, was ſie ſahen, hörten und thaten, und ſonderlich deſſen, was zu ihrem künftigen Beruf gehörte, gewöhnet. Von dieſem verſtändigen Unterrichte hatte beſonders Wilhelm großen Nutzen. Denn als er nach ſeines Vaters Tode das Ackergut erbte, und ſeines Soldatenſtandes entlaſſen wurde, da zeigte ſichs an dem, was er that. Zwar hatte Wilhelm, ſo lange der Vater lebte, die Mängel der Wirthſchaft auch wohl eingeſehen, und wußte die Urſachen, warum ſie nichts vor ſich brachten, ganz genau. Auch wagte ers

zuweilen, wenn der Vater über Mangel klagte, auf eine beſcheidene Art es ihm vorzuſtellen. Aber der Vater ließ ſich von der alten Wirtſchaftsart nicht abbringen; und weil zu dem, was der Sohn vorſchlug, vollends ein Vorſchuß an baarem Gelde gehörte, ſo wollte der Vater, der weder leſen, ſchreiben, noch rechnen konnte, und nur aufs Gegenwärtige ſah, nichts davon wiſſen.

Nun aber war Wilhelm frey, und ſäumte nicht, zu beſſerm Betrieb ſeiner Wirthſchaft, die nöthigen ihm wohl bekannten Mittel anzuwenden. Erſtlich hatte er zu viel Ackerland unter dem Pflug: dieſes konnte er weder zu rechter Zeit, noch gehörig beſtellen. Dann mangelte der nöthige Dünger, weil er zwar viel Zugvieh halten mußte, aber nicht genug Futter dazu gewann, daher denn das Vieh elend und kraftlos war. Wilhelm ließ alſo gleich den ſchlechteſten Acker liegen, und verbeſſerte zuerſt den nächſten und beſten, ſo gut er konnte. Und weil es ihm an Futter fehlte, ſo miethete er noch Wieſen; wohlwiſſend, daß ihm dieſe Ausgabe reichlich würde eingebracht werden. Auch behalf er ſich die erſten Jahre deswegen genau. Als er nun durch dreijährige beſſere Beſtellung dieſen Acker in tragbaren Stand geſetzt hatte, ſo vermehrte ſich ſein Vorrath an Dünger dergeſtalt, daß er jährlich ein Stück von dem ſchlechten und entfernten Acker wieder unter den Pflug nehmen, und auch verbeſſern konnte. Nach zwölf Jahren war Wilhelm mit al-

lem ſeinem Ackerland in Ordnung; ſein Vieh, welches er blos zum Ackerbau hielt, war in dem beſten Stande, ſo wie ſein Garten und ſein Hausweſen. Sonſt hatte er es mit dem Vieh und der Miſtſtätte gerade ſo gehalten, wie Georg im erſten Theile des Kinderfreundes Nr. 86. An den Seiten ſeiner Aecker, wo ſie an Fuhrwege ſtießen, machte er Fußpfade von Feldſteinen, ſtatt daß ſein Vater nur Dornen hingeſteckt hatte, die ihm weggeriſſen und geſtohlen wurden, und oft nur machten, daß der Weg noch tiefer in den Acker hineingebahnt wurde. Seinen Grasgarten, ſeine nahen Wieſen und ein paar mittelmäßige Aecker beſetzte er mit Kirſchbäumen, Zwetſchen und anderem Obſte, woraus er jährlich viel Geld löſete. Weil er ſeine Bäume ziemlich hoch und weit aus einander pflanzte, ſo, daß die Aeſte erſt ſechs Schuhe von der Erde anfiengen, ſo wuchs noch genug Gras und anderes, was er hin und wieder pflanzte, unter ihnen.

Seine Wieſen beſprengte er öfters im Frühlinge mit rothem Wieſenklee und überfuhr ihn dann ſcharf mit dem Rechen. Er hatte nemlich bemerkt, daß der Klee nothwendig ausroſten muß, wenn man nicht nachhilft, weil das Heu immer eher gemähet wird, als der Same reif wird, und wenn dieſer auch hin und wieder reif wird, doch nicht gehörig unter die Erde kommt.

Beim Getraideverkaufe paßte er nicht immer auf Theurung, wie ſein Vater, der nicht ſelten in der

Hofnung, daß es noch theurer werden könnte, die beſte Verkaufszeit verſäumt hatte.

Auf dieſe Weiſe kam Wilhelm täglich in beſſern Stand, und wurde in einer Zeit von 12 Jahren völlig ſchuldenfrei, ſo daß er nun Geld auf Zinſen leihen konnte.

Sollte wol nicht ein ganzes Land großen Vortheil davon haben, wenn alle Bauren ſo richtig dächten, als Wilhelm? Weish. 3, 15.

21. Vom Nutzen des richtigen Denkens beim Weinbau.

Wilhelms Vetter und Schulkammerad, Namens Klug, der in einem benachbarten Weingärtnersdorfe wohnte, wendete das alles auch auf ſeinen Weinbau an, und verbeſſerte ſein väterliches Gut ungemein, nachdem ihn die Schule im Denken ſehr geübt, und ihm Anleitung gegeben hatte, alles beſſer zu machen. Sein Vater hatte nemlich zu viele Weinberge, und konnte ſie mit ſeiner Familie nicht beſtreiten: daher hatte er ſie durch Taglöhner bauen laſſen müſſen. Aber dieſe thaten oft ihre Arbeit ſchlecht, und koſteten eine Menge Geld. Ueberdieß waren verſchiedene von ſeinen Weinbergen in ſchlechtem Zuſtande. Der Alte hätte keinen friſch anlegen laſſen, weil er die Unkoſten ſcheute, die Stöcke waren nicht vollzälig, und die meiſten trugen wenige und ſchlechte Trauben. Zum Glück waren einige

davon zehendfrei mit denen alſo Klug machen durf=te, was er wollte. Weil ſie ziemlich flach und nie=drig waren, ſo reutete er ſie ſogleich aus, und be=ſäete ſie mit Monatsklee, weil er Futter für ſein Vich brauchte, und weil ihm dies noch ſo viel ein=trug, als ein ſchlechter Weinberg. Die wenigen andern Weinberge legte er nach und nach friſch an, und zog in der Folge den Dranſaz, den es koſtete, wohl ſechsfach heraus: denn von den wenigen Wein=bergen bekam er mehr und weit beſſern Moſt, als ſein Vater, der wohl noch einmal ſoviel hatte. Da die Weinkäufer im Herbſte gewahr wurden, daß ſeine neue Reben, ſtatt der vielen Puzſcheeren, die ſein Vater aus falſcher Gewinnſucht gebaut hatte, nun von viel edlerer und ſchmackhafterer Art wären: ſo liefen ſie alle lieber zu ihm, als zu vielen ſeiner Nachbaren, und bezahlten ſeinen Moſt theurer als jeden andern.

Wilhelm und Klug waren gute Freunde, kamen oft zuſammen, beratſchlagten ſich an den Sonn=tagsabenden über Verbeſſerung ihrer Grundſtücke, und freuten ſich, ſo oft einer dem andern einen neuen guten Gedanken an die Hand gab.

22. Vom Nutzen des richtigen Denkens bei der Viehzucht.

Wilhelm hatte ſich keine unverſtändige Frau ge=nommen. Denn er dachte: „was hilft dir, wenn „du auch alles noch ſo gut machſt, und deine Frau

„iſt in allen Stücken dem Guten zuwider, oder ei„genſinnig, und läßt ſich nicht bedeuten (belehren „zurechtweiſen)?“ Er konnte aus andern Dörfern viel reichere Mädchen heurathen, aber er ſprach: „Ich „will lieber ein ärmeres unter denen mir wählen, „die mit mir bei unſerm Schulmeiſter in die Schule „gegangen ſind. — Was denen an Geld fehlt, das „haben ſie an Verſtand und Geſchicklichkeit.“ Er hatte alſo ein Mädchen, Namens Marie, geheurathet, mit der er ſehr vergnügt lebte.

Als dieſe nun ſah, wie richtig ihr Mann dachte, und wie klug er es anfieng auf eine rechtmäßige Art in beſſere Umſtände zu kommen, da dachte ſie auch ihrer Seits darauf, wie ſie Vortheil brächte; und weil ſie rechnen konnte, ſo überrechnete ſie bei jeden Entwurf, den ſie machte, Schaden und Vortheil genau.

Einmal, da ſie ſich mit einander über ihre Wirthſchaft berathſchlagten, that Marie ihrem Manne unter anderm den Vorſchlag: alles was ſie in der Brache gewonnen an Kartoffeln, Rüben ꝛc. künftig nicht mehr zu verkaufen; ſondern den Winter durch ihren Kühen zu geben, weil es doch nur spottwohlfeil, Milch und Butter aber theuer wären: ſo würde der Vortheil größer ſeyn. Das Vieh würde nemlich dabey fett werden, auch die Verſäumniß, die mit dem Verkaufe dieſer Früchte verbunden iſt, geſpart, und von beſſer gemäſtetem Vieh auch ſtärkere Kälber, und ſowohl mehr als beſſerer Dünger

erhalten werden können. Wilhelm fand den Vorſchlag ſeiner Frau ſo nützlich, daß er ihn billigte, und eine ſo verſtändige Frau täglich lieber gewann.

Sollte dieſes dem Lande nicht großen Vortheil bringen, wenn auch das weibliche Geſchlecht zum richtigen Denken in Schulen mehr, als bisher, angeführt würde? Spr. Sal. 31, 10. 11. 26. 27. 31. Sir. 25, 11.

23. Die gute Schweſter.

Als Marie mit Wilhelm einige Jahre verheurathet war, da fand ſie in ihrer Wirthſchaft viel zu thun. Und weil auch ihre Kinder noch klein waren; ſo hatte ſie von ihnen noch keine Hülfe, wol aber manche Laſt, und allein auf das Geſinde konnte ſie ſich vollends nicht verlaſſen. Aber ſie hatte noch eine jüngere Schweſter, die hieß Liese. Dieſe, welche ſie ſehr liebte, ſagte zu rechter Zeit ihren Dienſt bei ihrer Herrſchaft auf, kam zu Marien, und erbot ſich, einige Jahre bei ihr zu bleiben, und gegen ein Geringes an Gelde, zu den nöthigen Kleidungsſtücken, ihr in ihrem Hausweſen beizuſtehen. Wilhelm und Marie nahmen dieſes Anerbieten mit Freuden an. Durch dieſe Hülfe hatten ſie nach und nach viel gewonnen. Nach einigen Jahren fand ſich eine Gelegenheit, daß Liſe heurathen konnte. Da rechneten Wilhelm und Marie heimlich zuſammen, was Liſe indeß etwa würde verdient ha=

ben, wenn ſie bey andern Leuten gedient hätte, und an ihrem Verlobungstage gaben ſie ihr dieſes an Geld und Hausgeräth zu ihrer Ausſtattung. Sir. 25, 1. 2.

Geſchwiſtern ſteht es fein,
Wenn ſie ſich zärtlich lieben,
Und ohne Zank und Streit
Die Eintracht täglich üben.

Geſchwiſter! ſebet doch in allem
Einander gerne zu gefallen.
Helft, gebet, dient euch unbeſchwert.
Das macht euch Gott und Menſchen werth.

24. Auch an die Nachkommen muſs man denken.

Wenn Wilhelm einen Obſtbaum propfte (belzte), ſo ſetzte er gemeiniglich einen Zweig von einem Borsdorferapfel darauf. Einst beſuchte ihn ſein Nachbar Hans, fand ihn bei dieſer Arbeit, und tadelte ihn deswegeu. „Ey Gevat„ter,“ ſprach er, „warum nehmt ihr nicht lieber „Propfreiſer von andern Aepfelarten, die eher „tragen, das könnt ihr noch erleben, aber die „Borsdorfer tragen vielleicht in zwanzig Jah„ren noch nicht viel Obſt.

„Aber wenn dieſe denn doch endlich tra„gen,“ antwortete Wilhelm, „dann haben auch

„meine Nachkommen auf lange Zeit deſto „reichlichern Vortheil.“

So wie es mit manchen Dingen in der lebloſen Natur beſchaffen iſt, ſo geht es auch mit guten Anſtalten und Einrichtungen. Sie müſſen daher natürlicher Weiſe immer ſeltener werden, jemehr die Menſchen ſich gewöhnen, nur aufs Gegenwärtige begierig zu ſehen, und an die Zukunft gar nicht zu denken. Denn gewöhnlich entſteht alles vorzüglich Gute langſam, und befriedigt nicht ſogleich in der erſten Zeit die Ungeduld unſerer Erwartungen und Wünſche; dauert aber, wenn es emporkömmt, deſto länger, und belohnt dann reichlich den Fleiſs und die Hofnung des Menſchenfreundes.

25. Die Kunſt ohne Reue frölich zu ſeyn.

Klaus konnte den ganzen Frühling hindurch Blumen ſehen, Nachtigallen ſchlagen hören, die ſchönſten Kornfelder durchwandeln, und ihm kam auch nicht ein froher Gedanke in den Sinn. Wenn er froh werden ſollte, ſo mußte Wein, oder Caffee und Kuchen da ſeyn. — Er mußte im Spiel gewinnen, oder den beſten Rock in der Geſellſchaft anhaben. — Oder es mußte ein einfältiger Menſch gegenwärtig ſeyn, den er verſpotten konnte. — Nur bey dergleichen Anläſſen pflegte Klaus zu lachen.

Einſt gieng er über ein kleines Feld an einem Orte zu Gaſte, und ſah, wie gewöhnlich, gedankenlos vor ſich nieder. Da fand er ſeinen armen Vetter Karl vor einem wilden Apfelbaume, der eben in voller Blüthe ſtand. Er ſang mit leiſer Stimme den Vers:

„Mich ruft der Baum in ſeiner Pracht,
„Auch mich, auch mich, hat Gott gemacht,
„Gebt unſerm Gott die Ehre!

und weinte vor freudiger Empfindung des allgütigen Schöpfers. „Wie kannſt du dich über einen Baum „ſo freuen?“ ſagte Klaus mürriſch zu Karln, der ihn nun mit froher und wohlwollender Seele grüßte. „Ey, lieber Vetter,“ antwortete Karl, „wenn es „nicht wohlfeile Freuden gäbe, wo wollte ich „Armer welche hernehmen? Ich kann keine Freu„den bezahlen. Aber darum hab ich Gott ſo lieb, „daß er auch für uns Arme Freuden bereitet hat. „— Denn ich kann ohne Koſten und ohne Reue fröh„lich ſeyn Aber es iſt eine ordentliche Kunſt.“ „Nun, was iſt das für eine?“ ſprach Klaus. „Da iſt ſie, wenn du mich hören willſt,“ antwortete Karl: „Ich ſehe alles recht an, was da iſt; „Großes und Kleines, was Gott gemacht hat; „und finde alle Tage etwas Neues und Schönes. „Dann denke ich nach: warum, und wozu dieſes „und jenes wol da ſeyn, und wozu es wol nützen „mag? und wenn ich dabei der Weisheit des Schö-

„pfers zuweilen auf die Spur komme, dann kann „ich gleich mit meinen eigenen Worten beten; weil „ich von der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes „alsdann ganz durchdrungen bin. Und ſo geh' ich „mit Vorſätzen, dem Allgütigen zu gefallen, mun„ter und froh an meine Arbeit."

„Lebe wohl," ſprach Klaus, und gieng fort.

2 Cor. 13, 11. 1 Theſſ. 5, 16. 18. Phil. 4, 4.

26. Der Werth des Baurenſtandes.

Der Bauer iſt ein Ehrenmann,
Denn er bebaut das Feld.
Wer eines Bauren ſpotten kann,
Iſt mir ein ſchlechter Held.

Er pflügt und driſcht, und Baurenſchweiß
Erhält den ganzen Staat;
Was hilft Gelehrſamkeit und Fleiß,
Wenn man nicht Bauren hat?

Früh Morgens, wenn der Tag kaum graut,
Da hat er ſchon geſchwitzt,
Und eh der Himmel Lerchen ſchaut,
Hat er ſchon viel genützt.

Und eh die liebe Sonne kommt,
Geht er ſchon ſeinen Gang,
Und thut, was allen Menſchen frommt (nützt)
Mit Luſt und mit Geſang.

Im Schweiße ſeines Angeſichts
Ißt er ſein täglich Brod.
Wir hätten ohne Bauren nichts,
Die Städter litten Noth.

Und darum ſey der Baurenſtand
Uns aller Ehre werth;
Denn kurz und gut, wo iſt ein Land,
Das nicht der Bauer nährt?

(S. auch im 1 Thl. Nr. 85. und 2 Th. Nr. 9.).

27. Frage eines Schulkindes an ſeinen Lehrer.

Das Schulkind.

Aber, lieber Lehrer, wenn ich nun keine Arbeit bekommen kann, wie ſoll ich denn dem Müſſiggange entfliehen?

Der Lehrer. Wie vielerley Hauptarten der Arbeit mag es wol geben?

Schulkind. Nun, ich denke, zweierlei: Kopf- und Handarbeiten.

Lehrer. Und die Handarbeiten? — kannſt du ſie alle nennen?

Schulkind. Nein, es mögen ſehr viele ſeyn.

Lehrer. Ob alle diejenige, die zu den vielen Handarbeiten nöthig ſind, lauter Meiſter ſeyn mögen?

Schulkind. Nein, es giebt auch Geſellen und Lehrjungen.

Lehrer. Sonſt haſt du keine Gattung Menſchen bemerkt? Z. E. bei den Maurern? wie heißt der, der Sand und Kalk und Steine zuträgt?

Schulkind. Ein Handlanger (Taglöhner).

Lehrer. Ob auch dieſe nöthig ſeyn mögen?

Schulkind. Ja; denn ſonſt müßte ein anderer brauchbarer Arbeiter ſich damit beſchäftigen, der indeß etwas beſſeres thun könnte.

Lehrer. Der Handlanger erhält aber wohl eben ſo viel Lohn, als der Meiſter?

Schulkind. Nein, ich glaube nicht; denn dazu kann man ja einen jeden geſunden Menſchen brauchen; der Meiſter hingegen muß ſein Handwerk ſchon ordentlich gelernt haben, und mehr verſtehen, aber dann auch mehr Lohn haben.

Lehrer. Freilich: nach dem einer nützt, nach dem wird er gemeiniglich bezahlt. Was wollteſt du alſo thun, wenn du etwa mit dem Handwerke, welches du eigentlich gelernt hätteſt, vorjetzt nichts verdienen könnteſt? Wollteſt du lieber ſo lange müſſig gehen, betteln, ſtehlen oder hungern?

Schulkind. Nein, ich wollte mich nach anderer Arbeit erkundigen, und wo jemand Hülfe brauchte, helfen.

Lehrer. Aber, wenn du die Arbeit noch nie gethan hätteſt, würdeſt du gleich ſo viel Lohn fordern können, als ein geübter Arbeiter, oder würden Verſtändige dir ihn geben wollen?

Schulkind. Nein. Im Anfang, bis ich die

neue Arbeit recht thun könnte, würde ich lieber weniger Lohn fordern, als die andern.

Lehrer. Nun haſt du dir ſelbſt auf deine erſte Frage geantwortet.

Handle nach dieſen Vorſätzen Suche du Arbeit, wenn ſie dich nicht ſucht. So wirſt du nicht allein niemals müſſig gehen; ſondern auch gewiß nicht leicht über Mangel an Arbeit zu klagen haben. Sir. 31, 27.

28. Noch eine ähnliche Frage.

Schulkind. Aber wenn ich z. B ein Maurer, Steinhauer, Zimmermann oder ſo ein Handwerker wäre; ſo könnte ich ja im Winter weder auf dem Handwerke noch als Handlanger arbeiten, weil dieſe Profeſſionen im Winter nicht getrieben werden?

Lehrer. Ließe ſich denn wohl kein Geſchäft für den müſſigen Winter ausfindig machen?

Schulkind. Vielleicht; nur müſte man erſt eines verſtehen.

Lehrer. Sollte es ſchwer ſeyn, ſo etwas zu lernen? Luſt und Liebe zu einem Ding macht alle Müh und Arbeit ring. So hörte und ſah ich neulich, als ich durch Schwäbiſch-Gmünd, Aalen und Ellwangen reiſete, wie gut und anſtändig ſich die Leute in jener Gegend des Winters zu beſchäftigen und fortzubringen wiſſen. Die Männer kartätſchen Baumwolle, ihre Weiber und Kinder ſpinnen ſie,

zum Theil ſehr fein, für Garnhändler und Weber. Andere ſtreichen Schafwolle, und laſſen ſie durch die Ihrigen für verſchiedene Wollenarbeiter ſpinnen. Noch andere weben ſchmale Bänder (Bändel) von leinen oder wollen Garn, oder ſtricken Netze, dergleichen reiche Gartenliebhaber gerne kaufen, um ihre Beete im Frühjahr damit zu bedecken, damit die Vögel die Sämereien und jungen Pflanzen nicht ausfreſſen. Auch in meinem Geburtsorte ſind hierinnen die meiſten Leute muſterhaft, und zeigen vielen Gewerbsfleis. Ein Maurer flicht den ganzen Winter durch warme Schuhe von Tuch-Enden, und ſtrickt auch dergleichen von Wolle und Haaren. Ein Tagelöhner macht ſtroherne Bienenkörbe, Schuh- und Pfannenbäuſte, Mehlkörbe ꝛc. Sein Schwager, auch ein Taglöhner, macht allerlei Weidenkörbe, Rechen, Kochlöffel und dergleichen Dinge. Der Schäfer verfertigt ſchöne Tabaksköpfe, auch Löffel und Gabeln von Ahornholz, die er an vornehme Leute reiſſend verkauft, als welche dergleichen beim Salate brauchen. Die Weiber und Kinder ſtricken Handſchuhe und Strümpfe auf den Verkauf und färben ſie ſelbſt. Sogar in der Schule ſtricken die Mädchen und Jungen, wenn ihre Lektion vorüber iſt, und ein Zimmergeſell lehrt im Winter ſeinen 10jährigen Knaben hobeln, ſägen, leimen, ſchnizeln, drechslen, Uhren machen, und allerhand Spielwerk zu Weihnachtsgeſchenken für Stadtkinder verfertigen: mit dieſer kleinen Arbeit zieht er dann auf die Jahrmärkte, und

verdient ſich nicht wenig Geld. Daher iſt im ganzen Dorfe gute Nahrung, und kein Menſch unterſteht ſich zu ſagen, daß er nichts zu verdienen wiſſe, weil man da das Sprüchwort hat; wer keine Arbeit hat, muß ſich eine machen.

Schulkind. Ei, wenn das bei uns auch ſo wäre! Nun will ich aber gewiß ſolche Nebenarbeiten lernen, damit ich, wenn ich groß werde, mich beſſer ernähren, und der Welt nützlich werden kann. 1 Theſſ. 4, 11. 2 Theſſ. 3, 7 = 12.

29. Der Pachtluſtige.

Balthaſer ſtand bei einem guten Herrn als Mayer in Dienſten. Er hatte reichlich Lohn, und konnte ſich, Frau und Kinder ernähren, kleiden und erziehen. Aber er wollte durchaus pachten; nemlich, wie er ſagte, ſein eigener Herr werden, und was vor ſich bringen. Denn er mochte nicht gern gehorchen, war geizig und eigenſinnig, und glaubte alles beſſer zu wiſſen, wenn es gleich der Augenſchein anders lehrte. Er zog alſo weg, und pachtete einen großen Baurenhof. Sein erworbenes Vermögen gieng gleich auf die erſte Einrichtung hin; die Getraidepreiſe fielen; es kamen Dürre, Näſſe, Schaafſterben und ſchlechte Jahre nach einander. Und in ſechs Jahren war er ſo verarmt, daß er den letzten Pachttermin ſchuldig blieb; darüber wurde er gefangen geſetzt, endlich davon gejagt und ſtarb kläglich.

Man hat noch nie gehört, daß ein ehrlicher und

geſchickter Mayer verarmt wäre, aber wol viele Pächter (Hofbeſtänder). 1 Cor. 7, 20.

Genieße, was dir Gott beſchieden,
Entbehre gern, was du nicht haſt;
Ein jeder Stand hat ſeinen Frieden,
Ein jeder Stand hat ſeine Laſt.

30. Die ſchlechte Hauswirthin aus Unreinlichkeit.

Balthaſars Frau ſollte aus dem Milchweſen den größten Theil des Vortheils anſchaffen, der bei ſeiner Pachtung zu haben war; und man konnte ihr auch eben nicht vorwerfen, daß ſie etwas davon verſchwendete; denn auf ihrem eigenen Tiſche war nichts ſeltner, als Milch, Butter und Käſe. Doch konnte ſie wenig verkaufen, und die Kunden, welche der verſtorbenen Pächterin alles reiſſend abgekauft hatten, verlohren ſich nach und nach gänzlich. Was war davon die Urſache? Keine andre, als daß Balthaſars Frau äußerſt unreinlich einhergieng, auch eben dieſes an ihren Mädgen und Kindern litt. Und wer in ihre Milchſtube kam, der verlor vollends allen Appetit zu ihren Waaren.

Unreinlichkeit iſt eine böſe Gewohnheit. Denn ſie hat allemal Ungeſundheit zur Folge, und sehr oft auch Armuth. Spr. Sal. 31, 25 - 27.

Reinlichkeit erhält den Leib,
Zieret Kinder, Mann und Weib.

Niemand mag die Kinder ſehn,
Die verlumpt und ſchmuzig gehn.

31. Der Abwendigmacher.

„Warum bleibt ihr doch bei eurer Herrſchaft?“ ſo ſagte zu Fritzen ein neidiſcher Nachbar, den es verdroß, daß Fritz ſeinem Herrn ſo nützlich wurde, und ihn deshalb gern abwendig machen wollte. — „Ich hab es euch ſchon oft angeboten; zieht zu mir! „ich will euch mehr Lohn und alle Jahre noch ein gut „Kleidungsſtück geben.“ „Nein, mein Herr!“ antwortete Fritz, „alles, was an mir Gutes iſt, das „hab ich, nächſt Gott, meiner Herrſchaft zu dan„ken: Sie hat in meiner Jugend an meinen Unter„richt viel gewendet, und mich manche nützliche Ar„beit gelehrt: Es iſt alſo billig, daß ich ihr auch „wieder Nutzen bringe. So lange mich alſo meine „jetzige Herrſchaft behalten will, bleib ich aus „Dankbarkeit bei ihr.“

Der Nachbar ſchämte ſich und gieng fort.

Was deines Nächſten iſt, es ſey Haus, Gut, Acker, Dienſtboten (Geſinde), oder alles, was ſein iſt, das ſollſt du nicht begehren an dich zu bringen, wider ſeinen Willen. 2 Moſ 20, 17.

32. Der Eigenſinnige.

Von ſeinen Aeltern und in der Schule hatte Klaus eine ſchlechte Erziehung erhalten. Man hatte ihn niemals gewöhnt, andern Leuten etwas zu Gefallen

zu thun, oder etwa zu denken: So wie du gerne ſiehſt, wie dir deine Fehler vergeben werden, ſo vergieb auch andern Leuten ihre Fehler; und ſo lange du nicht vollkommen biſt, ſo erzürne dich nicht ſo ſehr über die Unvollkommenheit der andern. Einer trage des andern Schwachheit mit Geduld und Langmuth; ſo wird das Gebot Chriſti erfüllet ꝛc. Kurz, alles dieſes that und dachte Klaus nicht. Er fuhr die Leute hart an, wollte alles beſſer wiſſen, und widerſprach Jedermann. Mit ſeiner Frau zankte er beſtändig. Seine Dienſtboten mußten mehrentheils nackend und bloß von ihm laufen, und kein einziger Menſch mochte ſein Freund ſeyn. Aber es war auch nichts als Fluch und Unſegen in ſeinem Hauſe. Seine Frau hatte ſich krank geärgert und gegrämt; elende ſieche Kinder hatte ſie geboren, die das Bild des Verdruſſes, der beſtändig im Hauſe war, auf ihrem Geſichte trugen. Sehr oft ward Klaus beſtohlen, oder hatte Proceſſe, die ihm das Meiſte koſteten, weil er meiſtentheils Unrecht hatte. Er kam auf keinen grünen Zweig, und hinterließ ſeinen Kindern ein ſehr geringes Erbgut.

Sei frundlich und gefällig gegen Jedermann,
Liebe, ſo wirſt du auch geliebet werden.
Sir. 4, 35.

33. Der große Zank aus kleinen Urſachen.

Zwei Taglöhnerfamilien wohnten beiſammen in einer großen Stube, weil der Leute viel, und des Platzes wenig war.

Aus Unachtſamkeit hatte die Frau des einen den Schemel der andern, der dem ihrigen ganz ähnlich war, genommen, um ſich deſſen beim Spinnen zu bedienen. Bald darauf kam die Eigenthümerin des Schemels in die Stube, fand dieſen Irrthum, und nun ſchalt ſie jene Frau ſofort eine Diebin und ſchlechte Perſon. Jene verantwortete ſich endlich, es kam zu einer ärgerlichen Zänkerei, und ſo hätten ſie ſich bald gar geſchlagen, wenn nicht ihre verſtändigen Männer dazu gekommen wären, und durch beſſere Vorſtellungen dem Streit ein Ende gemacht hätten. Gal. 6, 1. Spr. 25, 8. Sir. 25, 23. 24.

34. Der Todtſchläger.

Ein Knabe wurde von einem andern unverſehens im Spiele mit dem Balle am Auge beſchädigt. Ein Verwandter dieſes Beſchädigten gerieth darüber in den heftigſten Zorn; ergriff jenes Kind, welches das andere beſchädigt hatte, und ſich gegen ihn unbeſcheiden verantwortete, bei den Haaren, und ſchlug und trat es ſo lange, bis es unter ſeinen Händen ſtarb. Die Obrigkeit ließ ihn ins Gefängniß ſetzen, und ihm ward das Leben durch den Scharfrichter genommen. Denn wer einen Menſchen vorſätzlich

tödtet, ohne daß es ihm von der Obrigkeit befohlen wird, der muß entweder andern zum warnenden Beiſpiele wieder ſterben, oder ſonſt ſtrenge geſtraft und aus der menſchlichen Geſellſchaft entfernt werden: ſonſt wäre keiner ſeines Lebens ſicher.

Hütet euch vor Zorn, und gebt auch andern nicht Gelegenheit dazu, denn aus Zorn kann Todſchlag entſtehen, und du ſollſt nicht allein nicht tödten; ſondern auch keinen Todſchlag veranlaſſen; oder Gelegenheit dazu geben.

Matth. 5, 21. 22. Spr. Sal. 24, 7.

Im Zorn denkt niemand ernſtlich nach,
Was Gott gefallen ſollte.
Die Rache ſelbſt vermehrt die Schmach,
Die man beſtrafen wollte.
Kein Schmerz wird ungeſchehn gemacht,
Wenn deine Rache wild erwacht.

35. Das übel angewandte Sprüchwort.

„Ja, unrecht Gut gedeihet nicht!" So ſprach einſt Hans zu ſeinem verſtändigen Nachbar Wilhelm, da dieſem ein Stück Waizen verhagelt war. Hans hatte vor kurzem durch einen Urtheilsſpruch dieſes Stück Acker, welches er in vorigen Zeiten pfandweiſe von Wilhelms Vater erhalten hatte, gegen die Erlegung des Pfandſchillings, an Wilhelm wieder herausgeben müſſen. Und weil er es, da es mehr werth war, als das Pfandgeld, gern behalten hätte; ſo hielt er das Urtheil für ungerecht. Aber Wilhelm antwortete ganz gelaſſen: Lieber Nachbar, wendet

„doch dieſes gute Sprüchwort nicht ſo übel an! Ihr „habt euer Geld erhalten, und ich den dafür verpfändeten Acker. Es iſt alſo kein unrechtes Gut, „woran ich jetzt Schaden leide. Schaden iſt oft „bei der Landwirthſchaft, und Gottlob! daß ich „dieſen Schaden ertragen kann.

Nicht immer war, was man verliert, unrechtes Gut. Oft das, was man behält, aber deſſen beim Beſitz nicht froh wird, verdient dieſen Namen. Sir. 12, 7.

36. Ein magerer Vergleich iſt beſſer als ein fetter Proceß.

Christoph und Gürge ſtanden vor Gericht wegen eines Graſeflecks, der zwiſchen beiden ſtreitig war. Gürge wollte den Graſefleck ganz allein haben, obgleich Chriſtophs Vater ſchon, und Chriſtoph ſelbſt, darauf ſeit dreißig Jahren mit gehütet, und mit gemähet hatten. Denn Gürge hatte in ſeinen Briefſchaften etwas gefunden, woraus es ſo halb und halb zu ſchließen war, daß vor Alters ſeinen Vorfahren der Graſefleck wohl möchte ganz allein zugehört haben. Als ſie nun ihre beiderſeitigen Gründe dem Richter gemeldet hatten, und es jetzt an dem war, daß die Klage ſollte übergeben werden; da fragte Chriſtoph nach: wie viel es wohl an Koſten betragen könnte, bis die Sache zu Ende käme? Und da fand ſichs: daß es beiden Theilen weit mehr koſten würde, als der Graſefleck werth wäre. Chriſtoph bot alſo Gür-

gen einen Vergleich an, und forderte die Hälfte. Und Gürge bot ihm den dritten Theil des ſtreitigen Orts. Als ſich nun Chriſtoph auch dieſes gefallen ließ, ſo giengen ſie als Freunde zu Hauſe, und jeder behielt ſein Geld; die vermiedene Unruhe und den Verdruß ungerechnet. Col. 3, 13 15.

Lieber groß Unrecht leiden, als klein Unrecht thun! Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

37. Verachtung des Gemeinbeſtens bringt oft eigenen Schaden.

Es war einmal ein Dorf voll unverſtändiger böſer Bauern, die in Feindſchaft mit einander lebten. An ihrem Acker floß ein Strom, der einſt überlief und den Damm durchbrach. Des einen Bauren Acker lag gerade bei dem Loche des Dammes, und litte großen Schaden. Er that ſein möglichſtes, um das Loch im Damme zu ſtopfen. Aber es war für eine Familie zu viel Arbeit; und die andern wollten ihm nicht helfen, weil es ihnen noch keinen Schaden brachte, und keiner des andern Freund war, oder das gemeine Beſte ſuchte. Endlich ward das Loch ſo breit und ſo tief, daß der ganze Fluß da hinaus ſtürzte, und über alle Aecker des Dorfes herfloß. Da gieng denn das ganze Dorf zu Grunde.

Hätten nun die thörichten Bauren einander beizeiten geholfen; ſo wär ihr Schaden nicht ſo groß geworden, und ſie wären im Wohlſtande geblieben.

38. Die böſen Dreſcher.

Ein Herr hatte ein Gut, worauf viele Taglöhner wohnten. Damit dieſe Leute Brod haben ſollten; ſo ließ er unter andern alles Getreide um Scheffelzahl, das iſt, etwan um den vierzehnten Scheffel von dieſen Taglöhnern ausdreſchen, da er es doch mit großem Vortheil für Tagelohn hätte können dreſchen laſſen; denn das Korn war theuer. Er hatte ſie oft ermahnt, rein auszudreſchen, und kein Korn zu entwenden. Sie aber thaten keines von beiden. Aus Faulheit dreſchten ſie nicht rein, und jeder trug alle Tage, Mittags und Abends, ſeine beiden Taſchen voll Korn nach Hauſe.

Der Herr merkte dieſes lange nicht. Endlich aber ward es entdeckt, und Acht von ihnen wurden dabei betroffen. Sie ſagten, als ſie darüber vernommen wurden, es wäre ja nur eine Kleinigkeit, und baten, es darum ſo genau nicht zu nehmen. Aber der Herr ließ die Taſchen nachmeſſen, da ſich dann fand, daß in beide über eine halbe Simri gieng, und daß gar leicht, täglich zweimal von acht Taglöhnern gerechnet, des Tags ein Scheffel, mithin über hundert Scheffel nach und nach ~~[illegible]~~ geſtohlen ſeyn: welches nach damaligem Kornpreiß an vierhundert Gulden machte. Sie wurden als Hausdiebe zu harter Strafe gezogen, und die andern verlohren durch ſie den Verdienſt in der Scheune (Scheuer); denn der Herr ließ nunmehr alles unter Aufſicht für Lohn,

in baarem Gelde, ausdreſchen. Da beſchwerten ſich die andern Taglöhner, die es wohl gewußt hatten, nur aber des Diebſtahls nicht überführt werden konnten, daß ſie darunter leiden müßten. Aber der Herr antwortete: „Ihr habt es euch „ſelbſt zuzuſchreiben; denn ihr habt es gewußt, und „nicht angegeben. Wie kann ich euch trauen?“

Macht euch durch Verhelen und Verſchweigen nicht theilhaftig fremder Sünden, ſondern wehret, ſo viel an euch iſt, dadurch, daß ihr ſelbſt an Andern kein Unrecht duldet, allem Unrecht.

Der Hehler iſt wie der Stehler. Spr. 29, 24.

Ehrlich Hand geht durch das ganze Land.

39. Der Verſchwender.

Als einmal im März die Sonne warm ſchien, Veilchen blühten und Lerchen ſangen, da trat ein Schäfer vor ſeine Thüre, und ſprach zu ſich ſelbſt: „Biſt du nicht ein Thor, daß du den Heuboden ſo „ſchonſt. Was ſoll dir das Heu? Es wächst alle „Tage mehr Gras zu, und iſt jetzt ſchon genug da, „daß die Schafe leben können.“ Sogleich gieng er in den Schafſtall, und hieb die Stangen entzwei, worauf das Heu lag, ſo daß es in großen Haufen in den Stall fiel. Als die Schafe nach Haus kamen, und die Menge Heu gewahr wurden, da ſuchten ſie ſich das Beſte heraus, und das andere, welches ſie, ordentlich und mäßig vorgelegt, auch wohl gefreſſen hätten, das traten ſie nun unter die

Füſſe. Aber etwa nach acht Tagen änderte ſich die Witterung, es fror und ſchneite gewaltig, die Schafe mußten viel Tage zu Hauſe bleiben, und der Schäfer gerieth in Gefahr, Hungers wegen, ſeine ganze Schäferei zu verlieren.

Spar' in der Zeit, ſo haſt du in der Noth. Sir. 32, 24.

40. Die Bienenzucht.

An einem Feiertag Abends ſaßen einſt mehrere Landleute unter einer Linde mitten in ihrem Dorfe, und beſprachen ſich über allerhand landwirthſchaftliche Gegenſtände. Bald kamen ſie auch auf das Halten der Bienen, und einer unter ihnen, der oft ins Pfarrhaus kam, erzählte, wie glücklich ihr Herr Pfarrer, der drei honigarmen Jahre ſeines Hierſeyns ungeachtet, mit ſeinen Bienenſtöcken geweſen, und was für ein erfahrner Bienenwirth er ſey. Ei, ſagte Michel, ich ſah ihn ſo eben in ſeinem Garten, laßt uns zu ihm gehen, und ihn bitten, daß er uns über die Bienenzucht belehren möge. Sein Vorſchlag fand Beifall, und ſtracks gieng es dem Pfarrgarten zu. Als ſie hier ihren Gruß und Bitte angebracht hatten, führte ſie der einſame Pfarrer in ſeinem Bienenhauſe herum, und zeigte ihnen ſeine Bienenſtöcke. Endlich ließ er ſie ſämtlich ſich ſetzen, und fieng folgendermaßen an, ſie zu belehren.

„Die Bienen, ſagte er, ſind Thierchen, die ſchon ſeit undenklichen Zeiten die Aufmerkſamkeit der

Menſchen beſchäftigen, und dennoch iſt noch manches von ihrer Natur unbekannt. — In einem jeden Stocke ſind dreierlei Bienen. Die erſte und unentbehrlichſte iſt die Königin (Weiſel, Meiſter). Sie iſt weiblichen Geſchlechts, und legt alle Eyer, aus welchen die Bienen, und zwar männlichen und weiblichen Geſchlechts, entſtehen. Weil ein Stock nicht mehr, als eine einzige vollkommene Mutter nöthig hat, ſo werden alle übrigen weiblichen Eyer, die etwas kleiner ſind, als die männlichen, in den kleinen Zellen erbrütet. Sie können in dieſen engen Zellen unmöglich ihre ganze Vollkommenheit erreichen, und verlieren — nach den neueſten Entdeckungen — das Vermögen, jemals Eyer zu legen und ihr Geſchlecht fortzupflanzen. Dieſe nennt man Arbeitsbienen, weil ſie alle Arbeit im Stocke verrichten, und im Felde Blumenſtaub und Honig ſammeln. Endlich hat ein jeder Stock auch ſeine Männchen, welche man Drohnen (Brutbienen) nennt. Im Sommer findet man alle dieſe drei Gattungen in einem Bienenkorbe beiſammen; im Auguſt hingegen ſchaffen die Arbeitsbienen alle Drohnen ab, weil ſie den Winter hindurch ſo viele entbehrlichen Gäſte nicht wohl ernähren können, und erſt im folgenden Frühjahr wird von der Königin, die von der im Sommer geſchehenen Begattung ihre Fruchtbarkeit auch den Winter hindurch behält, aufs neue Drohnenbrut angeſetzt.

Wenn man im Frühjahr einen Bienenſtock aus-

ſtellt, ſo muß man auf alles aufmerkſam ſeyn. 1) Muß man ſein Flugbrett reinigen; 2) den Korb auf dem gereinigten Flugbrette verſtreichen, damit ſich keine fremde Bienen durch eine Nebenöffnung einſchleichen, und eine Räuberey verurſachen können; 3) den Stock, im Fall er Mangel an Honig leidet, mit reinem Honig füttern, und ihm lieber zu viel, als zu wenig geben. Wer fleißig und reichlich füttert, der befördert eben damit die junge Brut, und ſolche Stöcke ſchwärmen gewöhnlich früher, als andere. 4) Muß man beſonders darauf aufmerkſam ſeyn, ob die Bienen im Frühjahre bei guter Witterung viele und vollkommene Höschen eintragen. Wenn ſie durchaus kleine und unbedeutende Höschen bringen, ſo fehlt ihnen gemeiniglich die Königin; bringen ſie wenige, aber ganz vollkommene Höschen, ſo iſt der Stock entweder zu ſchwach an Volk, oder faulbrütig. Die Faulbrut giebt ſich durch einen ſehr garſtigen Geruch zu erkennen, der demjenigen ähnlich iſt, den man bei Lemſiedereien antrift. Ein faulbrütiger Stock muß in eine neue Wohnung getrieben, ein volkarmer aber mit einem ſtarken verſtellt werden. Solltet ihr einmal in den Fall kommen, daß ihr über dieſe beide Stücke ausführlichere Belehrung bedürfet, ſo kommt zu mir, ich will euch Schriften mittheilen, worinn ihr über alles das Mehrere finden werdet *).

---

*) J. E. Chriſts Anleitung zur Bienenzucht. An-

Wenn ein im Frühjahr ausgeſtellter Stock ſchön und lebhaft einträgt, ſo wird er auch ungefähr nach Verfluß von 2 Monaten ſchwärmen. Ihr wiſſet es ſchon lange, wie man einen Schwarm faßt. Daher will ich euch nur vor einigen Fehlern warnen, die man bisher ſehr oft gemacht hat. 1) Viele laſſen dem Schwarm entweder nicht Zeit genug, um ſich recht anzuhängen und zu verſammeln, oder ſie laſſen ihn zu lange hängen. Im erſten Falle fehlt bisweilen noch die Königin, im letztern macht ſich der Schwarm gerne in die Luſt und fliegt davon. Beides läßt ſich alſo wohl verhüten. 2) Andere laſſen den gefaßten Schwarm bis auf den Abend an dem Orte ſtehen, wo er gefaßt worden iſt: man thut aber weit beſſer, wenn man ihn, ſo bald er eingezogen iſt, ſogleich neben den Mutterſtock auf den Stand ſtellt. 3) Wenn bald darauf, etwa am 2ten oder 3ten Tage, Regenwetter einfällt, ſo vergeſſen viele, ihre Schwärme zu füttern, und damit ſchaden ſie ſich beträchtlich.

Iſt der Schwarm gefaßt, aufgeſtellt und verſtrichen, ſo hat man weiter gar nichts zu thun,

---

dreä's Anleitung für den Landmann. Wurſters Anleitung zur Magazinbienenzucht, in welcher beſonders für den gemeinen Mann durch eine ſehr faßliche Schreibart geſorgt worden iſt. Auch wird Wurſters Journal einem Jeden, der es mit Aufmerkſamkeit lieſt, viele Vortheile zeigen.

als daß man ihm, wenn er etwa ſchon in 16 — 18 Tagen ſeine Wohnung vollgebaut haben ſollte, deßwegen einen Unterſatz gibt, damit er theils keinen Jungfernſchwarm ausſtößt (nicht ſelbſt wieder ſchwärmt) der äuſſerſt ſelten ein Ständer wird, und den Mutterſtock ſehr oft zu Grunde richtet, theils damit er mehr Raum bekommt, um zur Zeit anhaltender Honigthaue ſich deſto mehr Vorrath ſammeln zu können.

Wenn ein Stock nach dem Vorſchwarm noch einen Schwarm ausſtößt, ſo nennt man dieſen einen Nachſchwarm (Aeſterling). Auch dieſe gedeihen ſelten; doch ſind ſie mir viel angenehmer, als Jungfernſchwärme. Nur muß man einen Nachſchwarm, ſo bald man ihn gefaßt hat, auf den Platz des Mutterſtocks ſtellen, dieſem hingegen einen neuen Platz auf dem Stande anweiſen. Auf dieſe Art wird der Nachſchwarm dergeſtalt verſtärkt, daß er in den meiſten Fällen ein recht guter Ständer wird. Sehr oft wird auch der Mutterſtock noch brauchbar. Sollte er jedoch zu wenig Honig einſammeln, ſo bricht man ihn im Herbſte ein, läßt ſein Volk zu ſeinem Nachbar einfliegen, und nimmt ſeinen ganzen Vorrath zur Ausbeute.

Die Bienen, die man hinausjagt, und zu dem Nachbar einfliegen läßt, ſind nichts weniger, als Raubbienen. Eine Biene raubt nur alsdann, wenn ſie eine Wohnung hat, wohin ſie ihren Raub bringen kann. Die beſten Bienenſtöcke ſind daher Räu-

der. Laßt euch übrigens vor den Räubern nicht bange ſeyn: wenn ihr gute volkreiche Stöcke haltet, keinen abgeſchwärmten Mutterſtock, im Fall er keine neue Königin bekommen hat, (d. h. weiſellos geblieben iſt) auf eurem Stande duldet, weder im Frühjahr noch im Herbſte an einem warmen Tage ein mit Honig gefülltes Futtergeſchirr in einem Stocke ſtehen laſſet, und endlich alle Nebenöffnungen ſorgfältig verſtopfet: ſo habt ihr gewiß keine Räuber zu fürchten. Weiſelloſe Stöcke werden allemal zuerſt angefallen und ausgeraubt. Iſt ein Räuber auf dieſe Art glücklich geweſen, ſo wird er frech, und fällt auch die übrigen Stöcke wütend an. Iſt die Gegenwehr nicht ganz lebhaft, ſo wird er gewiß auch hier den Sieg erringen. — Suchet wo möglich den Räuber auf, welches eine leichte Sache iſt. Ihr beſtreuet nehmlich die aus dem beraubten Stocke herausfliegenden Räuber mit geſiebter Aſche (ja nicht mit Mehl!) und gebet einer andern Perſon den Auftrag, daß ſie in demſelben Augenblicke bei den benachbarten Bienenſtänden auf die zurückkommenden Bienen aufmerkſam ſeyn ſoll. Derjenige iſt der Räuber, zu dem mit Aſche beſtreute Bienen eingehen. Der Räuber muß am folgenden Morgen in aller Frühe eine Stunde weit fortgetragen werden. Iſt die Räuberei durch Weiſelloſigkeit veranlaßt worden, ſo kommt gewiß, obſchon der erſte Räuber nicht mehr da iſt, in kurzer Zeit ein anderer Stock, und vollendet, was jener angefan=

gen hat; iſt er hingegen durch eine Nebenöffnung eingedrungen, oder durch ſein vorheriges Glück zum Uebermuth gebracht worden, ſo hört das Rauben auf, ſo bald die Nebenöffnungen verſtopft werden.

Es gibt bisweilen einen ſehr honigreichen Sommer, wo man darauf bedacht ſeyn muß, daß es einem Stocke nie an Raum mangeln möge, um recht viel Honig einſammeln zu können. Deßwegen hat man die Magazinbienenzucht an vielen Orten mit dem glücklichſten Erfolge eingeführt. Ihr ſehet dort auf meinem Stande ſolche Wohnungen, welche aus Käſtchen zuſammengeſetzt ſind. Solche Wohnungen kann man nach Zeit und Umſtänden größer oder kleiner machen, indem man ein Käſtchen hinſetzt oder eines hinwegnimmt. Auch die bloße Korbbienenzucht kann man magazinmäßig einrichten. Laſſet euch ſolche Strohkörbe machen, die etwa 14 — 15 Zoll hoch und 11 — 12 Zoll weit ſind. Dieſe Körbe müſſen oben eine Oeffnung haben, welche 4 Zoll im Durchſchnitt hat. Bekommet ihr einen frühen Schwarm, ſo verbindet ihr mit dem Korbe eine Kappe, welche, vollgebaut, 6 — 8 Pfund Honig enthalten kann. Sind Kappe und Korb voll ausgebaut, ſo gebet einen Unterſatz, der gleichfalls von Stroh geflochten iſt, und der eine gleiche Weite mit dem Korbe haben muß. Bekommet ihr einen ſpäten Schwarm, ſo faſſet ihn in einen Korb ohne Kappe, und verſchließt zuvor die obere Oeffnung mit

einem Deckel von Stroh. Geſetzt, daß dieſer ſpäte Schwarm, zumal wenn er ein Jungfern- oder Nachſchwarm iſt, zwar erträglich, doch kein vollkommener Ständer werden ſollte, ſo hebet einem früh gekommenen Schwarme, der Ueberfluß hat, die mit Honig gefüllte Kappe ab, und ſetzet ſie dem Stocke, der noch einer Aushülfe bedarf, auf, ſo iſt dieſer auf einmal gefüttert, und ihr dürft wegen ſeiner Ueberwinterung im geringſten nicht angefochten ſeyn. Wenn ihr eine ſolche Kappe einem andern aufſetzet, ſo müſſet ihr die in der Mitte der Kappe befindlichen Waben losbrechen, damit ſie auf den Waben im Korbe gleichſam aufliegen. Dieſe Vorſicht iſt deswegen nöthig, weil die Bienen im Winter, wenn ſie unten aufgezehrt haben, nicht in die Kappe hinauf gehen, im Fall die Waben nicht zuſammenhängen. Habt ihr keinen ſchwachen Stock, ſo iſt dieſe Honigkappe für euch eine koſtbare Ausbeute, weil gerade in ſolchen Kappen der reinſte Honig gefunden wird.

Kommt der Herbſt, ſo müſſet ihr die Fluglöcher mit einer Miſchung von Kühmiſt und Kalk enger, und zwar ſo klein machen, daß keine Maus hinein kommen kann. Der Kalk iſt hiebei das beſte: denn die Mäuſe verderben ſich, wenn ſie den angeklebten Kalk durchnagen wollen, die Zähne ſo, daß ſie ablaſſen.

Habt ihr garzu honigarme oder auſſerordentlich ſchwere Stöcke auf eurem Stan-

de, ſo behaltet diejenigen, die mit Korb und Brett von 25 bis auf 40 Pfund im Gewicht haben, die übrigen brechet ein. Da müſſet ihr aber ja nicht ſo unbarmherzig ſeyn, und dieſe armen Geſchöpfe mit Schwefel tödten. Nehmet ſie vom Stande, und brechet in einer Entfernung von 40 — 50 Schritten eine Wabe nach der andern aus. Die Bienen fliegen theils auf den vorigen Platz zurück, theils hängen ſie ſich nach und nach auſſerhalb am Korbe an. Rücket nun den Nachbar näher auf den Platz hin, wo der Stock ſtund, den ihr ausbrechet, ſo werden die ankommenden Bienen, die einen Vorrath von Honig mitbringen, zu ihm einziehen, und in den meiſten Fällen friedlich aufgenommen werden. Die am Korbe zurück gebliebenen Bienen ſtoſſet auf ein Flugbrett, und laſſet ſie ebenfalls einziehen. Dergleichen Stöcke zehren ihrer Volksmenge ungeachtet des Winters oft ungleich weniger, als andere, die im Volke ſchwach ſind. Denn volkarme Stöcke müſſen ſich beſonders gegen ungewöhnliche Kälte dadurch ſchützen, daß ſie mehr Honig zu ſich nehmen.

Habt ihr Honig und Wachs auszumachen, ſo thut es auf folgende Art: Füllet mehrere Schüſſeln mit Honigwaben, und ſtellet ſie, wenn ihr backet, ſo bald ihr das Brod aus dem Ofen genommen habt, hinein. Der Honig wird flüſſig, und das Wachs ſetzt ſich oben hin. So

bald das Wachs in der Kälte geſtanden iſt, ſo gieſſet den Honig, der goldgelb und äuſſerſt durchſichtig ſeyn wird, in Töpfe, welche ihr veſt zubinden, und vor den Mäuſen verwahren müſſet. Die zurückgebliebenen Wachsdeckel werfet in eine meßingene Pfanne, gieſſet ein wenig Waſſer hinzu, und ſiedet alles ab. Auf dieſe Art bekommet ihr einen Nachhonig. Endlich ſiedet das Wachs mit vielem Waſſer ab, und preſſet alles aus, ſo bekommet ihr das von den Träbern abgeſonderte Wachs. Dieſes leget in kleinen Stückchen in eine Pfanne, laſſet es über einem gelinden Kohlfeuer flüßig werden, nehmet es hinweg, laſſet es ein wenig erkalten, damit ſich indeß aller Unrath zu Boden ſetzen kann, und gieſſet es jetzt behutſam in ein Geſchirr von Erde ab, das kurz zuvor mit kaltem Waſſer ausgeſpühlt ſeyn muß, damit der Wachsguß leicht herausgenommen werden kann.

Kommt der Winter, ſo ſtellet eure Bienen an einen trockenen und ruhigen Ort, wo ſie ungeſtört bleiben können, bis der ſehnlich erwartete Frühling wieder kommt. Bedecket ſie, beſonders bei einer ungewöhnlichen Kälte, mit alten Säcken, und beunruhigt ſie ſo wenig, als euch nur möglich iſt.“

Hier ſchloß der Pfarrer, erbot ſich, ſeine Zuhörer mit Rath und That bei ihrer Bienenzucht zu unterſtützen, und jeder gieng dankend, und mit dem Vorſatze, künftig ſeine Bienenzucht ſo zu treiben, nach Hauſe.

41. Behutſamkeit in Anſehung des Feuers.

1. Kinder ſollen nicht mit Sachen, durch welche man Feuer macht, zu Hauſe oder auf der Straße ſpielen. Sie ſollen keine Brenngläſer, keine Feuerſteine, keinen Stahl bei ſich führen, noch daran Feuer ſchlagen.

2. Sie ſollen keine brennbare Materialien bei ſich tragen, noch mit denſelben ſpielen. Sie dürfen z. B. keinen Schwefel, keinen Schwamm, kein Pulver zu ihren Spielen gebrauchen, oder Feuerwerk machen.

3. Feuergewehre taugen für Kinder ſchlechterdings nicht. Man weiß tauſend Beiſpiele, daß ſich Kinder mit denſelben nicht nur ſelbſt und andere erſchoſſen, ſondern auch durch das Abfeuern derſelben auf Dächer, Stroh oder Miſt u. d. gl. große Feuersbrünſte veranlaßt haben.

4. Wenn Kinder das Licht putzen, ſo ſollen ſie es nicht mit den Fingern noch mit der Gabel thun, ſondern mit einer ordentlichen Putzſcheere, oder dieſes Geſchäft lieber Aelteren überlaſſen. Sie ſollen die glühenden Lichtſchnuppen nicht in der Stube herumſchleudern, oder wie manche unvernünftige Leute thun, gar zum Fenſter hinaus werfen.

5. Kinder ſollen des Nachts nichts mit dem bloßen Lichte ſuchen. Wenn euch etwas in eine Ecke gefallen iſt, ſo bittet einen Erwachſenen, daß er es euch hervorſuche. Kinder dürfen das

Licht nur in einer wohlverwahrten gläſernen Laterne hin und her tragen.

6. Oftmals hängen die Kinder ihre Kleider zu nahe an den erhitzten Ofen, legen Späne, Papier oder andere leicht feuerfangende Sachen um denſelben herum, und verurſachen Unglück.

7. Manche leichtſinnige Knaben ſtehlen ihren Aeltern die teutſchen Schlüſſel hinweg, feilen Löcher hinein, und ſchießen ſie wie Piſtolen los. Hierdurch ſind ſchon viele Häuſer eingeäſchert und viele Kinder um das Leben gebracht, oder auf ihr ganzes Leben unglücklich geworden.

8. Die Hirtenjungen (Ochſenbuben) tragen öfters auf der Waide oder im Walde Holz zuſammen und zünden es an, um ſich zu wärmen. Selten löſchen ſie die Brände ganz aus. Wenn nun der Wind die Funken aus einander jagt, ſo ereignen ſich die traurigſten Fälle, Waldbrände u. d. gl. — Höchſt ſtrafbar ſind diejenigen, welche Bäume anzünden.

9. Blödſinnigen, betrunkenen oder blinden Leuten ſoll man eben ſo wenig, wie den Kindern, Licht oder leicht brennende Sachen anvertrauen. Nie ſoll man, wenn es auch ganz erwachſene Leute ſind, Knechten und Mägden erlauben, mit einem bloßen Lichte, oder ohne eine gut verwahrte, mit Drath überflochtene Laterne über die Straße, oder gar in Ställe, Scheuren, auf Bühnen (Böden) und andere Orte zu gehen, wo Stroh, Heu, Holz, Flachs, Werg, u. d. gl. liegen.

10. Fuhrleute und Knechte, welche mit der Tobackspfeiffe im Munde die Ställe oder Scheuren betreten, oder gar darinn Feuer ſchlagen, und Schwamm anzünden, ſind im höchſten Grade ſtrafbar und der Obrigkeit anzuzeigen.

11. Wenn man Butter oder andere fette, leicht aufwallende Sachen zergehen läßt, ſo muß man das Geſchirr unterſuchen, ob keine Riſſe darinn ſind. Entzündet ſich das Schmalz im Pfännchen (Tiegel), ſo gieſſe man — ja kein Waſſer dazu, ſondern man ſchütte Sand oder kalte Aſche darüber, man benehme durch einen Sturzdeckel (Stürze) u. d. gl. die Luft, oder gieſſe das Fett in die Aſche. Firniſſe und Lacke dürfen nur auf der freien Straſſe oder auf dem Felde gekocht werden.

12. Man dulde nicht, daß Katzen im Ofen oder am Heerde ſchlafen; denn wenn ſie ſich den Balg anbrennen, und hernach ins Heu oder Stroh ſchlüpfen, ſo entſtehen Brände.

13. Die Aſche aus dem Ofen oder vom Heerde muß erſt 8 Tage lang an einem feuerveſten Orte gelegen ſeyn, ehe man ſie in ein hölzernes Gefäß oder auf den Boden ſchütten darf. Sicherer iſt es, wenn man letzteres ganz unterläßt.

14. Man ſoll im Ofen und am Feuerheerde kein Holz dürre machen, weil es ſich leicht entzündet, und die größten Unglücksfälle anrichtet. Eben ſo gefährlich iſt alles Dörren des Flachſes oder Hanfs

am Stuben- oder im Backofen, und das Dörren des Obſtes auf Brettern.

15. Wenn man eine große Schmanſerei (Gaſtung), Hochzeitmahl u. d. gl. hält, ſo muß man auf das Feuer beſonders Achtung geben. Man ſtelle daher eine kluge Perſon zum Nachſehn auf.

16. Man lege keinen ungelöſchten Kalk an Orte, wo Näſſe eindringen kann; denn er entzündet ſich leicht.

17. Eben ſo leicht entzündet ſich feuchtes Stroh, Getreide, Heu, Taubenmiſt, Sägeſpäne, Lohe, Flachs, Hanf u. d. gl. wenn ſie veſt auf einander liegen, beſonders wenn ſie nicht recht trocken ſind.

18. Beſonders gefährlich ſind auch, um in der Stube zu kochen, die gewöhnlichen Ofenthürchen.

19. Wenn man in der Stube Späne brennen muß, ſo ſetze man eine Schüſſel voll Waſſers darunter, damit die glühenden Kohlen hinein fallen.

20. Iſt man genöthiget, im Stalle Rauch zu machen, ſo ſetze man das Rauchgefäß in eine tiefe mit Waſſer gefüllte Schüſſel.

21. Muß man den Kamin (Rauchfang) öfters, wenigſtens einmal in der Woche, mit einem ſtumpfen Beſen abkehren. Auch muß man auf die Kaminfeger Achtung geben, daß ſie rein kehren (fegen).

22. Das Feuerzeug muß in gehörigem Zuſtande ſeyn, ſo oft es aber gebraucht wird, wieder gut zugedrückt und an einen ſichern Ort geſtellt werden.

23. Ehe man ſich des Nachts zu Bette legt,

oder auch — ehe man bei Tage aus dem Hauſe geht, ſoll man nach dem Ofen und Feuerheerde ſehen, und alle Gefahr hinwegräumen.

24. Es iſt eine gefährliche Gewohnheit, wenn Manche die Tabackspfeiſe mit ins Bett nehmen, oder des Nachts im Bette leſen.

25. Wenn man einer Krankheit oder anderer dringender Urſachen halber ein Nachtlicht brennen muß, ſo ſoll es in eine tiefe irdene Schüſſel geſetzt werden, worinn etwas Waſſer iſt.

26. Ganz beſonders iſt es nöthig, daß man beim Hauſe, hauptſächlich in den oberen Stockwerken deſſelben, immer Waſſer zum Löſchen bereit halte.

42. Verhaltungs-Regeln bei Feuersbrünſten.

Bei ausgebrochenen Feuersbrünſten beobachtet folgende Regeln, meine Kinder:

1. Wenn ihr Feuer merket — ſei es auch von euch ſelbſt verurſacht — ſo verheimlichet es ja nicht, ſondern rufet augenblicklich: Feuer! Feuer!

2. Schwache Kinder müſſen bei dergleichen Feuersbrünſten zu Hauſe bleiben. Sie können zur ſchleunigen Tilgung der Flammen nichts beitragen, ſtehen den andern brauchbaren Leuten nur im Wege, und richten neue Verwirrungen an: ja, ſie werden nicht ſelten herumgeſtoßen, geſchlagen und gefährlich verletzt.

3. Erwachſene und ſtarke Leute müſſen mit vollem Eifer zum Löſchen herbei eilen. Das iſt heilige Pflicht der Menſchenliebe, von der wir uns nicht losſagen können, beſonders wenn wir von unſerer Obrigkeit den Befehl haben, entweder bei der Feuerſpritze zu erſcheinen, oder mit Feuereimern herbei zu ſpringen, oder ſonſt ein Amt in dergleichen Nothfällen zu verſehen.

4. Doch iſt es heilſam, daß in jedem Hauſe eine verſtändige Perſon zurückbleibe, damit nichts von böſen Leuten, die ſich dergleichen Unglücksfälle zu Nutze machen, geſtohlen werde; oder damit ſie überall die Schlüſſel einſtecke, Säcke bereit halte, nöthigen Falls ausräumen und Lärm machen könne, wenn etwa in der Nachbarſchaft oder im Hauſe ſelbſt Feuer ausbrechen ſollte.

5. Unter den löſchenden Perſonen muß die genaueſte Ordnung herrſchen. Daher muß jeder ſchon lange voraus wiſſen, was er zu thun habe, wenn ſich ein ſolches Unglück ereignen ſollte.

6. Man muß das Waſſer aus der Spritze nicht in die hochlodernde Flamme, ſondern gerade an den Ort hinrichten, wo ſie aufſteigt.

7. Nichts iſt unanſtändiger, als in einer ſolchen Noth den müſſigen Gaffer zu ſpielen, und andern Leuten im Wege zu ſtehen. Wer gar noch lachen und an der lodernden Flamme ſeine Freude bezeugen kann, zeigt ein ſehr gefühlloſes Herz.

8. Kann man naſſen Sand oder Schlamm aus

einem Teich haben, ſo muß man ihn mit Schaufeln ins Feuer werfen. Dieſes löſcht ſehr gut.

9. Eine Hauptregel iſt: man benehme dem Feuer die Luft! Man erſticke es!

10. Man werfe daher auf brennenden Hanf oder Flachs u. d. gl. nur Sand, Erde, Miſt, breite Steine, Thüren, Säcke u. ſ. w.

11. Brennt der Ruß im Ofen, ſo wird das Ofenloch geſchwind mit Miſt verſtopft. Eben ſo macht man es auch, wenn der Flachs im Backofen anbrennt.

12. Brennt der Ruß im Kamin oder im Rauchfange, ſo ſteige geſchwind jemand aufs Dach, und verſtopfe oben das Kamin mit Miſt. Ein anderer halte auf einem irdenen Gefäſſe angezündete Schwefelfäden oder Schwefelhölzer gerade unter den brennenden Rauchfang. Es iſt daher nöthig, daß man immer ein Bündchen Schwefel vorräthig habe.

13. Sieht man, daß das brennende Haus nicht mehr zu retten, und dabei zu fürchten ſey, es möchten die benachbarten Häuſer angezündet werden; ſo reißt man ſolches nieder.

14. Wenn auch dem Anſehen nach der Brand ſchon in einem Hauſe gelöſcht iſt, ſo darf man doch nicht ſicher ſeyn, ſondern man muß noch mehrere Tage lang fleißig nachſehen, ob ſich keine Glut mehr ſpüren laſſe.

15. Abergläubiſche Mittel zum Löſchen des Feuers, Feuerſegen u. d. gl. verlacht der Vernünftige.

Gebt Acht aufs Feu'r! Gebt Acht aufs Licht!
Denkt nicht: ein Funke ſchadet nicht!
Ein Funke Feu'r, auch noch ſo klein,
Der äſchert Städt' und Dörfer ein.
Jak. 3, 5.

43. Die Wahrſager.

Einſt kamen Zigeuner in ein Dorf, welche vorgaben, ſie könnten zukünftige Dinge vorherſagen. Viele einfältige Leute gaben ihnen Geld, Mehl, Schmalz, Speck und andere Lebensmittel, und lieſſen ſich dafür prophezeihen. Dieſes Dorf hatte aber einen Schulzen, der aus vernünftigen Gründen ein Feind des Aberglaubens war. Als es dieſer erfuhr, ſo nahm er in aller Stille bewaffnete Bürger zu ſich, ſuchte die Wahrſager auf, und nahm ſie gefangen. — Sie wollten ſich durch allerhand Drohworte und zweideutige Redensarten losreden; allein man achtete nicht darauf. Vielmehr mußten ſie alles Geld, nebſt den andern Sachen, die ſie in dieſem Dorfe zuſammengetragen hatten, wieder hergeben. Da wurden ſie auf Befehl der Obrigkeit über die Gränzen des Landes gebracht, wo ihnen aufs ernſtlichſte angedeutet wurde, daß man ſie einige Jahre in das Zuchthaus einſperren würde, wofern ſie ſich hier wieder würden ſehen laſſen. — Am folgenden Sonntag berief der Schulze die Gemeinde zuſammen, und gab denen, die ſich hatten wahrſagen laſſen, das Geld und die andern Sachen wieder, die ſie den Betrügern gegeben hatten. Hier-

auf ſagte er: „Liebe Leute! Glaubet doch nicht ſol„chen Betrügern. Sie wiſſen eben ſo wenig, als „ihr ſelbſt, was euch in Zukunft begegnen wird. „Hätten ſie wirklich wahrſagen, d. h. zukünftige „Dinge vorher wiſſen können; ſo würden ſie auch „ihre eigene Gefangennehmung gewußt haben, und „derſelben durch die Flucht entgangen ſeyn. — Man „darf auch ihre Drohungen nicht fürchten. Sie kön„nen niemand etwas thun. — Faule Landſtreicher „ſind ſie, die ihr Brod mit Müſſiggehen erwerben „wollen. — Sie ſind die abgefeimteſten Diebe, die „den Leuten mit ſehenden Augen das Ihrige neh„men." — „Ja, das iſt wahr," ſagte Georg, „ſie haben bei mir ein ſchönes neues Halstuch und „ein paar gute Strümpfe mitgenommen — und wir „waren doch alle in der Stube." „Bei mir wars „noch ſchlimmer," erwiederte Samuel, „denn ſie „haben meiner Grete unter dem Reden gar das „Geldbüchschen aus dem Sacke gezogen." — „Nun „ja, ſolche Menſchen ſinds," ſprach der Schulze, „werdet alſo künftig klüger, laßt euch nicht mit „ihnen ein!" 3 Moſ. 19, 31. K. 20, 6. 27.

Gott hat uns unſere künftigen Schickſale weislich verborgen. Pred. 7, 15.

Weislich hüllt in Finſterniſſen
Gott die Zukunft ein;
Deutlich ſie voraus zu wiſſen,
Würde Strafe ſeyn.
Säh ich Glück auf meinem Wege,

Würd' ich ſtolz mich blähn;
Und leichtſinnig oder träge
Meinen Zweck verſehen.
Säh ich Unglück, würd' ich zittern,
Und die künſt'ge Zeit
Würde mir das Glück verbittern,
Das mich jetzt erfreut.
Was ich habe, will ich nützen,
Fernen Gram nicht ſcheu'n,
Und ſoll ich ein Glück beſitzen,
Meines Glücks mich freu'n.

44. Zwey Spieler.

Adam. Du gehſt alſo nicht mit, Konrad?

Konrad. Laß mich!

A. Dir wurmt etwas im Kopfe? Sag mirs!

K. Ich mag — ich kann nicht.

A. Warum nicht? Wenns auch ein Geheimniß iſt, trauſt du mir nicht?

K. Nein! Laß mich heute allein!

A. Wenn du zu Hauſe bleibſt, ſo wirds noch ärger wurmen. Komm nur, trink ein Glas Wein und ſei luſtig.

K. Wenns beim Glas Wein bliebe!

A. Was denn?

K. Es iſt doch wieder aufs Spielen abgeſehen?

A. Je nun! — Spielſt du denn nimmer? —

K. Nein!

A. Im Ernſte nimmer?

K. So wahr mir Gott helfe!

A. Das iſt ja gar ein Eid. — Narr, gelt, weil du letzthin ein wenig verloren haſt, ſo biſt du jetzt böſe.

K. Wenig? — Alles verlieren, heißt das wenig?

A. Spiel wieder! Geſtern verloren, heute gewonnen, ſo gehts ja immer.

K. Spiel' nimmer, ſag ich.

A. Auch zu mir?

K. Auch zu dir.

A. Ich gewinne meiſtens: warum ſoll ich nimmer ſpielen?

K. Ich verliere alles: warum ſoll ich fortſpielen? und wenns nur weiter nichts wäre, als verloren haben! Aber ach! —

A. Was denn? — Sprich! —

K. O das verdammte Spiel!

A. Was weiter?

K. O das gottloſe unverantwortliche Spiel!

A. Immer das Nehmliche?

K. Das Höllenſpiel! das Teufelsſpiel!

A. Ho! Ho! — und die Spieler? —

K. Elende, verworfene, heilloſe Menſchen!

A. Alſo auch ich?

K. Du und ich! — Ich möchte von Sinnen kommen, daß ich ſo dumm, ſo hirnlos geweſen bin — daß ich geſpielt, daß ich alles verloren habe. — Ach Himmel! daß ich —

A. Es ſcheint in deinem Kopfe zu toben — wenn du nun auch verſpielt haſt, ſo läßt dichs ja, wer du biſt.

K. Nein, es läßt mich nicht: es macht mich toll — raſend —

A. Daß doch eine Handvoll Geld —.

K. Ach Geld! — nicht Geld — da lies den Brief!

(er giebt ihm einen Brief und A. liest.)

Mein lieber Sohn!

„Es kommt mich ſauer an, dieſen Brief an dich „zu ſchreiben. Wie hätte ich vor einigen Jahren „denken ſollen, daß ich in meinem Alter arm und „hülflos würde? Aber wie kann es anders ſeyn? So „lange im Wittwenſtande zu leben! ohne Vermö„gen! ohne Güter! und ſeit geraumer Zeit ohne „Handarbeit! Ich habe dir vor zwei Jahren ge„ſchrieben, daß ich von Gliederſchmerzen befallen „worden ſey. Seither kann ich nimmer arbeiten. — „Und deine Schweſter, die mich bisher erhalten hat, „iſt nun auch krank. Wir müßten verſchmachten, „wenn Gott nicht für uns ſorgte und gute Herzen „erweckte. Ach! lieber Sohn, nächſt Gott ſteht „meine Zuverſicht noch zu dir. — Du haſt vor an„derthalb Jahren geſchrieben, daß du in ein gutes „Haus gekommen ſeyeſt, daß du da auf lange Zeit „Arbeit und guten Lohn habeſt, daß du auch ein „Anſehnliches zurück legen könnteſt. Ich weiß ge„wiß, du haſt ſchon etwas Schönes erſpart. Aber, „daß ich dich nun um etwas anſprechen muß! daß „ich dir das, was du mit ſaurer Arbeit errungen „und zuſammen gehalten haſt, abnehmen ſoll! das „ſchmerzt mich, das durchbohrt mein ganzes Herz.

„Aber glaube mir, daß ichs in Ewigkeit nicht ge„than haben würde, wenn mich nicht die Noth, „nicht die äuſſerſte Armuth dazu triebe. Verzeihe „mir, lieber Sohn, wenn ich dich bitte, daß du „mir einige Gulden ſchicken wolleſt. Ich bin dem „Barbier ſchuldig, der nimmer zu mir kommen wür„de, wenn ich ihn nicht bezahlte. Ich bin dem „Müller ſchuldig, der mich bisher mit Mehl ver„ſorgt hat. Und wenn du auch noch etwas darauf „thun magſt, daß wir nur auch ein Paar Monate „leben können, ſo thu es doch, Gott wird dirs loh„nen, lieber Sohn, und dirs einmal im Eheſtande „mit tauſendfachem Segen vergelten. Ach! thu's „gerne und willig, und ehre deine alte Mutter, auf „daß dirs wohl gehe, und du glücklich leben mö„geſt auf Erden. Ich habe dich ja mit Schmerzen „gebohren und mit ſo vieler Mühe erzogen. Du „wirſt dein Herz nicht vor mir verſchlieſſen. Du „wirſt noch ſo gut und fromm ſeyn, wie du aus „deiner Mutter Hauſe gegangen biſt. O mit was „für einem Verlangen erwarte ich deinen Brief! „Und oft denke ich auch, er treffe mich nimmer! „Vielleicht bin ich bis dahin von den Schmerzen „meines Leibes erlößt! Nun, wenn es Gottes Wille „iſt, daß ich dich in dieſer Welt nimmer ſehen ſoll, „ſo leb' wohl, tauſendmal wohl! Nimm dich dei„ner armen, kranken Schweſter an. Ich will für „dich beten, ſo lange ich lebe: ich wills noch im Him„mel für dich thun, lieber theurer Herzensſohn!" ꝛc.

K. Haſts geleſen?

A. (ſchweigt).

K. Haſts geleſen? Verſtanden? Empfunden? Ach! (er fängt an, laut zu weinen).

A. (Geht ans Fenſter, noch immer ſchweigend).

K. Aus der Welt möcht' ich! — Hier iſt mir zu enge. — Mir liegts wie ein Mühlſtein auf. —

A. Sei ruhig, Bruder! ich bin entſchloſſen —

K. Wozu?

A. Mach keine Worte! Hier nimm zehn dicke Thaler, die ſind dein und deiner Mutter, und — weiſſeſt du was? — ich ſpiele nimmer!

K. Was ſagſt du? Was thuſt du?

A. Ich ſpiele nimmer, ſag' ich, in meinem Leben nimmer: ſo wahr mir Gott helfe!

K. Und das Geld?

A. Das iſt dein!

K. Aber, wie kann ich dirs ſo bald wieder geben?

A. Dein iſts, ſag' ich; ich habe dirs nach und nach abgewonnen: ſag' alſo keinen Dank dafür.

K. O Herzens-Kamerad!

A. Mach geſchwind, ſchreib an deine Mutter, ehe die Poſt abgeht. Und wenn du geſchrieben haſt, ſo trinken wir ein Glas Wein, aber nimmer da, wo die Spielgeſellſchaft iſt, nimmer, in unſerm Leben nimmer!

45. Ich bin ein Menſch.

Was heißt das?

Antwort:

Ich weiß, daß ich lebe und wo ich bin — ich habe Bewußtſeyn.

Ich kann denken — ich habe Denkkraft.

Ich kann meine Gedanken durch Worte ausſprechen — ich habe Sprachvermögen.

Wenn Vater oder Mutter in meiner Sprache mit mir reden, das verſtehe, begreife faſſe ich mir zuſammen — ich habe Verſtand.

Wenn ich etwas geſehen oder gehört habe, ſo kann ich mich deſſen errinnern — ich habe Erinnerungsvermögen.

Wenn ich meine Aeltern auch nicht ſehe, ſo kann ich an ſie denken und ſie mir wieder vorſtellen, als wenn ich ſie jetzt vor mir ſähe — ich habe Vorſtellungskraft, Einbildungskraft.

Wenn ich etwas oft in einem Buche aufmerkſam geleſen und wieder geleſen habe, das weiß ich ohne Buch, ich habe es behalten — ich habe Gedächtniß.

Ich kann eine Sache erkennen und ſie von jeder andern unterſcheiden, z. B. ein Baum von einem Pferde — ich habe Unterſcheidungs-Vermögen.

Ich kann erkennen und unterſcheiden, was wahr oder nicht-wahr, nüzlich oder ſchädlich, auch gut

oder böſe iſt. Wenn ich das thue, ſo urtheile ich — ich habe Beurtheilungskraft.

Ich kann das Gute wollen und das Böſe nicht wollen — ich habe Vernunft.

Ich kann das erkannte Gute thun und das erkannte Böſe unterlaſſen — ich habe Freiheit.

Ich kann täglich beſſer werden, denn ich kann meine Fehler ablegen und mich im Gutesthun täglich mehr üben — folglich ſoll ich täglich beſſer werden.

Das alles kann ich, weil ich ein Menſch bin.

Dieſe großen Vorzüge, die kein anderes Geſchöpf auf der Erde beſitzt, hat mir nebſt Allem, was ich bin und habe, mein gütiger Gott gegeben.

> Ich bin ein Wunder deiner Macht,
> Mein Schöpfer und Erhalter!
> O möcht' ich, Vater, ewig dein
> Mit allen meinen Kräften ſeyn!

46. Der Regenbogen.

Der Regenbogen entſteht, wenn es an einem Ende der Himmelsgegend regnet und derſelben gegen über die Sonne ſcheint. Es brechen ſich nehmlich die Sonnenſtrahlen in den niederfallenden Regentropfen, werden in ihre ſiebenfarbigen Strahlen zerlegt, und ſo erſcheint bei einem ordentlichen Regenbogen von oben nach unten: die rothe, orangegelbe, gelbe, grüne, hellblaue und die dunkelblaue ins Violette übergehende Farbe. Zu dieſer

Erſcheinung wird erfordert, daß die Sonne niedrig ſtehe, es wird ſich daher im Sommer niemals des Mittags, wo die Sonne ſehr hoch ſteht, ſondern immer des Morgens oder Abends ein Regenbogen zeigen. Wegen der runden Geſtalt der Sonne ſiehet man auch den Regenbogen rund und als einen halben Kreis, weil die andere Hälfte unter die Oberfläche der Erde fällt, wo niemals ein Regenbogen ſeyn kann. Bisweilen ſieht man nur ein Stück von einem Bogen, weil da die Tropfen fehlen, wo ſich das Uebrige bilden ſollte.

Auſſer dieſem ordentlichen Regenbogen zeigt ſich bisweilen auch ein ſogenannter auſſerordentlicher oder verkehrter Regenbogen, der über jenem ſteht. Dieſer verkehrte Regenbogen erſcheint uns mit ſchwächeren Farben und verkehrt, weil die Lichtſtrahlen öfter als bei den vorhergehenden gebrochen werden, ehe ſie zu unſern Augen gelangen.

Man ſiehet nun leicht ein, wie thöricht das Mährchen von den goldenen oder ſilbernen Regenbogenſchüſſelchen iſt. Was man gewöhnlich als ſolche zeigt, ſind alte unbekannte kleine Münzen, die man nach einem Regen zuweilen auf der Oberfläche friſch gepflügter Aecker findet u. d. gl.

47. Wie geht das zu?

Einem Bauer wurde einſt des Morgens ſehr früh ein Stück Leinwand (Tuch) von der Bleiche geſtohlen. Ein alter Schmied, welcher im Orte wohnte,

gab vor, er könne geſtohlene Sachen wieder herbeiſchaffen, zumal wenn der Dieb mit denſelben nicht über das Waſſer gegangen wäre. Zu dieſem gieng der Bauer, und bat ihn, er möchte ihm doch ſagen, wo ſeine Leinwand hingekommen wäre. — „Ja, das „will ich wohl,“ antwortete der Schmied; „aber „was gibſt du mir für meine Mühe?“ „Einen „halben Scheffel Korn, erwiederte der Bauer, und „noch eine gute Mahlzeit.“ Gut, ſagte der Schmied, „auf die Nacht gegen 11 Uhr komme ich zu dir. „Laß nur indeß die andere Leinwand auf der Bleiche liegen; der Dieb muß das geſtohlne Stück, „wenn ers nicht über das Waſſer getragen hat, „wieder an Ort und Stelle bringen. Du haſt auch „nicht nöthig, jemanden zur Aufſicht zu ſtellen. So „lenge ich im Spiele bin, nimmt gewiß niemand „nichts.“ — Der Bauer gieng nun ruhig nach Hauſe. Der Schmied kam zur beſtimmten Zeit. Man bewillkommete und bewirthete ihn aufs beſte. Gegen 12 Uhr ſagte er: „Nun, Kinder, verhaltet euch „ruhig, und geht nicht eher aus der Stube, als „bis ich es euch erlauben werde.“ — Hierauf machte er mit einer Kohle verſchiedene Kreiſe und Zeichen in der Stube, murmelte unverſtänpliche Worte her, und trieb ſonſt noch allerhand ſeltſame Dinge. Nach einer kleinen Weile rief er laut: „nun iſt es „da, kommt! laßt uns hinausgehen!“ — Als ſie auf den Bleichplatz kamen, ſo fanden ſie zu ihrem groſſen Erſtaunen das fehlende Stück Leinwand. —

Der Schmied bekam den halben Scheffel Korn und die einfältigen Leute glaubten nun gewiß, daß er übernatürliche Dinge thun könne. —

Wie gieng das zu? — Ganz natürlich. Denn der Schmied hatte die Leinwand, als er ſelbigen Morgen früh vorbei gegangen war, ſelbſt weggenommen, und ſie in einen dabei ſtehenden hohlen Baum geſteckt, und dann Abends wieder an Ort und Stelle gelegt. Auch hielt er ſich Leute fürs Geld, welche andern etwas nehmen und es alsdann auf ſeinen Befehl wieder bringen mußten, doch ſo daß ſie dabei unbekannt blieben. — Mancher Dieb brachte auch wohl aus Furcht vor dem Schmiede das Geſtohlene wieder zurück, denn man ſagte von ihm, er könnte dem, der es nicht wieder brächte einen ſiechen Körper machen. — Kam etwa einmal jemand, dem wirklich etwas geſtohlen worden war, ſo wußte er ſich damit zu entſchuldigen: es wäre übers Waſſer getragen worden, und da könnte er es nicht wieder herſchaffen. Doch ließ er ſich ſeine Mühe tüchtig bezahlen. — Dieſe Betrügerei trieb er bis in ſein hohes Alter, ließ ſich auch daneben noch zum Brandlöſchen, wobei er ſich jedoch nach vorhergegangenem Segenſprechen einer Salbe bediente, zum Bannen der Geſpenſter, zum Vertreiben der ſogenannten Hexen, und zu andern ähnlichen Betrügereien gebrauchen. — Als er auf das Sterbebette kam, ſo entdeckte er ſeinem Beichtvater alles

und bat ihn, er möchte die Leute künftighin vor dergleichen Betrügern und Beutelſchneidern warnen.

Sehet, Kinder! So iſt es mit allen ſogenannten Teufelsbeſchwörern, Hexenmeiſtern und weiſen Frauen beſchaffen. Ihre ganze Kunſt beſteht — in Betrügerei. Nur einfältige und abergläubiſche Leute laſſen ſich von ihnen betrügen. 3 Moſ. 19, 31. 20, 6. 27

48. Die Juden.

Dieſes von Vielen mit Unrecht verachtete Volk iſt gewiß einem jeden unter euch bekannt, meine Kinder! denn der Jude zeichnet ſich nicht nur durch ſeine Denkungsart, ſondern auch durch ſein Aeußeres, durch ſeine Sprache und Handlungen, vor andern Völkern merklich aus. Es giebt aber recht viele gute Menſchen unter den Juden, und doch verachten wir Chriſten dieſes unglückliche Volk leider! ſehr. Nur da, wo die Jugend auf eine vernünftigere Weiſe unterrichtet wird, vermindert ſich die Verachtung und der Haß gegen dieſes Volk etwas! Es iſt ein ſicheres Zeichen eines unausgebildeten Verſtandes, und einer vernachläſſigten Erziehung, wenn wir ſo oft noch junge Leute antreffen, welche einen Juden verſpotten oder gar mishandeln. Da den Juden das Leben und die Erwerbung ihres Unterhalts ſo ſchwer gemacht wird, und es ſogar viele Chriſten gleichſam für erlaubt anſehen, einen Juden zu betrügen: iſt es denn noch zu verwundern, wenn die Juden ſelbſt oft wider ihren Willen betrügen und einen vielleicht

gerechten Haß auf ihre Unterdrücker werfen? Sind ſie keine Menſchen? Haben ſie nicht mit allen Menſchen ohne Ausnahme gewiſſe Rechte und Pflichten gemein? Jeſus, unſer Vorbild verachtete die Andersdenkenden nicht.

49. Ueber Auswanderung.

Es war von jeher nichts fremdes, daß teutſche Bürger und Familien, beſonders Schwaben und Pfälzer, ihren bisherigen Wohnort verließſen und in andere Länder zogen, um ſich daſelbſt anzuſiedeln und bürgerlich niederzulaſſen. Dieſe Auswanderungsſucht befiel insbeſondere ſeit etwa 10 Jahren neuerdings viele unter unſern Landsleuten. Sie wandern theils in das dürftige und kalte Pohlen, theils in das, größtentheils noch unangebaute, obſchon wärmere, Rußiſche Podolien und in die Krimm, in einen Theil der Tartarei, oder auch nach Nord-Amerika aus. Man kann dieſe Auswanderer füglich in 6 Klaſſen abtheilen. Zur erſten und ſtärkſten Klaſſe rechnen wir die Lumpen oder Aushauſer, welche in dem neuen Lande wieder Haus, Güter, Vieh und etwas in die Hände zu bekommen hoffen. Ob ſie gleich wiſſen, daß ſie alles, was man ihnen dort gibt, nach und nach wieder bezahlen ſollen, ſo ſind ſie doch darüber unbekümmert; und ſehen es als eine erwünſchte Gelegenheit an, ihre ſchlechte Lebensart noch eine Zeitlang fortzuſetzen; denn

Lump bleibt Lump, er lebe hier oder dort, und das Land, das dergleichen läſtigen Bewohner wegziehen läßt, gewinnt eben dadurch. Andere ſind entweder mit der Regierung, mit der Staats-Verfaſſung, mit ihrer Ortsobrigkeit, oder auch mit ihren eigenen Familien unzufrieden, und wollen, ob ſie gleich meiſtens ſelbſt daran Schuld ſind, daß es ihnen nicht nach Wunſche geht, es eben jetzt mit andern verſuchen. Drittens giebt es ſogenannte Glücksritter, das heißt, ſolche, die unter jedem andern Himmel Verbeſſerung ihrer Glücksumſtände hoffen, nur unter dem nicht, worunter ſie wohnen. Dieſe ziehen lieber in ein Land, mit deſſen Beſchaffenheit ſie nicht bekannt ſind, und wo ſie erſt wieder neu lernen müſſen, als daß ſie in ihrem alten Lande bleiben, und ſich durch Fleiß und Arbeitſamkeit ihr Brod erwerben mögen. Allein ſie werden, wie ſchon viele ihrer betrogenen Mitbrüder gethan haben, ihre Voreiligkeit bitter genug, jedoch zu ſpät, beweinen. 4) Manche ſind wirklich Arme, die weder Arbeit noch Nahrung haben, oder doch weder Verdienſt noch Brod zu finden wiſſen. Dieſe wandern aus Verzweiflung aus, und wollen ihr Heil anderswo ſuchen, weil es ihnen im Nothfalle einerlei ſcheint, ob ſie in einem Lande, wo man ſie kennt, oder in einem fremden mit Mangel kämpfen. 5) Es giebt aber unter den Auswanderern auch ſchamhafte Arme, die durch widrige Schickſale in ihrem Vermögen und

Anſehen geſchwächt und herabgekommen ſind. Sie wollen nicht mehr da umher wandeln, wo man ſie im Wohlſtande kannte, und wählen lieber ein fremdes Land, wo ſie ungekannt zu bleiben hoffen. Endlich die letzte Klaſſe beſteht aus Schwärmern, beſonders Separatiſten, die deßwegen nach Amerika auswandern, weil die Regierung ihre Abweichungen von den Geſetzen des Vaterlandes nicht dulden kann, und weil ſie vielleicht dort einen eigenen Staat errichten zu dürfen glauben. —

Daß alle dergleichen Leute thöricht handeln, und daß unter Tauſenden kaum Zehen ihr Glück finden, ſieht jeder Vernünftige leicht ein, und die traurige Erfahrung mancher Zurückgekommenen beſtätiget ſolches überflüßig.

Wer aus unſerm Vaterlande auswandert, das ſich, ſelbſt in den härteſten Zeiten, in jeder Hinſicht vor den meiſten Ländern des Erdbodens ſo vortheilhaft auszeichnet, wo allgemeiner Wohlſtand, Nahrung, Sitten, Religion, Erziehung, Erwerbsquellen u. ſ. w. unter öffentlicher Aufſicht ſtehen, wo noch viele wüſte, öde, zum Anbau taugliche Plätze liegen, wo man der einreiſſenden Liederlichkeit des Sauffens, Spielens, Müſſiggangs u. d. gl. möglichſt Einhalt thut, wo die ſorgfältigſte Pflege der Gerechtigkeit, die nützlichſten Anſtalten blühen u. ſ. f. und dieſes alles eben ſo gut oder noch beſſer da zu finden träumt, wo er ſelbſt noch unbekannt iſt, wo Luft und Waſſer anders ſind, wo es zum Theil

an den erſten Bedürfniſſen des Lebens mangelt, oder wo man ſich, in der Nachbarſchaft roher kriegeriſcher Völker oder gar mit ihnen vermiſcht, an bisher wüſt gelegenen Oertern, fern von der Regierung erſt neu anbauen ſoll, wo es gemeiniglich an Kirchen- und Schulanſtalten fehlt, wo man ſeines Lebens und ſeiner Nahrung nicht ſicher iſt, keine Freunde und Verwandte, keine treue Nachbarn hat — wie ſoll man den nennen?

Gewiß, kein arbeitſamer und mäßiger, kein vernünftiger, ſein Geburtsland liebender Bürger wird, ſo aufs Gerathewohl auswandern!

Wie ſehr ſind daher jene leichtglaubigen, ſonſt gute Menſchen und Familien zu bedauern, die ſich durch die Vorſpieglungen gedungener Werber; oder auch durch die falſchen Nachrichten ihrer bereits ausgewanderten Freunde zu einem ſo unüberlegten Schritte verleiten laſſen!!! Sir. 11, 25. Pſ. 37, 3. Eſ. 30, 2. 15.

50. Der Geizige, der größte Thor.

Klaus hatte Geld genug, aber er fürchtete ſich, es anzuwenden, auch wenn es zu ſeinem eigenen Beſten gereichte. Unter andern war ſein Ofen ſo ſchadhaft, daß er neu geſetzt werden mußte, und es ward ihm oft geſagt, daß, wenn er einfiele, das Feuer Schaden thun könnte. — Aber Klaus kehrte ſich nicht daran, und heitzte lieber gar nicht ein. Doch zwang ihn einſt die bittre Kälte des ſtrengen

Winters dazu, daß er einheizen mußte; und als eben niemand in der Stube war, fiel der Ofen des Morgens zuſammen. Das Feuer ergriff den nahen Flachs an den Spinnrädern, darauf die nicht weit davon ſtehende Lade, dann das Bette. Nun ward Lärm im Dorfe. Klaus, der in der Scheune war, eilte herbei und wollte ſein Geld retten. Indeß kamen die Spritzen, denn es brannte ſchon zum Dache heraus. Und weil keiner mehr das Haus erhalten konnte; ward es eingeriſſen, um wenigſtens die übrigen Gebäude, ja das ganze Dorf zu retten. So löſchte man denn auch glücklich das Feuer; aber man vermißte Klauſen. Als nun der Schutt auseinander gebracht wurde, da fand ſich ſein Körper vor der verbrannten Lade bei dem Gelde liegend, wo er vermuthlich vom Dampf erſtickt war.

Wer das Geld zum Zwecke macht, das doch nur zum Mittel beſtimmt iſt, der iſt geizig. Sir. 4, 36. 14, 3 — 21.

51. Die ſchädliche Erbſchaft.

Ein Handwerksmann in einer kleinen Stadt hatte guten Verdienſt und nährte ſich von ſeinem Handwerke reichlich manches Jahr.

Endlich ſtarb ſein Vetter, der ihm einen Weinberg im Teſtament vermachte.

Seine verſtändige Frau rieth ihm, die Erbſchaft zu verkaufen, aber er wollte nicht. Denn der Weinberg ſtand in einer ſehr luſtigen Lage, und er war

ſehr gerne in dem kleinen Hauſe, welches darin gebaut war. Wenn er nun im Weinberge ſich aufhielt, ſo beſuchten ihn müßige Leute allerlei Standes, die er mit trockenem Munde weggehen zu laſſen ſich ſchämte. Das Häuschen war ihm nun bald zu klein. Er ſchafte mehr Hausgeräth an, und bauete endlich gar das Haus größer. Als er nun darüber ſein Handwerk verſäumte, und wenig zu Hauſe war, da thaten die Geſellen indeß, was ſie wollten, arbeiteten ſchlecht; und er verlohr bald alle Kunden.

In wenig Jahren mußte er den Weinberg Schulden halber verkaufen, und weil er ſich den Müßiggang nun einmal angewöhnt hatte: ſo konnte er die anhaltende Arbeit nicht wieder gewohnt werden; ſonderlich da er deswegen, weil er als Meiſter keinen Vorſchuß mehr thun konnte, nun als Geſelle dienen mußte. Er grämte ſich darüber, verfiel in eine hitzige Krankheit, und ſtarb in den beſten Jahren.

So giebt Zuwachs an Gütern nicht ſtets Zuwachs an wahrer Glückſeligkeit. Sir. 11, 10. 18. 32. 33.

52. Unterſchied zwiſchen Sparſamkeit und Geiz.

Zwei von den Einwohnern eines mit der völligen Aerndte durch den Blitz eingeäſcherten Dorfs, wurden von ihrer Gemeine in die umliegende Gegend geſendet, für dieſe Verunglückten einige Beiſteuer zu erbitten. Unter andern kamen ſie früh Morgens

auf den Hof eines wohlhabenden Landmanns. Sie fanden ihn vor dem Stalle, und hörten, als ſie ſich ihm näherten, wie er dem Knechte es ernſtlich verwies, daß er die Stricke, woran die Ochſen geſpannt geweſen, über Nacht im Regen am Pfluge gelaſſen, und nicht ins Trockne gebracht hatte. „O weh! der Mann iſt genau, ſprach einer zum andern, hier wird es nicht viel geben!“ Nun wurde der Herr des Hofs die Fremden gewahr, und indeß er mit ihnen in ſein Haus gieng, erzählten ſie ihm ihr Unglück, und brachten ihr Begehren an. Groß war ihre Verwunderung, als er ihnen bald ein anſehnliches Geſchenk an Gelde gab, und noch verſprach: eben ſo viel an Saatkorn der verunglückten Gemeine zu ſchicken. Ja ſie konnten in ihrer dankbaren Rührung ſich nicht enthalten, ihrem Wohlthäter, während des Frühſtücks, es zu geſtehen, wie ſeine Mildthätigkeit ihnen um ſo mehr unerwartet geweſen ſey, da ſie ihn, wegen des vorhin um eine Kleinigkeit dem Knecht gegebnen Verweiſes, für ſehr genau gehalten hätten.

„Lieben Freunde,“ war ſeine Antwort, „eben „dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu Rathe hielt, kam ich in den glücklichen Zuſtand, „wohlthätig ſeyn zu können.“

Wie mancher ſchämt ſich der Sparſamkeit, der des Geizes ſich zu ſchämen glaubt! Und wie mancher ſchämt ſich der Wohlthätigkeit, weil er ſie fälſchlich für Verſchwendung hält.

Unwiſſenheit war ſtets des Laſters Mutter. Sir. 4, 1. 6. 19, 1, 29. 12. Spr. 19, 17. 2 Theſſ. 3, 13.

53. Die Kleinigkeit.

Kunz war leichtſinnig und nahm nicht gern gute Lehren an. Einſt hatte er an einem ſchwülen Tage ſich im Laufen ſehr erhitzt. Ein kühler Gewitterregen erfolgte, und nun ſtellte ſich Kunz, der ſeinen Rock ausgezogen hatte, unter dem Thorweg in die Zugluft. Sein Herr warnte ihn vor der unausbleiblichen Verkältung, aber Kunz meinte, das wäre eine Kleinigkeit für ihn — er könne alles vertragen. Den Abend hatte er ſchon den Schnupfen, und war ſo heiſer, daß er nicht laut reden konnte. Sein verſtändiger Herr wollte ihn nun viel warmen Hollunderblüthenthee trinken, und früh zu Bette gehen laſſen, damit durch die herrgeſtellte Ausdünſtung (denn Verkältung iſt nichts anders, als gehemmte Ausdünſtung) die gröſſere Gefahr vermieden würde. Aber Kunz ſprach: der Schnupfen wäre eine Kleinigkeit, der Hals würde ſich ſchon von ſelbſt wieder geben — und war ſo wenig dazu zu bewegen, daß er vielmehr noch den Abend ausgieng, und ſpät nach Hauſe kam. Aber am andern Morgen war er auf eine unruhige Nacht träge, und hatte unleidliche Kopfſchmerzen. Nachmittags trat, mit einem Ekel am Eſſen, das Fieber ein; der Hals wurde entzündet, und am vierten Tage ſtarb Kunz an der Bräune, oder der Entzündung des Halſes.

Die Verkältung war alſo keine Kleinigkeit. Sir. 5, 18. 31, 26. 37, 30.

54. Die ſchädliche Kur.

Louiſe war mit dem dreitägigen Fieber zu Ende des Winters befallen. Dieſe Art Fieber vergeht aber im Frühling meiſtens von ſelbſt, oder auf wenige Arzneien, wenn man nur mäßig lebt, leicht verdauliche Speiſen genießt, den Schweis am Ende jedes Fieberanfalls gehörig abwartet, und ſich vor Erkältung hütet. Doch thörichte Rathgeber vermochten Louiſen, daß ſie ſich durch ſogenannte Fiebertropfen das Fieber ſtillen ließ. Nun vergieng zwar das Fieber; aber Louiſe ward deswegen nicht wieder völlig geſund, ſondern blieb kränkelnd und ſiech. Und wenn ſie nicht bald in die Hände eines verſtändigen Arztes gekommen wäre, ſo hätte ſie an der Waſſerſucht ſterben können.

55. Der gute, aber nicht geglaubte Rath.

In einem Dorfe wohnten acht Bauern und der Prediger. Der Prediger war ein verſtändiger, guter Mann, der viel Wahrheiten wußte, und noch täglich mehr dazu lernte. Einſt kam im Winter eine anſteckende hitzige Krankheit in das Dorf, und in vielen Häuſern waren Kranke. Da ſagte der Prediger: „lieben Leute, folgt meinem treuen Rath! „Haltet die Kranken nicht ſo heiß mit Einheizen

„und Zudecken mit Deckbetten; ſie haben doch Hitze
„genug! Schickt in Zeiten zum Arzte in die Stadt,
„denn wenn ihr wartet, bis euch der Athem aus-
„gehen will; dann kann der Arzt nicht mehr hel-
„fen! Brauchet ohne ſeine Verordnung ja keine hitzi-
„ge Arzneien, ſie ſind oft ſchädlich und bringen eure
„Krankheit leicht zu einem ſolchen Grade, daß die
„beſten Medikamente nicht mehr nützen können. Laßt
„eben ſo wenig ohne ſeine Erlaubniß zu Ader, ihr
„könntet euch dadurch ſchwächen, und die Krank-
„heit vermehren. Glaubet ja nicht, daß ihr gleich
„durch die erſte Arznei, die ihr einnehmet, geſund
„werden müſſet, und werdet in Fortſetzung ihres Ge-
„brauchs nicht müde: denn es gibt wenige Krank-
„heiten, die man über Nacht heilen kann. Laßt
„alle Tage friſche Luft durch die Fenſter in die Stu-
„ben, und trinkt, Geſunde und Kranke, nach Durſt
„einen Trank von abgekochter Gerſte mit etwas
„Eſſig, ſo werden viele Kranke beſſer werden, und
„viele Geſunde werden vor der Krankheit bewahrt
„bleiben!“ Drei Hausväter glaubten dem Prediger,
„daß er die Wahrheit lehrte. Denn ſie kannten ihn,
daß er ein rechtſchaffener, verſtändiger Mann war.
Sie machten es ſo, wie er ſagte, und fragten ihn
um Rath, wo ſie ſich nicht zu rathen wußten. In
allen dieſen Häuſern nahm die Krankheit nicht über-
hand. Die andern fünfe waren zweifelſüchtig. Sie
ſprachen: „Das wollen wir wohl bleiben laſſen!
„Warum iſt denn eingeheitzt, wenn man die Fenſter

„aufmachen ſoll? Das Holz iſt theuer. Hitze „muß Hitze vertreiben. Unſer Schäfer ſoll den „Doktor noch wohl was lehren können. Brannte„wein und Pfeffer, ſpricht er, wem das nicht „hilft, dem kann nicht geholfen werden. Stark „Bier muß der Kranke trinken; damit er Kräfte „kriegt. Er iſt ja ſo ſchon matt, und ſoll noch „Waſſer mit Eſſig trinken." Was geſchah? Die fünf zweifelſüchtigen oder unglaubigen Hauswirthe ſtarben in kurzem mit vielen Kindern und dem Geſinde dahin. Und es blieb in der ganzen Gegend das Dorf bekannt wegen dieſer Geſchichte.

So wie dieſer gute Prediger that, hat Gott manchmal und auf mancherlei Weiſe, die Menſchen belehrt, was gut und ſchädlich iſt, aber die wenigſten haben ihm geglaubt. Ebr. 1, 1.

56. Das thörichte Kind.

In einem gewiſſen Dorfe herrſchte eine Krankheit unter den Kindern. Unter andern wurde ein Kind plötzlich ſehr krank. Die Aeltern ſchickten gleich nach dem Arzte. Der Arzt kam, und brachte Arznei mit, von derſelben Art, als er ſchon bei vielen Kranken mit Nutzen gebraucht hatte. Denn alle, die ſie zur rechter Zeit eingenommen hatten, waren beſſer geworden. Dieſes kranke Kind aber wollte durchaus nicht die Arznei einnehmen. Die Aeltern fragten das Kind, ob es denn nicht wünſchte, wieder ge-

ſund zu werden? „O ja, liebe Aeltern, ich „wünſche recht bald geſund zu werden," ſagte das Kind. „Nun ſo müſst du auch die Arznei„mittel brauchen und ſie einnehmen; damit du „geſund werden könneſt," ſprachen die Aeltern. Aber das Kind blieb bei ſeinem Eigenſinne. Es wollte gern geſund werden, aber doch keine Arznei, die die Krankheit vertreibt, einnehmen. In wenig Tagen muſste das Kind ſterben. Zuletzt nahm es gern ein, aber da war es zu ſpät und die Krankheit hatte zu ſehr zugenommen. Sir. 38, 4.

Was weh thut, thut hernach oft wohl:
Drum nimm Arznei und Strafe
Stets dankbar an, und denke,
Daſs ſie dich beſſern ſoll.

57. Die Viehſeuche.

In der Nachbarſchaft eines Dorfes wütete einſt eine tödtliche Viehſeuche. Sogleich ermahnte der Prediger alle Bauern, daß ſie ihre Grenzen wohl bewachen, und ja nichts durchlaſſen ſollten, was eine Anſteckung herbei führen könnte. Ja er gab ihnen noch folgenden Rath:

„Sobald ihr merket, ſagte er, daß ein Stück „Vieh in einem eurer Ställe angeſteckt iſt, ſo zei„get es augenblicklich der Ortsobrigkeit an, und „dieſe laſſe nicht nur das angeſteckte, ſondern alle „übrigen Stücke dieſes Stalls auf der Stelle todt=

„ſchlagen und mit Haut und Haaren an einem ab„geſonderten entlegenen Orte tief verſcharren. So„dann beſtimme ſie den Werth des todtgeſchlage„nen Viehes unpartheiiſch, und laſſe ſolchen dem „Eigenthümer durch alle Viehhalter des Dorfes „nach dem Verhältniß ihres kleineren oder größeren „Viehſtandes, oder aus der Gemeindskaſſe erſetzen: „ſo werdet ihr weiteres Unglück verhüten.“

Allein niemand wollte dem klugen Rathe folgen, denn jeder hoffte, die Seuche würde doch nicht in ſämmtliche Ställe eindringen, oder wenigſtens den ſeinigen verſchonen. Bald nachher brach die Seuche wirklich ein, und es fiel alles Vieh im Dorfe bis an 6 Stücke, die ſich erſt nach und nach wieder erholten, aber lange keinen Nutzen gaben. — Wie ſehr bereueten nun die Thörichten ihren Mangel an Gemeinſinn und ihren Eigennutz! Aber es war zu ſpät. Sir. 32, 22. 24.

58. Von den Eigenſchaften eines guten Hirten.

Es gehört mehr zu einem guten Hirten, als man denkt. Wer das Vieh von einem Orte zum andern treiben, und mit ſeinem Hunde hetzen kann, iſt darum noch kein guter Hirte.

Ein guter Hirte, er ſey bei großem oder kleinem Vieh, muß die Art und Natur des Viehes, welches er hütet, und welche Weide ſich zu den verſchiedenen Jahres- und Tageszeiten dafür ſchickt, wohl kennen; bei ſchädlichen Witterungen und Nebeln es nicht zu früh austreiben, und die Eigenthümer in Zeiten warnen, es nicht ganz nüchtern auf die Weide zu laſſen; bei plötzlichen Zufällen des Viehes, welche aus Ueberfluß oder Stockung des Blutes entſtehen, muß er eine Ader geſchickt zu öffnen wiſſen, und die Mühe, das Vieh bei großer Hitze oft an friſches Waſſer zu bringen, nicht ſcheuen. Beim Auflaufen des Rindviehs und der Pferde, muß er die Kunſt verſtehn, allerlei dienliche Mittel und vorzüglich den Trokar zu gebrauchen.

Der Trokar beſteht aus einem dicken Pfriemen der in einer gleichfalls runden eiſernen Scheide ſteckt; die ſehr genau anpaſſen, unten offen, und einen Zoll kürzer ſeyn muß, als der Pfriemen, damit dieſer durch die Röhre hinaus geht. So bald nun das Vieh gefährlich aufgetrieben iſt, wird der

Trokar in die linke Weiche auf der ſogenannten Hungergrube bis in den Magen geſtoßen, der Pfriemen herausgezogen und die Scheide noch tiefer hinein geſchoben, welche ſo lange ſtecken bleibt, bis die meiſten Blähungen heraus ſind. Wo man keinen Trokar bei der Hand hat, (welcher aber von Gemeinswegen angeſchafft werden ſolle) kann man auch ein Meſſer gebrauchen und eine Hollunderröhre in die Oeffnung ſtecken. Wenn alles geſchehen iſt, ſo führt man das Vieh ſachte herum, und beſtreicht den Stich täglich etlichemal mit Wagenſchmiere. Dieß und noch weit mehr muß ein guter Hirte verſtehen. Kurz: er muß als Hirte, das Wohl ſeiner Heerde, und dadurch den Nutzen der Eigenthümer derſelben, auf alle mögliche und erlaubte Art, nicht allein zu befördern verſtehen, ſondern auch befördern wollen.

Wer dieſe Eigenſchaften hat, der iſt ein guter Hirte.

59. Die Hausmittel.

Auf einem Dorfe wohnte ein Prediger, der ſeine Nebenmenſchen liebte, und ihnen gern auf alle Weiſe nützlich werden wollte. Er begnügte ſich nicht damit, daß er ihre Kinder lehrte, und den erwachſenen nützliche Predigten hielt, ſondern er beſuchte auch die Kranken in ſeiner Gemeine fleißig. Da jammerte ihn denn ſonderlich der hülfloſe Zuſtand ſolcher Leute, die entweder aus Armuth keinen Arzt oder theure

Arznei bezahlen konnten, oder zu weit von den Städten, wo dergleichen zu haben ſind, wohnten, und doch baldige Hülfe nöthig hatten. Schon lange hatte er nützliche Bücher, die davon handelten, geleſen, und rechtſchaffene Aerzte nach wohlfeilen, und doch wirkſamen Arzneimitteln gefragt, die man darum auch Hausmittel nennt; weil ſie billig in allen Häuſern ſeyn ſollten. Dieſe Hausmittel muſte der Barbier des Orts vorräthig haben. Es waren folgende:

1. Brechmittel, wenn nach Ueberladung des Magens, durch zu viele oder durch ſchwerverdauliche Speiſen ein Drücken in der Herzgrube mit Ekel und Neigung zum Erbrechen entſtand, und nicht etwa Blutſpeien oder ein Bruch es zu verordnen hinderte. Das Brechmittel war Brechwaſſer, welches der Kranke Löffelweis alle Viertelſtunde nehmen und laues Waſſer dazu trinken muſte, bis drei bis viermal Erbrechen erfolgt war. Er ließ es auch Kindern nach Verſchiedenheit des Alters Kaffeelöffelchenweis reichen, wenn ſie mit Huſten befallen, allen Schleim hinunterſchluckten, und dadurch nicht nur ſchwerathmend (keiſterich) wurden, ſondern auch die Eßluſt verlohren. Geſchah es ja einmal, daß hierauf zu viel Erbrechen erfolgte, ſo ließ er fleißig laue Milch trinken, worauf es bald aufhörte.

2. Abführungsmittel, wenn wegen Bruſtbeſchwerden, Blutſpeien oder einem Bruche das Brechmittel nicht gereicht werden konnte; oder wenn der

Kranke durch das Erbrechen zwar erleichtert war, aber noch einigen Druck in der Herzgrube mit Spannung und Schwere im Unterleib, fühlte. Hierzu lies er anderthalb bis zwei Loth Friedrichs-Salz in einem Schoppen Waſſer auflöſen, und nach und nach trinken. Blieb nach dem Laxiren noch eine Schwäche im Magen zurück, ſo rieth er auf eine Handvoll Biberklee oder Tauſendguldenkraut eine halbe Maaß ſiedend Waſſer zu gießen, etwas aufwallen und dann kalt werden zu laſſen, abzugieſſen und auszudrücken, und hievon einigemal des Tags ein Glas voll zu trinken: aber auch ſich zugleich vor dem Genuſſe ſchwerer Speiſen zu hüten.

Starke Abführungen, wie die verſchiedenen Arten von Laxierpillen, Univerſalpillen, Purgiertropfen und dergleichen oft allzuſtark angreiſenden und ſchädlichen Arzneimittel rieth er ernſtlich ab, und überzeugte die Leute, daß man gemeiniglich ſchon durch 3 — 4 Stuhlgänge genug abgeführt ſey, und daß zu ſtarkes Laxieren den Körper ohne Noth ſchwäche, wenn ſich auch nicht ſogleich auffallende ſchlimme Folgen zeigen. Eben ſo wenig duldete er die üble Gewohnheit der Leute, von Zeit zu Zeit, etwa im Frühjahre und Herbſt, zu purgieren oder auch zu Ader zu laſſen, ohne daß ihnen gerade was fehlt: denn ſo was iſt äuſſerſt ſchädlich.

3. Bei verſchiedenen andern Unpäßlichkeiten, z. B. dem Schnupfen, Huſten, Zahnweh, Heiſerkeit, Halsweh von geſchwollenen Mandeln, Rothlauf und

leichten Fieberanfällen rieth er Hollunder-Muß (Geſelz) und Hollunderthee; bei geſchwollenen Mandeln hieß er ſie auch den Hals mit Salbeithee und Honig gurgeln.

4. Wider Bruſtbeſchwerden und trocknen Huſten lies er einen Schoppen ſiedend Waſſer auf eine halbe Hand voll gequetſchten Leinſamen gieſſen, dieſes muſte eine Weile anziehen, dann wurde es abgegoſſen, und öfters davon mit Milch getrunken. Reizt der Huſten beſonders ſtark, und war wenig, wäſſeriger oder gar kein Auswurf, ſo ließ er einen ſtarken Thee von Klatſchroſen und Eibiſchkraut trinken.

5. Wider Leibſchmerzen verordnete er den Kranken, Kamillen- oder Pfeffermünzthee häufig zu trinken, den Bauch mit warmem Baumöl einzureiben, und mit warmen Tüchern zu bedecken. War Verſtopfung dabei, ſo hatte er einige Klyſtierröhre und Blaſen angeſchafft, und durch etliche Klyſtiere, die von Kamillenthee mit etlichen Löffeln voll Baumöl oder von Leinſamen in Milch gekocht und durchgeſeiget, laulicht dem Kranken beigebracht worden, waren ſie meiſtens glücklich gehoben. Hatte aber der mit Leibſchmerzen Behaftete einen Bruch, ſo mußte ihn ſogleich der Barbier vorſichtig zurückzubringen ſuchen; gelang dieß nicht leicht, ſo wurde ein geſchickter Arzt oder Wundarzt aus der Nachbarſchaft herbeigerufen.

6. Wider die Ruhr mußte der Kranke täglich 3 — 4mal ein Klyſtier von Gerſten- oder Haferſchleim

nehmen, und durch warmes Getränke und leichte Weinſuppen die Ausdünſtung befördern. Waren aber ſtarkes Uebelſeyn, Abgeſchlagenheit, Neigung zum Erbrechen, heftige Leibſchmerzen und dergleichen dabei, ſo ließ er in Zeiten bei einem geſchickten Arzte Hülfe ſuchen, damit dieſe Anfangs gemeiniglich leicht zu hebende Krankheit nicht zu einer fürchterlichen Höhe ſtieg, die den Tod zu bringen pflegt. Vor ſeiner Zeit waren gar viele Leute an der Ruhr geſtorben, weil ſie ſich vor dem Klyſtieren mehr fürchteten, als vor dem Tode; und Branntwein, Eyer, geſchabtes Siegellack, Muskatennüſſe und andere ſtopfende Sachen eingenommen hatten, wodurch die Gedärme in Brand übergiengen.

7. Bei Fiebern, die oft wieder kamen, nachdem ſie eine Weile ausgeblieben, bei böſen Geſchwüren und Schäden, ließ er die abgeſchälte Rinde von der Knack- oder Bruchweide, handvollweiſe, mit einem Quart Waſſer jede gute Handvoll einmal aufgekocht, etliche Wochen, täglich ein Quart dieſes Waſſers trinken.

8. Bei Gichtſchmerzen, oder Reiſſen in den Gliedern, mußten die Kranken folgenden Trank, ſechs Wochen lang, trinken.

Nimm große Klettenwurzeln, die im Frühling gegraben, getrocknet und klein geſchnitten ſind, davon jeden Tag ſechs Loth, mit einem Maaß Waſſer auf die Hälfte eingekocht, und alle Tage, ſechs Wochen lang, dieſes eingekochte und abgeklärte Maas Waſſer kalt getrunken.

Alle dieſe Mittel ſind wohlfeil: die Kräuter, Blüthen und Wurzeln kann man umſonſt ſammlen.

9. Hatte ſich jemand durch Fallen oder Stoſſen ꝛc. beſchädigt, ſo ließ er ſogleich die Wunde mit reinem Baumöl verbinden, und wo ausgetretenes Blut unter der Haut zu vermuthen war, (welches man meiſtens aus der bald entſtehenden Geſchwulſt erkennt) 2 Theile Waſſer mit einem Theil Eſſig vermiſchen, und Salz darein thun, ſo viel ſich darinn auflöste, den beſchädigten Theil mit Leinwand, die in dieſes kalte Salzwaſſer getaucht worden, bedecken, und die Leinwand, ſo oft ſie trocken werden wollte, wieder friſch anfeuchten. War eine Wunde zugleich mit ausgetretenem Blut unter der Haut da, ſo wurde die wunde Stelle zuerſt mit in Oel getauchter ausgezupfter Leinwand (Charpie) bedeckt, und über dieſe erſt der Salzwaſſerumſchlag gemacht. Verlor ſich die Geſchwulſt nach etlichen Tagen nicht, ſo wurde Raute, Salbei, Quendel (Künle) in Wein gekocht, die Leinwand darein getaucht, und warm umgeſchlagen. die Wunden aber, wenn ſie nicht ſo bedeutend waren, daß ſie die weitere Hülfe eines Wundarztes nöthig machten, bis zu ihrer völligen Heilung täglich zweimal mit Oel verbunden.

Und ſo half dieſer verſtändige Mann vielen Menſchen, für einige Groſchen Ausgabe, zu ihrer Geſundheit: aber in hitzigen Fiebern, Seitenſtechen, Bluthuſten, Blutſtürzen ꝛc. eilte er, ſo ſehr er konnte, einen geſchickten Arzt zu rufen, und ließ ſich

von demſelben genau beſtimmen, wie er die Krank-heit behandeln, was für Arzneien der Kranke brauchen, und was für Speiſen ꝛc. er genieſſen ſoll. Im kurzem wunderte ſich alle Welt über die geringe Sterblichkeit der Menſchen in ſeinem Dorfe.

Wie viel Menſchen werden durch gewinnſüchtige Marktſchreier, Tyroler, Scharfrichter, Schäfer, Viehhirten, Schmiede und andere Betrüger um ihr Geld, und durch unrechte Arzneimittel um ihre Geſundheit gebracht! Die vortreflichſten Arzneimittel ſind wohlfeil, oder koſten nur die Mühe, ſie kennen zu lernen, und zu rechter Zeit in Vorrath zu ſammlen. Die beſte Zeit, die Wurzeln und Rinden zu ſammlen, iſt im erſten Frühling, die Kräuter aber um Johannis.

Gelobt ſey die Güte des Schöpfers, der oft in ein geringes Kraut, Wurzel und Rinde große Heilkräfte gelegt hat! Sir. 38, 1 = 4. 6. 7.

60. Die Kuhpocken oder Schutzblattern.

Der Prediger.

Guten Morgen, Kunz. Wollt Ihr mich auch einmal wieder beſuchen?

Kunz. Ja, lieber Herr Pfarrer. Und zwar möcht' ich mich gern wieder in etwas Raths bei Ihnen erholen, wie ich ſchon oft zu meinem großen Nutzen gethan habe.

Pred. Ich danke Euch für Euer Zutrauen. Worinn kann ich Euch rathen?

Kunz. Ich war geſtern in Wolldorf und hörte, daß daſelbſt faſt alle Kinder an den Blattern (Urſchlechten, Pocken) krank liegen, und daß die meiſten an dieſer häßlichen Krankheit ſterben. Da dacht' ich: O wenn dir dein Lischen auf dieſe Art ſtürbe, wie würde dieß dich und deine Marie betrüben! beſonders da wir nur dieß einzige Kind haben.

Pred. Es würde Euch um ſo mehr Kummer machen, lieber Kunz, da wir heutiges Tages, Gottlob! ein untrügliches Mittel kennen, unſere lieben Kinder vor der häßlichen Blatternpeſt zu ſichern.

Kunz. Ja, das wird wohl das Einimpfen der Kuhpocken ſeyn. Aber dagegen hat man eben ſo mancherlei einzuwenden, lieber Herr Pfarrer.

Pred. Alles, was man dawider ſagt, ſind Vorurtheile, dergleichen die Leute, beſonders hier im Dorfe, wie Ihr wohl wiſſet, gegen alles haben, was neu iſt, wenn es auch noch ſo nützlich wäre. Ihr glaubet doch, daß mir meine Kinder lieb ſind?

Kunz. Welchem Vater ſollten ſeine Kinder nicht lieb ſeyn?

Pred. Eben dieſe Vaterliebe trieb mich an, mit meinen Kindern nach Stuttgart zu reiſen, und ihnen daſelbſt die Kuhpocken einpfropfen zu laſſen.

Kunz. Sagen Sie mir doch, wie es gegangen iſt, und ob Sie Ihre Kinder nun vor den häßlichen Blattern völlig geſichert halten?

Pred. Um Euch auf Einmal alles zu ſagen, was Ihr dießfalls zu wiſſen nöthig habt, will ich

Euch hier etwas vorleſen. Merket nur wohl darauf. Ihr werdet gewiß nach mir der Erſte im Dorfe ſeyn, der ſeinem Kinde die Schutzpocken inokuliren läßt, und nicht darauf achtet, was die Leute dazu ſagen.

Kunz. Ich weiß nicht. Doch leſen Sie gefälligſt, ich will Ihnen ſo aufmerkſam zuhören, als ob ich in der Kirche wäre.

„Die Pocken (Blattern oder Urſchlechten) kannte man vor tauſend Jahren in Europa noch nicht. Sie kamen erſt aus Afrika zu uns, von wo aus auch die Peſt nach Europa kam. Sie ſind die ſchwerſte, ſchmerzlichſte und abſcheulichſte Krankheit, und verbreiten, wie jeder weiß, Jammer und Elend, Anſteckung und Tod um ſich her. Man hat die Berechnung gemacht, daß jährlich nur in Teutſchland 600,000 Menſchen an den Blattern krank lagen, und 75,000 ſtarben. Ja, die Erfahrung lehrte, daß dieſe häßliche Krankheit den zehnten Theil derer, die am Leben blieben, ihrer Schönheit, und den zwanzigſten Theil ihrer Geſundheit beraubte, und Blindheit, Thränenfluß, (böſe Augen) Taubheit, Schwindſucht, Fiſteln, Knochenfraß, (Beinfraß) und lahme Glieder hinterließen.“

Vernünftige Aerzte dachten daher ſchon lange darauf, wie man dieſes Uebel der Menſchheit unſchädlicher machen, oder es wohl gar wieder aus dem Vaterlande verbannen könnte.

Durch das Einimpfen der natürlichen

Blattern, wozu man die gutartigſte Materie nahm, und durch das Abſondern der Blatterukranken von den Geſunden rettete man zwar ſchon vielen Menſchen das Leben; allein da doch auch die eingeimpſten natürlichen Blattern manchmal ein Kind ſterben lieſſen, auch bei aller Vorſicht Anſtechung anderer um ſich her verbreiten: ſo war das einfache Mittel zur gänzlichen Ausrottung der Blattern, eine der wohlthätigſten Erſcheinungen, für welche wir Gott nie genug danken können.

Die Erfindung dieſes geſegneten Mittels war einem engliſchen Arzte, Herrn Doktor Jenner, vorbehalten, deſſen Andenken der Menſchheit ehrwürdig bleiben wird. — Da die Kühe in ſeiner Gegend bisweilen an ihren Eutern und an den Strichen derſelben eine Art von Pocken bekommen, und dieſer aufmerkſame Arzt bemerkte, daß Perſonen, die die natürlichen Blattern noch nicht gehabt hatten, wenn ſie dergleichen Kühe mit Händen molken, an welchen Ritzen (Schrunden) oder kleine Verwundungen waren, die Kuhpocken bekamen, und eben dadurch vor der Krankheit der natürlichen Blattern für immer geſichert blieben; ſo ſtellte er alsbald mehrere Verſuche an, ob nicht die Einimpfung der Kuhpocken im Allgemeinen eben dieſelben glücklichen Wirkungen hervorbringen könnte. Mit dem Stoffe (Materie), den ein ſolches angeſtecktes Milchmädchen, Sarah Nelmes, an der Hand hatte, prooſte er im Jahre 1796. einem achtjährigen Knaben,

Philipps, die erſten Kuh- oder Schutzpocken ein, und machte erſt nach vielen Verſuchen und Gegenverſuchen 2 Jahre darauf in einem eigenen Buche die frohe Botſchaft bekannt: daß die eingeimpften Kuhpocken

1) den Menſchen vor den natürlichen Blattern ſchützten;

2) daß ſie ohne Gefahr für Geſundheit und Leben wären; und

3) daß ſie unendlich leichter, als die natürlichen Blattern ſeyen.

Dieſe fröhliche Kunde erſcholl in alle Welt; viele Aerzte, und zwar in Teutſchland insbeſondere de Carro, Ballhorn, Strohmeyer, Fauſt und andere beſtätigten und erweiterten die Wahrheit; viele Tauſende wurde eingeimpft, viele tauſend Menſchen und Kinder, welche die Kuhpocken als die leichteſte Krankheit gehabt hatten, lebten und ſchliefen mit und bei Blatternkranken, oder man impfte ſie mit Gift von natürlichen Blattern ein, ſie bekamen aber die Blattern nicht, und entzückt von Freude, ertönte in aller Welt der Ruf der Aerzte und der Menſchen: „Heil iſt dem Menſchengeſchlechte widerfahren!“ Kuhpockenſtoff wurde aus England und aus Teutſchland nach allen Ländern und Erdtheilen verſandt. Selbſt die Regenten machten aus Menſchenliebe die allgemeine Einführung der Einimpfung der Kuhpocken in ihren Staaten, und die Ausrottung der Blattern zu ei-

ner ihrer erſten Angelegenheiten und Sorgen, und die Zeit iſt da, daß auch nicht Ein Menſch, der ſich dieſes Mittels bedient, als ein Opfer der natürlichen Blattern ſtirbt.

Jeder Arzt und jeder von der Obrigkeit für tüchtig erkannte Wundarzt iſt jezt im Stande, die Menſchen auf dieſe Art wider die natürlichen Blattern und gegen ihre traurigen Folgen zu ſchützen, und bald kommt vielleicht die Zeit, wo troz aller falſchen Gottergebenheit, troz aller überſpannten Zärtlichkeit oder ſträflichen Gleichgültigkeit mancher Eltern gegen ihre Kinder durch Geſetze beſtimmt werden wird, daß jedes Kind in den erſten 9 Monaten ſeines Lebens mit den Kuhpocken eingeimpft und dadurch vor dem Blatterntode geſchützt werden muß. — Wer jedoch Vernunft hat und ſeine Kinder liebt, wartet nicht, bis er gezwungen wird, dießfalls ſeine Pflicht zu thun; denn

1) 1 bis 2 Schutzblattern oder Kuhpocken, gehörig und unter ſchicklichen Umſtänden, die der Arzt beſtimmen muß, eingeimpft, ſind keine eigentliche, oder doch nur die leichteſte Krankheit, und ſie verbreiten weder Jammer noch Elend, weder Anſteckung noch Tod um ſich her;

2) der Menſch bekommt der Kuhpocken nicht mehrere (wie bei dem Einimpfen der natürlichen Blattern der Fall iſt), als der Arzt Impfſtiche gemacht hat; und da der Arzt einen oder (weil manchmal nicht jeder Impfſtich anſchlägt) zwei Impfſtiche

an einem oder jedem Oberarme macht, ſo bekommt der Geimpfte auch nur ein oder zwey Kuhpocken an einem oder jedem Oberarme, ſonſt und am übrigen Körper keine.

3) Der Säugling und das Kind mit ſeinen wenigen eingeimpften Kuhpocken iſt in den meiſten Fällen, die ganze Zeit der Kuhpocken hindurch, wohlgemuth, lacht, ſcherzt und ſpielt, und freut ſich ſeines Daſeyns und des ſüßen Lebens.

4) Die eingeimpften Kuhpocken berauben keinen Menſchen ſeiner Schönheit noch ſeiner Geſundheit, und hinterlaſſen keine Blindheit, keinen Thränenfluß, keine Taubheit, keine Schwindſucht, keine Fiſteln, keinen Knochenfraß und keine lahmen Glieder.

5) Die Kuhpocken, unter den ſchicklichen Umſtänden eingeimpft, tödten durchaus keinen Menſchen.

6) Von den vielen 100,000 Menſchen, denen die Kuhpocken gehörig eingeimpft ſind, ſtarb auch nicht Ein Menſch an den Kuhpocken ſelbſt.

7) Nach einer neuen Entdeckung Hrn. D. Jenners bleiben die Kinder, deren Eltern die Kuhpocken eingeimpft worden, frei von den natürlichen Blattern, wenn ihnen gleich die Schutzblattern nicht ſelbſt wieder eingeimpft werden.

8) Durch die allgemeine Impfung der Kuhpocken könnten jährlich nur in Teutſchland 600,000 Menſchen von der ſchrecklichen Krankheit, und 75,000 Menſchen vom Tode errettet, und dagegen mit Leben, Wohlſeyn und Freude erfüllt werden.

9) Zu Wien, der volkreichſten Stadt der Deutſchen, ſtarben im Durchſchnitt jährlich 14600 Menſchen, und unter denſelben 835 Kinder an der Blatternpeſt. Nachdem nun der verdienſtvolle Arzt de Carro daſelbſt die Jenneriſchen Schutzpocken im Jahr 1800 einzuimpfen angefangen, und ſich von dieſer Zeit an noch manche andere Aerzte mit ihm vereiniget haben, ſo ſind im Jahre 1801 unter 15181 Todten nur noch 164 an den Kindsblattern umgekommen, ja

im Jahre 1802 unter 14522 nur 61.
im Jahre 1803 unter 14383 nur 37.
und im Jahre 1804 unter 14035 nur 2. deren eines überdieß nur das Kind eines Durchreiſenden war.

Auch in London hat die Blatternpeſt ſehr aufgehört zu wüten, ſeitdem die Jenneriſchen Schutzpocken ihr Gränzen ſetzen. Denn im Jahr 1800 waren noch Kinder an Menſchenblattern geſtorben 2409. Dieſe Anzahl verminderte ſich in den

Jahren	1801 auf	1461
—	1802 auf	1579
—	1803 auf	1173

und iſt im Jahr 1804 ſogar herabgeſunken auf 586.

So benutzten aber doch Wiens Einwohner die Jenneriſche Erfindung noch weit mehr als ſeine Landsleute ſelbſt. Der Teutſche ſchätzt fremdes Verdienſt.

Völker! — Väter und Mütter! — Menſchen! Ihr wiſſet jetzt, was gut und böſe iſt; ihr könnet euch nicht mit der Unwiſſenheit entſchuldigen. Würdet ihr euren Kindern die Kuhpocken nicht einimpfen laſſen, ſo gäbet ihr ſie dem Blatterntode Preis; und ſtürbe euch ein Kind an den natürlichen Blattern, ſo wäret ihr ſelbſt vorſätzlich ſeine Mörder." Sir. 38, 1 — 8.

Kunz. Sie haben Recht, lieber Herr Pfarrer. Ich will der erſte nach Ihnen ſeyn, der ſeinem Kinde die Kuhpocken einimpfen läßt, die Leute mögen dazu ſagen, was ſie wollen. Aber an wen muß ich mich dießfalls wenden?

Pred. Dafür laſſet Ihr nur mich ſorgen, mein lieber Kunz. Ihr ſeyd ein vernünftiger wackerer Mann. Iſt Euer Lieschen geſund?

Kunz. Gottlob, ſo geſund, wie der Fiſch im Waſſer.

Pred. Gut, ſo will ich mich ſogleich hinſetzen, und unſerm Herrn Stadt- und Amtsphyſikus ſchreiben, ob er nicht etwa übermorgen zu uns kommen, und Eurem Kinde die Schutzblattern inokuliren wolle?

Kunz. Ich danke Ihnen höflichſt, daß Sie ſo viel Liebe für mich und mein Kind haben wollen. Wie wir uns weiter zu verhalten haben, werden Sie und der Herr Doktor uns ſchon ſagen. Leben Sie wohl, Herr Pfarrer, jetzt muß ich heimeilen, und meine Marie und mein Lieschen auf die Sache vorbereiten.

Pred. Gut, Kunz. Nehmt hier noch das Blatt mit, das ich euch vorgeleſen habe, damit Ihr es auch Eurer Marie vorleſen und ſie überzeugen könnet, daß wir es gut meynen.

Kunz. Ich danke, Herr Pfarrer. Aber meine Marie wird nichts dagegen haben, wenn Sie und ich es billigen. Adieu!

Sir. 32, 22.

61. Von den Mitteln, Todtſcheinende zu retten.

Zu den Todtſcheinenden gehören: Erhenkte, Ertrunkene, von Kohlen und andern giftigen oder gährenden Dämpfen Erſtickte, Erfrorne, in ſchweren Ohnmachten Liegende ꝛc.

Wer dazu kömmt, oder der erſte iſt, der iſt dieſes Unglücklichen Nächſter. Der hat die Pflicht, ihn zu retten.

Oft iſt zwar der Wille da, aber keiner weiß die rechten Mittel der Hülfe, und daher kömmt es oft, daß in der beſten Meinung, durch die Unwiſſenheit der Rettenden, der Gerettete wirklich erſt getödtet wird. Die Rettungsmittel ſind aber von zweierlei Art.

Zuerſt ſolche, deren nützliche Anwendung nicht ſo leicht begreiflich zu machen iſt, oder gewiſſe Inſtrumente erfordert, und daher am ſicherſten einem ordentlichen Arzte zu überlaſſen ſind. Von dieſen alſo wird hier nicht die Rede ſeyn können.

Zum andern ſolche, deren Anwendung in der

meiſten Menſchen Macht ſtehet. Und von dieſen ſoll hier kürzlich gehandelt werden.

Eine von denen auf alle Fälle geltenden Hauptpflichten iſt daher, ſobald der erſte Schritt zur Erhaltung des Unglücklichwordenen geſchehen iſt, ohne Zeitverluſt es dem verſtändigſten Manne in der Gemeine, dem Prediger oder Amtmann, oder Verwalter, oder Schulzen ꝛc bekannt zu machen, damit ein ordentlicher Arzt oder Wundarzt oder Barbierer, ſo ſchleunig als möglich, herbei geholt werde.

Beim Erhenkten.

1. Er wird ſogleich, und ohne einen Augenblick Zeitverluſt, losgeſchnitten. Dabei muß der Körper gehalten werden, ſowohl, daß er im Fallen nicht Schaden nehme, als auch, daß im Fallen der Kopf nicht niederhänge. Gar mancher wäre ſchon gerettet worden, wenn nicht einfältige Leute glaubten, dem Schinder in ſein Handwerk zu greifen, und ſich unehrlich zu machen, wenn ſie einen Selbſtmörder losſchnitten. Ach! wie viel Gutes unterbleibt wegen unvernünftiger Vorurtheile. Einem Unglücklichen, der ſich aus Schwermuth, Raſerei oder Verzweiflung das Leben nimmt, muß man auf der Stelle, wo man ihn aufgehängt findet, zu Hülfe eilen, und es iſt dumm und einfältig, wenn kein Bürger den Leichnam oder Sarg ſolcher Selbſtmörder anrühren will.

2. Der einſcheidende Strick und die Binde vom Halſe, ingleichen alle, die Bruſt drückende Kleidung, wird ſofort aufgelöſet, und

3. dafür die ſchleunigſte Sorge getragen, daß der Körper in ein mäßig warmes Zimmer auf ein Bette, oder auf ein Strohlager, mit der Bruſt und dem Kopf hoch gelegt werde; alsdann wird er völlig entkleidet.

4. Hände und Füße müſſen gebürſtet werden und der Leib wird mit gewärmtem Flanell und mit Frieslappen gelinde gerieben.

5. Unter die Naſe wird ſcharfer Eſſig oder Branntwein oder auch geriebener Meerrettig (Grün) oft gehalten und Eſſig angeſpritzt.

6. Ein vorzüglich gutes Mittel zur Rettung iſt es aber, daß man dem Todtſcheinenden Luft in die Lunge bläst. Man ſteckt ihm nemlich einen Blasbalgen in den Mund, und hält dabei die Naſe und auch den Mund auf beiden Seiten hart an der Röhre feſt zu, damit die Luft nicht wieder heraus kann, und bläst dann, daß ſich die Lunge wieder hebt und in Bewegung kommt. Hat man keinen Blaſebalgen, ſo ſteckt man ein anderes Röhrchen in den Mund, und bläst Athem hinein, dabei kann man auch die Bruſt an den Rippen öfters zuſammen drücken, und ſchnell wieder los laſſen; dies befördert auch auch die Bewegung der Lunge.

7. Die Anwendung der übrigen Mittel aber, wie z. B. Aderlaſſen, Klyſtiere ꝛc. wird dem indeß an-

kommenden Arzte, oder einer andern wohlerfahrnen Perſon, überlaſſen.

Beim Ertrunkenen.

1. Er wird, ſo bald es ſeyn kann, nachdem er aus dem Waſſer gezogen iſt, in ein warmgemachtes Bette gebracht, doch beim Tragen dafür geſorgt, daß der Kopf nicht niederhänge. Wird er gefahren, ſo muß das Fuhrwerk langſam fahren. Viele Leute haben das Vorurtheil, daß man einen Ertrunkenen, ſobald er aus dem Waſſer gezogen worden, auf den Kopf ſtellen müſſe, damit das Waſſer wieder aus ſeinem Magen herauslaufe. Aber dieß Stürzen iſt ein ſicheres Mittel, ſie umzubringen, wenn ſie nicht ſchon todt ſind: ſogar geſunde Menſchen könnte man durch dieſes gewaltſame Stürzen tödten. Der Menſch, der in das Waſſer fällt, ſtirbt nicht ſowohl an dem zu vielen Waſſerſchlucken, ſondern an Mangel an Luft: er erſtickt.

2. Es wird der völlig entkleidete Körper mit gewärmten Leintüchern leicht bedeckt, und darunter mit wollenen Tüchern um die Herzgrube ſanft gerieben, der Unterleib aber mit einer gewärmten Hand gelinde gedrückt. Die Hände und Füße werden gebürſtet.

3. Man ſey bemüht, durch Einblaſen auf die oben beſchriebene Art, Luft in die Lunge zu bringen.

4. Eſſig und ſtarker Branntwein wird mit dem

rauhen Theil einer Feder oft unter und in die Naſe geſtrichen, oder gepülverter Tabak in kleinen Priſen durch ein zuſammengerolltes Papier in die Naſenlöcher geblaſen.

5. So wie ein Zeichen der Bewegung ſich findet, wird alles Uebrige unterlaſſen, und nur allein mit dem gelinden Reiben mit gewärmten wollenen Tüchern fortgefahren. Die Anwendung eigentlicher Arzneimittel wird in dieſem Falle wie in allen übrigen, der Verordnung eines ordentlichen Arztes, oder einer andern Sache kundigen Perſon, überlaſſen.

Von Erſtickten.

In Kellern, wo Meſt oder Bier gährt, viel Branntwein verwahrt wird, wo Holz, Torf, oder Steinkohlen, in verſchloſſenen Zimmern glimmen, durch den Dampf ausgehender Talglichter, Oel- und Fettlampen, ingleichen durch den Dampf neugeheizten Oefen, wird die Luft ſo verdorben, daß ſie zum Athemholen nicht mehr taugt, und die darin ſich befindenden Menſchen, hauptſächlich wenn ſie ſchlafen, zuweilen erſticken. Die leichteſten Mittel dagegen ſind folgende:

1. Man bringt den Erſtickten ſofort in ein kühles reinluftiges Gemach, und völlig entkleidet, in eine ſitzende Stellung.

2. Die Füße werden bis an die Kniee in ein lauwarmes Fußbad geſetzt, welches noch, durch Zu-

gieſſung etwas wärmeren Waſſers, nach und nach erwärmt werden kann.

3. Der Leib wird mit in kalt Waſſer getauchten Tüchern gelinde gerieben.

4 Man muß ſich alle Mühe geben, dem Kranken durch den Mund, der gewöhnlich geſperrt iſt, oder durch die Naſe in ſeine Lunge Luft einzublaſen, und alſo die Bewegung wieder herzuſtellen; das Uebrige aber der Verordnung des ſo ſchleunig als möglich geholten Arztes, oder, in deſſen Entfernung, einer andern der Sache wohl kundigen und dazu geſetzten Perſon, überlaſſen.

Von Erfrornen.

1. Man hüte ſich, den Körper ſogleich, nachdem er gefunden iſt, in ein warmes Zimmer und Bett zu bringen. Es iſt dieſes für den ganzen Körper ſo ſchädlich, als es für einzelne Glieder, z. B. Hände und Füße, iſt, wenn man ſie ſogleich an den warmen Ofen hält Nichts iſt für jede Froſtbeule beſſer, als wenn man ſie in Schnee oder kaltes Waſſer ſetzt, denn dadurch wird der Froſt eben ſo herausgezogen, wie aus dem erfrornen Obſte, das man auch gern in kaltes Waſſer legt, und dadurch wieder einigermaſſen zu rechte bringt.

2. Man ſcharrt den Erfrornen an einem kalten Orte in den Schnee, ſo daß nur Mund und Naſenlöcher offen bleiben. Der Schnee wird allenthalben feſt angedrückt, und ſobald er an dieſem oder

jenem Theile zu ſchmelzen anfängt, wird friſcher Schnee aufgelegt.

8 Trägt ſich der Fall bei trockner Kälte zu; ſo wird der Körper in Tücher, die in geſchmolzen Eis getaucht ſind, gehüllt, und damit unermüdet fortgefahren.

4 Sobald ſich Zeichen des Lebens finden, wird der Kranke in ein mäſſig gewärmtes Bett gebracht; das Uebrige aber der Verordnung des indeß geholten Arztes, oder einer andern verſtändigen und der Sache kundigen Perſon überlaſſen.

5. Die meiſten Leute erfrieren, weil ſie, um ſich zu wärmen, Branntwein trinken. Dieſer aber macht, ſo wie ein hoher Grad der Kälte, ſchläfrig, und im Einſchlafen erfrieren die Leute. Man nehme alſo in der Kälte, auf Reiſen ꝛc. nie Branntwein, ſondern lieber warm Bier mit etwas Ingwer, oder Weinſuppe zur Erwärmung.

Von Perſonen, die in ſchweren Ohnmachten liegen.

Da die Urſache dieſer Ohnmachten oft ſehr verſchieden iſt, ſo iſts am beſten, ſobald es ſeyn kann, den ordentlichen Arzt zu rufen. Scharfer Eſſig unter die Naſe gehalten, oder Tücher in kalt Waſſer getaucht, und um den Unterleib geſchlagen, pflegen in gewöhnlichen Fällen die Bewegung wieder herzuſtellen. Sir. 38, 1 — 6.

62. Von den Kennzeichen des gewiſſen Todes.

Es iſt ſchrecklich, lebendig begraben zu werden. Dieſes kann geſchehen, wenn man mit dem Begraben ſolcher, die man für todt hält, zu ſehr eilt, oder ſie, ſo lange man ſie noch im Hauſe hat, nachläſſig behandelt. Leider! ſchaffen wir die Verſtorbenen, ſobald ſie nur die Augen geſchloſſen haben, aus dem Bette, bringen ſie, ſogar in der größten Kälte, ſogleich in ein ungeheiztes Gemach, binden ihnen Mund und Augen zu ꝛc. damit ſie ja nicht wieder erwachen können, wenn auch noch Leben in ihnen ſeyn ſollte. Das iſt alſo nicht Recht. Wenn jemand ſtirbt, ſo muß man ihn noch einige Zeit im Bette liegen laſſen, und nicht etwa das Kopfkiſſen unter ihm wegnehmen, wie viele thun; denn das heißt den Tod befördern. Wenigſtens drei bis vier Stunden muß man den Verſtorbenen im Bette liegen laſſen, und immer bewachen, ob nicht eine Spur des Lebens ſich zeigt. Auch kann man ihm ſtarkriechende Sachen (nur keinen Schwefel) vor die Naſe halten, eine ſehr leichte Flaumfeder auf den Mund legen, und zuſehen, ob ſie ſich nicht von dem Athem bewegt: das Herz und den Puls fühlen, einen reinen Spiegel vor den Mund halten, und ſehen, ob er ſich von dem Athem nicht etwas trübt ꝛc. denn damit iſt noch nicht alles gethan, daß man den Todten gegen 3 mal 24 Stunden unbegraben liegen läßt. Da es aber auch auf der

andern Seite nicht rathſam iſt, ſonderlich bei heiſ-
ſer Luft, anſteckenden Krankheiten, und bei wenigem
Raum im Hauſe, die Leichen allzulange über der
Erde zu laſſen, damit die Geſunden nicht von dem
Todtengeruche erkranken: ſo iſt es nützlich, die
Kennzeichen des gewiſſen Todes zu wiſſen.

Das erſte ganz untrügliche Zeichen iſt: der An-
fang der nach dem Tode ſchnell erfolgenden Ver-
weſung Sie nimmt im Unterleibe ihren Anfang.
Wenn alſo die Haut unter den kurzen Rippen ei-
ne grünliche Farbe bekommt, oder runzlich wird;
ſo iſt der Tod gewiß erfolgt.

Das zweite Kennzeichen iſt: wenn der Stern
im Auge ſich erweitert, und das Auge trocken
und trübe geworden iſt.

Das dritte Kennzeichen: wenn nach einer an-
haltenden oder ſchweren Krankheit, als: Schwind-
ſucht, Waſſerſucht, rothen Ruhr, Fleckfieber ꝛc.
oder bei hohem Alter des Kranken, die Gelenke
ſteif und unbiegſam, und der Körper überall kalt
geworden.

Wo alle dieſe Kennzeichen ſind, oder nur das erſte
und zweite zugleich, da iſt der Tod gewiß erfolgt.

Möchten ſich doch alle Gemeinden entweder be-
ſondere Leichenhäuſer, wie man im Weimariſchen
gethan hat, bauen laſſen, oder doch wenigſtens ihre
Todten durch Kunſtverſtändige erſt beſchauen, und
mit ihrer Beerdigung nicht ſo ſehr eilen laſſen! Es
iſt nichts ſchrecklicher, als lebendig begraben wer-

den, und nichts unmenſchlicher, als dieſe Gefahr der Seinigen nicht beſtmöglich verhüten.

63. Von Nahrungsmitteln.

Eine Frau, die entweder geitzig, oder unverſtändig, oder ſehr arm war, gab ihren kleinen Kindern nichts als Mehlſuppe oder Kartoffeln, ohne genugſames Salz, zu eſſen. Da bekamen die Kinder blaſſe Geſichter und dicke Leiber, und eins ſtarb nach dem andern hin. Als ſie nun über ihren Verluſt einſtmals ſehr weinte, da ſagts ihr ein verſtändiger Mann, der es wohl wußte. „Ach,“ antwortete ſie ihm, „wie weiß unſer eine das? Und denn iſt das Salz „theuer. Kartoffeln in der Aſche gebraten, und „Mehlſuppe, iſt bald gemacht, und man wird „doch auch ſatt davon“ „Liebe Frau,“ ſprach der verſtändige Mann, „ſatt zu werden, iſt „nicht die Hauptabſicht des Eſſens, ſondern dadurch genährt und geſtärkt zu werden. Und beides würde beſſer geſchehen ſeyn, „wenn ihr eure Kinder, je öfter je lieber zwiſchen „den Kartoffelmahlzeiten, auch hättet bloße geſalzene Brodſuppen und Buttermilch (Rührmilch) mit „Brod eſſen laſſen, oder wenn ihr die geſunden gelben „Rüben (Möhren) ſtatt der Kartoffeln zur gewöhnlichen Kinderſpeiſe gewählt hättet. Gewiß, eure „Kinder lebten noch, und blühten wie die Roſen.“ „Nun,“ ſprach die gute Frau, „wenn ich wieder „Kinder bekomme, will ichs doch auch ſo machen.“

Es iſt nicht alles geſund, was man eſſen kann, nicht zu allen Zeiten daſſelbe, und manches hört nur auf ſchädlich zu ſeyn, durch die Verbindung, in welcher es genoſſen wird. Man kann aber auch zu viel Salz den Speiſen beiſetzen. Auch hört die geſündeſte Speiſe auf, zuträglich zu ſeyn, wenn man ſie immer und ohne Abwechſelung genießt: das gilt beſonders von den Erdbirnen.

Unwiſſenheit tödtet zuweilen. Sir. 37, 30. 31.

64. Das entdeckte Geſpenſt.

An einen Kirchhof ſtieß ein Garten, worin viel Obſt war. Böſe Buben pflegten des Nachts in dieſen Garten zu ſteigen und Obſt zu ſtehlen. Damit aber keiner über den Kirchhof gehen und ſie ſtören möchte, ſo mußte einer von ihnen ein weiſſes Hemd anziehen, und auf dem Kirchhofe des Nachts ſpazieren gehen. Einſt ſollte ein gewiſſer Menſch, der den Namen Hans führte, über dieſen Kirchhof gehen. Er ſah dieſe weiße Geſtalt; fürchtete ſich, lief davon, und erzählte mit vielen Verſicherungen, er habe ein Geſpenſt geſehen.

Eben dieſer Dieb war nun dreiſte geworden, weil ſich Hans vor ihm gefürchtet hatte, und trieb ſein Spiel weiter fort. Bald aber hatte ſeine Betrügerei ein Ende. Denn ein Jäger, der mit der Flinte ſpät von der Jagd kam, gieng über den Kirchhof. Die weiße Geſtalt zeigte ſich, wie gewöhnlich, und

gieng auf den Jäger zu. Dieſer rief und ſprach: Steh! da der Betrüger aber nicht antwortete, weil er glaubte, der Jäger würde auch, wie Hans, davon laufen; ſo ſchoß der Jäger ihm die Füße voll kleinen Schroot, ſo daß er umfiel, und lange daran heilen mußte. Weish. 17, 6.

65. Das Korn iſt wohlfeil.

Wilhelm hatte die gute Gewohnheit, von einem Jahre zum andern ſein Brod- und Futterkorn vorräthig zu haben. Und in Anſehung des Uebrigen nahm er alle Getreidepreiſe mit. Wenn er dann nach ſechs Jahren zuſammen rechnete: ſo hatte er doch im Durchſchnitte mehr eingenommen als andre, die oft auf Theurung warteten, und die gute Gelegenheit zum Verkaufe verſäumten.

Er pflegte zu ſagen: „Wer Korn zu verkaufen hat, wünſcht Theurung; und wer es „kaufen will, wünſcht, daſs es wohlfeil ſey. „Warum ſoll des Erſten Wunſch allein erhöret werden? Gott, der alle Geſchöpfe „nährt, giebt das Korn auch für die, die kein „Korn ſäen, noch ärndten!“

Wer Korn zurück hält, und dadurch Theurung verurſachen hilft, dem fluchen die Leute, Spr. 11, 26.

66. Von wahren und falſchen Freunden.

Flapps hatte Geld geerbt. Aber weil er nicht durch gute Erziehung, und Unterricht in der Schule, verſtändig geworden war: ſo wußte er es nicht gut zu gebrauchen, ſondern kam faſt nicht aus der Schenke, und zehrte von dem geerbten Gelde bis auf den letzten Gulden. Etliche herumziehende Muſikanten hatte er gedungen, und alles, was im Dorfe war, ſollte nun mit ihm trinken, tanzen und ſpielen. Einſt ſtand er in der Thüre, und Wilhelm gieng vorbei. „Bruder," rief er, komm her; ich will für „dich die Zeche bezahlen; wir wollen luſtig ſeyn, „es ſoll dir nichts koſten; hab ich doch Geld ge„nug. — Wilhelm hatte beinahe Luſt; aber weil er an den Prediger eiligſt etwas zu beſtellen hatte, ſo antwortete er: „Jetzt habe ich nicht Zeit, aber viel„leicht auf dem Rückwege." Unterweges überdachte er ſein Vorhaben, und weil er nicht mit ſich eins werden konnte; ſo fragte er den Prediger, der ein ſehr verſtändiger Mann war, ob er wohl mit Flapſen, der ihm doch Freundſchaft beweiſen wollte, umgehen könnte. Dieſer Mann ſagte ihm: „Nein, „mein Sohn, thue es nicht. Flaps iſt ein lieder„licher Verſchwender, und wird ein ſchlechtes Ende „nehmen, wenn er ſich nicht bald beſſert. Er hat „Langeweile, die ſollſt du ihm vertreiben helfen. „Sonſt macht er ſich ſo wenig aus dir, als aus „ſeinem Gelde Aber du könnteſt von ihm Böſes „lernen; und es wäre ſchade um dich. Denn böſe

„Exempel verde ben gute Sitten.“ „Gehe lieber „einen andern Weg wieder zu Hauſe, damit die „Verſuchung nicht ſtärker werde.“ Wilhelm folgte treuem Rath. Bald darauf hatte Flaps im betrunkenen Muth eine Schlägerei angefangen Er ſelbſt und viele Leute waren beſchädigt worden. Alle, die zugegen geweſen waren, mußten zeugen und ſchwören, und keiner blieb ohne Mühe und Unkoſten. Da freute ſich Wilhelm, daß er des Predigers Rath befolgt hätte, und ſagte: „Flapps war „nicht mein Freund, ſondern wollte mich verführen; aber der Prediger war mein wahrer Freund, „denn er warnte mich vor Schaden.“

Wer Gott verehrt und liebt, der findet ſolchen Freund. Sir. 9, 21‑23. 6, 16.

O Gott, gib mir ſtets einen Freund,
Ders treu und redlich mit mir meint.

67. Groß und klein.

Prahler war hochmüthig, und wollte immer was Beſonderes erzählen, damit ihn und ſeine Begebenheiten die Leute bewundern ſollten. Einsmals erzählte er, daß wie er als Soldat vom Feinde gefangen worden, ſo hätte man ihn in ein Land gebracht, wo die Bienen ſo groß als die Tauben wären. Wilhelm frogte ihn: ob ſie denn dort auch Bienenkörbe hätten? Freilich, antwortete Prahler, eben ſolche, als unſre, und mancher Bauer

hat etliche hundert ſolcher Stöcke an ſeinem Gartenzaun. Wilhelm fragte weiter: ob etwa nur zwei Bienen in jedem Stocke wären? Warum nicht gar! rief Prahler, viele tauſend ſind in jedwedem Stocke. Da lachten alle Leute. Denn ſo viele und ſo große Bienen hätten weder im Garten, noch auf dem ganzen Hofe des Bauern Platz gehabt.

Kleinmacher hatte einen andern Fehler. Dem war nichts gut genug. Er hatte auf einen jeden Menſchen etwas zu ſagen. Wer ſtille und beſcheiden war, den nannte er dumm; wer ein frölich Herz hatte, den hieß er frech und ausgelaſſen; wer das Seine zu Rathe hielt, der mußte geizig heißen; und wer ehrbar und ernſthaft war, den ſchalt er gar einen Heuchler. Und ſo verkleinerte er das Gute an einem jeden Menſchen, und freute ſich, wo er etwas verachten, oder daran zu tadeln finden konnte. Aber ein jeder gieng auch weg, wo Kleinmacher hinkam, und er wurde von allen Leuten verachtet.

Prahle nicht, und verkleinere nicht. Nenne alles bei dem rechten Namen. Triff das Maaß in allen Dingen. Sieh, wenn du nicht als Obrigkeit, oder als Lehrer, oder als Herrſchaft, deine Unterthanen, Zuhörer und Geſinde beſſern ſollſt, und auf Ordnung und Recht halten mußt, lieber auf das Gute, als auf die Fehler deiner Nebenmenſchen. Spr. 17, 28. 26, 5. Matth. 7, 1.

68. Die Wahrheit.

Wenn Wilhelm um das, was er von irgend einer Sache wußte, gefragt wurde, es ſey in den Gerichten, oder ſonſt im ernſthaften Geſpräche; ſo ſagte er davon ſeine aufrichtige Meinung, und wie es ihm ums Herz war. Er vergrößerte und verkleinerte nichts, ſondern wie ſich die Sache verhielt, ſo redete er davon. Es traute ihm daher ein jeder, und ſein bloßes Ja und Nein galt mehr, als der Schwur eines andern; welches ihm die Hochachtung und das Vertrauen aller Leute erwarb.

Ein jeglicher meide die Lügen und rede die Wahrheit. Weil man ſich nach Wahrheit richten, und ſich darauf verlaſſen kann, deswegen iſt die Wahrheit ſo köſtlich. Spr. 12, 19.

69. Die Reiſenden.

An einem Scheidewege, wo drei Wege abgiengen, fanden zwei Reiſenden einen Menſchen, und fragten ihn freundlich, welchen Weg ſie nehmen müßten, um nach einer gewiſſen Stadt zu kommen, und weil ihnen viel daran gelegen war, ſo verſprachen ſie ihm eine Belohnung, wenn er es ihnen mit Gewißheit ſagen würde. Dieſer Menſch wußte nun nicht gewiß, welches der rechte Weg nach der Stadt wäre; aber die Belohnung reizte ihn. Er that, als wenn er es wüßte, und ſprach: „Der mittelſte Weg führt gerade nach der Stadt; „denn ich komme von dort her.“ Die Reiſenden gaben ihm das Verſprochene, und giengen fort. Als ſie lange gegangen waren, und endlich in ein Dorf kamen, da erfuhren ſie, daß ſie gar nicht auf dem Wege nach der Stadt, ſondern einen vergeblichen Weg gegangen wären. Das verdroß die Reiſenden ſehr, und ſie ſchalten im Eifer den Wegweiſer einen Betrüger und Böſewicht, der ihrer nur geſpottet hätte.

So ſchädlich iſt die Lüge. Durch ſie entſteht Menſchenhaß, Mißtrauen und Irrthum. Ein Dieb iſt ein ſchändlicher Menſch, aber ein Lügner nicht weniger. Lügen und Diebſtahl gehören gemeiniglich zuſammen.

Ein Betrüger lügt meiſtens aus Eigennutz. Er verſichert oft von ſich, oder andern Dingen, die er gerne anbringen möchte, Geſchicklichkeit und gute Eigenſchaften, davon er ſelbſt das Gegentheil weiß, und hintergeht dadurch diejenigen, die ihm trauen. Sir. 7, 14. Col. 3, 9. Sir. 20, 26. 27.

70. Der unbedingte Gehorſam.

Chriſtoph und Johann waren von Jugend auf die vertrauteſten Kameraden geweſen, und ihre Väter hatten ſelbſt Freude daran gehabt. Einsmals aber ſagte Chriſtophs Vater: Kind, künftighin darfſt du mit Johann nie mehr anders, als in meiner oder deiner Mutter Gegenwart Umgang haben, und vielleicht müſſen wir dir, aus Fürſorge für dich, ſeine Geſellſchaft faſt gänzlich verbieten. Hierüber erſchrack Chriſtoph; denn er liebte Johann recht herzlich, und hatte weiter nichts an ihm auszuſetzen, als daß er ſeit einiger Zeit nicht mehr ſo heiter und freundlich war, wie ſonſt. So ſehr aber Chriſtophen das väterliche Verbot ſchmerzte, ſo hatte er doch nicht das Herz, ſich bei ſeinem Vater genauer nach der Urſache zu erkundigen; denn er war von Jugend auf gewohnt, demſelben unbedingt zu gehorchen, wußte auch gar wohl, daß er es in allem gut mit ihm meynte. Endlich mußte er wirklich allen Umgang mit Johann meiden, weil dieſer, wie ſich Chriſtops Vater ausdrückte, ein Uebel an ſich hatte, von welchem auch Chriſtoph hätte angeſteckt werden können. — Johann wurde wirklich nach und nach immer bläſſer und magerer; er nahm am Leibe und Gemüthe faſt zuſehends ab, und ſtarb, nach vielen Leiden, endlich an der Auszehrung, welche er ſich nach der Ausſage des Arztes ſelbſt zugezogen hatte. Als ihn nun Chriſtoph heftig beweinte, ſagte ſein Vater: Siehe, mein

Kind, mit dieſem Uebel hätteſt auch du durch ihn angeſteckt werden können; deßwegen hielt ich dich von ſeinem weitern Umgange zurück. Wie gut iſt es nun, daß du gelernt haſt, deinen Eltern willig und unbedingt zu gehorchen!

Wenn deine Eltern dir, mein Kind, was unterſagen;
So laß es, ohne erſt noch lang: warum? zu fragen.

71. Die Reinlichkeit.

Ein Geſpräch.

Vater. Du weißt, mein Kind, daß wir beſtändig aus der Haut ausdünſten, und das geſchieht nicht nur, wenn wir ſchwitzen, ſondern immerfort ſogar in der größten Kälte. Dieſe beſtändige Ausdünſtung iſt höchſt nothwendig; denn durch ſie geht eine Menge Feuchtigkeiten weg, die nicht taugen, und wenn ſie zurückbleiben, Schaden anrichten. Wie heißt man denn die kleinen Oeffnungen der Haut, durch welche dieſe Ausdünſtungen, entweder ganz unmerklich, oder als Schweiß hervor dringen?

Sohn. Schweißlöcher.

Vater. Wenn man nun auf ſeiner Haut allen Schmutz liegen läßt — — ?

Sohn. So verſtopfen ſich die Schweißlöcher und die Ausdünſtung wird gehemmt.

Vater. Was muß man daher fleißig thun?

Sohn. Sich ſauber waſchen.

Vater. Iſt es denn aber nöthig, ſich alle Morgen zu waſchen, wenn man auch nicht ſchmutzig iſt?

Sohn. Ich glaube: Ja.

Vater. Allerdings. Denn wenn man gleich den Schmutz nicht auf ſich liegen ſieht: ſo können doch die Schweißlöcher von feinen klebrichten Unreinigkeiten verſtopft ſeyn; dagegen öffnen ſie ſich aufs neue nach dem Waſchen. — Wenn man in unſauberen Kleidern und Betten ſteckt, in die ſich ſchon viele unreine Dünſte gezogen haben — taugt das?

Sohn. Nein; weil ſich das unreine Zeug wieder in den Körper zieht.

Vater. Worauf muß man alſo beſonders in Anſehung der Hemden ſehen?

Sohn. Auf die Reinlichkeit; daß man ſie fleiſſig waſchen läßt.

Vater. Und was hat man ſonſt am Körper zu beobachten, wenn man ein reinlicher Menſch ſeyn will, z. B. bei den Haaren?

Sohn. Man muß ſie fleißig auskämmen, daß man kein Ungezieſer bekommt.

Vater. Auch iſt das Kämmen ſelbſt geſund. Durch das Reiben, welches der Kamm auf der Haut verurſacht, öffnen ſich die Schweißlöcher; das Blut in den feinen Adern bekommt einen ſchnellern Umlauf, und manchmal kann man ein Kopfweh blos dadurch vertreiben, daß man die Haare recht durchkämmt. — Noch mehr! Wornach ſehe ich zuweilen an euren Händen?

Sohn. Ob die Nägel abgeſchnitten ſind.

Vater. Das nehmliche muß auch an den Füſ-

ſen geſchehen. Schneidet man die Nägel nicht ab; ſo bekommt man oft wunde Zehen von den langen Krallen. Und wie ekelhaft ſehen nicht die langen und mit Schmutz gefüllten Nägel an den Händen aus! — Daß man die Naſe ſauber hält, und auch das Ohrenſchmalz, ſo oft es ſich anſetzt, wegſchafft, gehört gleichfalls zur Reinlichkeit. — Warum kann ich es aber nicht leiden, wenn ihr auf den Stubenboden hinſpeyet (ſpucket), die Naſe mit den Fingern ſchneutzet und mit dem Aermel abwiſchet?

Sohn. Weil es unreinlich und garſtig iſt.

Vater. Manche Leute riechen aber auch entſetzlich aus dem Halſe und Munde. Woher kommt das?

Sohn. Daß ſie Hals und Mund nicht ausſchwenken (ausſpülen) und die Zähne nicht putzen.

Vater. Iſt denn das Reinigen des Mundes und der Zähne auch geſund?

Sohn. Ja wohl.

Vater. Die Unreinigkeiten, welche ſich die Nacht über im Munde anſetzen, ſchluckt man mit dem Speichel und mit den Speiſen hinunter und das verderbt den Magen; zugleich verderben auch die Zähne von dem Unrathe, der ſich an ihnen anlegt. — Zuweilen biſt du aber auch in Stuben gekommen, wo etwas unſichtbares höchſt unrein war, das man nur vermittelſt der Naſe wahrnehmen konnte. — Was meine ich da wohl?

Sohn. Die Luft.

Vater. Gut. Unreine Dünſte, in denen wir

leben, ſind noch viel ungeſunder, als eine unreine Haut, oder als unreine Wäſche. Kann man die verdorbene Stubenluft verbeſſern?

Sohn. Ja, mit Wachholderrauch.

Vater. Dieſes Mittel iſt zwar wohlfeil; aber ich kenne ein noch wohlfeileres und weit beſſeres.

Sohn. Das kenne ich auch! Man macht die Fenſter auf. —

Vater. Getroffen! Und dieſes gute Mittel wird von ſo vielen Menſchen halbe Jahre lang nicht gebraucht. Warum wollen aber die Leute im Winter die Fenſter nie öffnen, um die dumpfichte Stubenluft hinaus, und geſunde Luft herein zu laſſen?

Sohn. Weil es kalt herein geht.

Vater. Iſt das kluge Sparſamkeit mit dem Holze?

Sohn. Nein, dumme Sparſamkeit.

Vater. Die Geſundheit iſt doch gewiß mehr werth, als ein wenig Holz. — Sieh, dieß alles und noch mehr, gehört zur Reinlichkeit. Willſt du dich nicht jetzt ſchon an dieſe ſchöne Tugend gewöhnen?

Sohn. Ja, ich will mich jetzt ſchon daran gewöhnen.

Vater. Ich will ſehen, ob du dein Verſprechen halten wirſt.

Befleißige dich ſtets, mein Kind, der Reinlichkeit!
Rein ſei Geſicht und Hand, und rein ſei Wäſch und Kleid.

72. Der Taſchenſpieler und der Bauer.

Flink, ein Taſchenſpieler, verachtete den Ackermann Steffen, als ſie ſich einſt auf einem Jahrmarkte begegneten. „Bei Fürſten und Herren darf ich in die „Stube kommen,“ ſprach Flink, „und des Tages „ein Thaler, iſt mein geringſter Verdienſt.“ „So „viel verdien ich nicht,“ antwortete der Bauer, „aber „gebt Acht, ich werde länger Brod haben, als ihr.“ Bald darauf kam ein Krieg und Theurung in das Land, da trieb der Hunger den Taſchenſpieler Flink unter andern auch vor Steffens Haus.

„Wollt ihr mir als Knecht dienen?“ ſprach Steffen zum bettelnden Taſchenſpieler, „ſo will ich „euch Lohn und Brod geben.“ „Ach! wenn ich das „gelernt hätte,“ antwortete Flink, „ſo brauchte ich „izt nicht zu betteln — aber ich will euch für vier „Groſchen alle meine Künſte machen.“ „Dieſe „können mir den Verluſt meiner Zeit nicht erſetzen,“ erwiederte Steffen, „wenn mich auch das Geld nicht „dauerte. Da habt ihr indeß ein Stück Brod, und „lernt nun die Wahrheit glauben.“ „Die Kunſt, „die am längſten nährt, iſt die beſte.“

73. Der neue Pflug.

Einſt kam ein Künſtler in ein Dorf, und ſahe auf dem Felde die Leute pflügen. Er gieng hin und beſahe den Pflug, womit ſie pflügten, und als er fand, daß der Pflug nichts taugte, da ſprach er: „Lieben Leute, es jammert mich, daß ihr euch ſo

„quält, ich will euch einen beſſern Pflug machen „lehren, damit ſollt ihr euch und euer Vieh nicht „ſo quälen, und doch leichter und beſſer pflügen „können.“ Da das die Leute hörten, hoben ſie Steine auf, und warfen den Mann, ſchalten auf ihn, und ſprachen: „Was? du willſt klüger „ſeyn, als unſre Vorfahren, die immer mit ſol„chen Pflügen gepflügt haben? Mit dieſem „Pfluge können wir ſchon pflügen, und „mit dem neuen, wenn er auch beſſer wäre, „müßten wir erſt pflügen lernen.“

War das recht?

Aber machen es nicht manche Eltern eben ſo, die die beſſern Einrichtungen der Schulen tadeln, weil ſie neu ſind?

74. Von der Brache.

Kunz.

Sagt mir doch, Gevatter Wilhelm: warum kann dann ein Garten oder Krautacker alle Jahre tragen, und das andere Feld nicht?

Wilhelm. Wenn der Acker eben ſo guten Boden hat, eben ſo wohl bedüngt und ſorgfältig beſtellt wird, warum ſollt' er es nicht eben ſo wohl können? Ein gutes Stück Feld, das 5 bis 6 Jahre nacheinander tragen ſoll, muß alſo nur mehr Dünger bekommen, als eines, das allezeit im dritten Jahre brach liegt, ſo wird's wohl angehen

Kunz. Nun ſeh ich erſt ein, Gevatter, woher

es kommt, daß man immer ſagt: Das Feld erträgt's nicht. — Man führt nämlich zu wenig Miſt darauf, und dann läßt freylich das Feld im dritten, vierten Jahre nach

Wilhelm. Richtig! Beim Dünger muß alſo angefangen werden, wenn man ſein Feld beſſer benutzen will. Schlechtes Feld kann immer nach der alten Art beſtellt, oder noch beſſer, mit türkiſchem Klee (Eſparſette) beſäet werden; das gute aber bedarf des ſo oftmaligen Brachliegens nicht, und kann ſtatt des häufigen Unkrauts, das auf der Brache wächſt, etwas Nützliches tragen.

Kunz. Hat man denn aber, nach der neuen Art, von der jetzt ſo viel geſprochen wird, gar keine Brache mehr?

Wilhelm. In manchen Gegenden gar nicht mehr, weil der Boden beſonders gut iſt, oder nur in weit abgelegenen Feldern, auf die man, der Entfernung wegen, nicht genug Dünger hinführen konnte. Aber in mageren Gegenden muß das Feld, ſo ſehr man es auch ausbaut und durchdüngt, zwar nicht ſchon im dritten, aber doch im ſechsten, ſiebenten Jahre brach liegen bleiben.

Kunz. Was baut man aber denn während den 5 bis 6 Jahren darauf?

Wilhelm. Allerlei, nur nicht einerlei hintereinander.

Kunz. Das kann ich mir wol vorſtellen. In den Gärten muß man ja auch abwechſeln.

Wilhelm. Freilich; denn jede Pflanze braucht zu ihrem Wachsthume beſondere Säfte. Wenn alſo die eine ſchon ausgeſogen hat, was ſie brauchen konnte: ſo iſt dennoch für eine andere noch Saft genug da.

Kunz. Eben um deßwillen, denk' ich, wird viel darauf ankommen, wie man abwechſelt.

Wilhelm. Ich weiß ein Dorf, (Siehe Numer 36, Seite 30, im erſten Theile) wo die Leute das Feld fünf, auch wohl ſechs Jahre nacheinander beſtellen und da halten ſie's ſo:

Auf fünf Jahre:

Zuerſt Brache und viel guten Dünger; dann

1. Dinkel, Roggen, Weizen.
2. Gerſte, mit eingeſprengtem rothen Wieſenklee.
3. Bleibt der Klee ſtehen.
4. Roggen oder Dinkel, oder auch beides untereinander.
5. Haber — und nun 6. Brache.

Auf ſechs Jahre:

Zuerſt Brache und viel guten Dünger; dann:

1. Dinkel, Roggen oder Weizen und im Frühjahre Klee eingeſprengt.
2. Klee.
3. Steht noch der Klee, wird aber nur Einmal abgemähet; wenn er wieder Handhech gewachſen iſt, geſtürzt, ordentlich ausgebaut und dann Roggen, Weizen oder Einkorn geſäet.

4. Korn.
5. Haber oder Sommerdinkel, oder etwas ähnliches.
6. Hülſenfrüchte, (Erbſen, Linſen, Wicken und dergl.

75. Von der Stallfütterung.

Fortſetzung des Geſprächs.

Kunz.

Darf denn aber in dieſem Dorfe jeder ſein Feld benutzen, wie er will?

Wilhelm. Ja wohl, Gevatter! Das Hutrecht gehört in unſerm Vaterlande faſt überall den Gemeinden (Kommunen) ſelbſt zu, ſo daß ſie es nach Belieben einſchränken oder aufheben können. Dadurch wird nun weit mehr als da, wo man die Gemeinheiten noch nicht aufgehoben hat, gebaut, und der Behörde nur von allem der Zehend gegeben.

Kunz. Aber wo treiben denn nun die Leute ihr eigenes Vieh hin?

Wilhelm. Kleines Vieh, das man austreibt, Schaafe, Schweine und Gänſe, halten ſie wenig, weil ſie glauben, daß da wenig Profit mit zu machen ſey, und für das wenige kleine Vieh iſt auf ein paar ſchlechten Haiden und auf den geringen Lagen der Felder, die man wie gewöhnlich brach liegen läßt, immer nothdürftiges Futter, zumal da man das Vieh mehr der Bewegung, als des Futters willen, hinaus treibt.

Kunz Aber das Hornvieh — was fängt man mit dem an?

Wilhelm. Ei, da iſt Rath genug, wenn man nur Futter genug hat, und das bekommt man durch den Klee- und Eſperbau, durch Kraut, Rangeres, (Runkelrüben), weiſſe Rüben und dergleichen Sachen, die man in Menge zieht.

Kunz. Alles recht, lieber Wilhelm; aber das Vieh muß Bewegung haben.

Wilhelm. Auch recht. Das Zugvieh hat ohnehin Bewegung genug, und das Melkvieh kann ſich im Hofe genug tummeln, und verſchleppt alſo den guten Dünger nicht. Ueberdieß wird es, ſo bald das Getreide eingeerndtet iſt, auf die Stoppeln getrieben, und das iſt die einzige Weide, wo das Vieh Nahrung auf Aeckern findet.

Kunz. Da habt ihr wohl recht, Gevatter! Das Brachfutter iſt nichts als Hunger- und Krüppelwerk, weil der Acker zu oft umgeriſſen wird. Aber was fängt man nun mit den Gemeinplätzen (Viehweiden) an?

Wilhelm. Unter die Dorfseinwohner theilt man ſie aus: ſo können ſie, wie andere Wieſen und Aecker, benützt, bedüngt, und jährlich 2 bis 3mal abgemähet, zu Heu gemacht oder ihre Früchte geerndtet werden.

Kunz. Auch die eigenen Wieſen würden dann beſſer geſchont und im Frühlinge und Herbſte nicht ſo vom Vieh zuſammen geſtampft.

Wilhelm. Und dann könnte auch früher gemä
und beßres Grummet (Oehmd) gewonnen werden

Kunz. Noch eins: Wenn man das Heu frü
her einbrächte, ſo könnte man auch eher de
Brachmiſt ausführen und früher ſäen

Wilhelm. Und dann würde das Korn v
Winters auch ſchöner heranwachſen, und nicht
leicht ausroſten, als die kleinen Spitzen, d
kaum vorſtechen, ehe es zuwintert.

Kunz. Aber wie verhält es ſich mit den ſ
genannten Einmädigen, oder Holzwieſe
dergleichen es an mehreren Orten giebt, die ma
nur Einmal abmähen darf und dann zur Wei
für das Vieh liegen laſſen muß?

Wilhelm. Auch dieſe werden von der Obri
keit gegen etwas ſehr Geringes an ewigen od
ſogenannten Hellerzinſen auf die Bitten der Un
terthanen, nach und nach, und vielleicht ba
ſämmtlich freigegeben.

Kunz. Wie kommt's nun, daß man d
nicht längſt ſchon eingeſehen und gethan hat?

Wilhelm. Daher, weil ehedem die Bauer
leute noch nicht ſo gelernt hatten, ihre Vernun
zu brauchen, als jetzt. Das kann man am de
lichſten ſehen, wenn man ein neues und ein a
tes Haus gegen einander vergleicht. Auch wa
die Reichſten in den Dörfern, die den größt
Viehſtand hatten, aus Eigennutz immer dage
und ſind es zum Theil noch.

Kunz. Das iſt wahr, Gevatter! Wie in den alten Häuſern die Schwellen alle ſo tief in der Erde ſtecken; wie da alle Fenſter und Thüren ſo klein und ärmlich angebracht ſind, daß man vor Dampf kaum in ſolchen Stuben aushalten kann! Die Balken ſo ſparſam angebracht, und überdieß alle halb eingeſchnitten, damit ſie gleich von einander weichen — und die Ställe ſo dumpfig, ohne abzugrinnen, und ſo eng, daß das Vieh darüber faſt verderben muß!

Wilhelm. Auch da muß geholfen werden, wenn das Vieh mehr in dem Stalle bleiben ſoll.

Kunz. Ihr habt mir da recht auf die Spur geholfen, Gevatter Wilhelm. Nun ſeh ich ein, daß eben nicht alles Neue verwerflich iſt. (1 Theſſ. 5, 21. **Prüfet Alles und das Gute behaltet**)

Durch Fragen wird man klug.

Suche dich durch Geſpräche mit verſtändigen Leuten zu belehren, und vermehre täglich deine Einſicht in die Berufsgeſchäfte. Sir. 32, 22.

76. Das ordentliche Dorf.

Ich ſah einmal ein Dorf, deſſen Anblick mich ſehr vergnügte, und wollte Gott, ein jedes Dorf wäre eben ſo beſchaffen!

Alle Höfe und Gärten waren mit Mauren von Leimen und Feldſteinen eingefaßt; ſieben Fuß hoch; drei Fuß unten, und zwei Füß oben dick. Ich fragte gleich die Leute: ob es ihnen nicht viel Mühe ge-

macht hätte, ſolche Mauern aufzuführen? „Frei„lich,“ antworteten ſie, „aber nun haben wir auch „ins künftige wenig Mühe damit. Dieſe Wand „verbrennt nicht in Feuersbrunſt, und kann auch „nicht geſtohlen werden. Es iſt ein dauerhaftes „Werk, und wir haben es allmählig ſelbſt gemacht, „wenn eben nichts Nöthiges zu thun war.“

Die Schwellen an den Gebäuden lagen alle drei Fuß über der Erde, auf gemauertem Grunde. Ja die meiſten Häuſer waren nicht von Holz und ſogenannten Riegelwänden gebaut, ſondern von gebrannten Ziegeln (Bakſteinen) aufgeführt, dieß machte ſie trokner, dauerhafter und feuerfeſter, und eben daher auch wohlfeiler. Am Hauſe und vor demſelben wurde kein Koth, kein Miſtpfuhl geduldet. Die Straßen waren rein. Des Sonntags kam die Gemeine zuſammen, und wurde eins, was zum gemeinen Beſten in künftiger Woche ſolle gethan und gegeben werden. Einen Dieb, Säufer, Flucher und liederlichen Menſchen, oder ſchlechten Ackerwirth, litten die Leute nicht in der Gemeine; denn ſie ſagten: „Solcher „Menſch richtet nur Unglück an, und bringt Unſegen und Schimpf über unſer Dorf.“ Wer aber unverſchuldet Unglück hatte, oder krank wurde, dem halfen die andern, daher er mit fort kam, und nicht verarmte. Und der war dann herzlich dankbar, und bat Gott, daß er dieſe Wohlthat ſeinen Nachbarn reichlich vergelten möchte! Es war kein Neid, Zank und Groll unter dieſen guten Leuten. Ihre Kinder

ſahen nichts Böſes, und wurden daher durch den Schulunterricht viel leichter gebeſſert, als andere, die in ihrer Eltern Hauſe viele Laſter lernen. Ihre Obrigkeit und ihren Seelſorger liebten ſie kindlich, und waren willig gehorſam. Es war auch kein Gefängniß im Dorfe; das alte war eingefallen, und man brauchte keines wieder zu bauen. Denn die Herrſchaft ſagte: „Das Gefängniß iſt nur für böſe „Leute, und ſolche ſind meine Unterthanen nicht.“

O daß doch jedes Dorf dieſem Dorfe gleich werden wollte! Spr. 14, 34. 1 Kor. 14, 40.

77. Der Schulze.

In dem ordentlichen Dorfe war ein Schulze, der hatte viel dazu gethan, daß ſo gute Ordnung in dem Dorfe gehalten wurde. Er konnte gut ſchreiben und rechnen, war ein trefflicher Landwirth, (Ackermann, Bauer) lebte mit ſeiner Frau friedlich, und hielt ſeine Kinder zur Schule und zu allem Guten an. In der Kirche war er ein andächtiger Zuhörer, und wohlthätig gegen die Armen. Durch Liebe und Gelindigkeit wußte er bald den Streit beizulegen, wenn ein Streit entſtand, und jeder holte ſich gerne Rath bei ihm; denn er war als ein ehrlicher, kluger und frommer Mann bekannt. Bei ſeinen Vorgeſetzten war er auch ſo beliebt, daß er weit mehr geachtet wurde, als die meiſten ſeines Standes. Und weil ihn niemand gerne beleidigte und kränkte; ſo erlebte er ein ruhiges und ehrenvolles Alter. Sir. 10, 5.

Hochachtung iſt der Lohn für Verdienſte. Und wer in ſeinem Stande das Seinige rechtſchaffen thut, der hat Verdienſte, oder der verdient, daß man ihn hochachtet. Sir. 11, 15. K. 39, 15. K. 10, 1 — 3.

78. Naher Vortheil bringt oft entfernten Schaden.

In einem Dorfe nahe bei der Stadt, war einmal ein Bauer, der hielt ſich vier ſtarke Pferde, und hatte ein treffliches Ackergut. Da kamen die Leute aus der Stadt häufig hin, und handelten mit ihm, daß er ihnen Lohnfuhren thun ſollte. Sie boten ihm viel Geld, und er fieng an zu fahren. Dem Knechte gaben ſie Trinkgelder, und ließen ihm manches Glas Wein einſchenken, daß er geſchwind zufahren ſollte. Das gefiel dem Knechte beſſer, als die Ackerarbeit. Wenn nun nöthig zu pflügen, zu eggen, oder Heu zu fahren war, und es kam eine Lohnfuhr; ſo rieth der Knecht immer zu, der Herr ſolle das ſchöne Geld mitnehmen; es würde wohl ſchönes Wetter bleiben; zum Pflügen wäre immer Zeit genug. Der Herr hatte ſchon auf hundert Thaler verdient, und das gefiel ihm auch; er ließ ſich's alſo ferner gefallen. Allein, die Pferde waren oft überjagt worden, wenn der Knecht zu viel getrunken hatte. Nun ſollten ſie auch alle verſäumte Ackerarbeit nachthun. Aber es fiel Regenwetter ein, da verdarb das Heu. Es kam ein früher Winter; da wurden die Aecker zu ſpät, oder doch nur eilig

und ſchlecht beſtellt. Als nun das Frühjahr eintrat, da fielen die Pferde alle nach einander um. Und wollte der Bauer vier andere haben: ſo mußte er zu den mit den Lohnfuhren verdienten hundert Thalern noch wohl funfzig aus ſeinem Vermögen zulegen, und litt doch noch an der künftigen Erndte großen Schaden. Durch Schaden klug gemacht, ſchaffte er den untreuen Knecht ab, und keiner in der Nachbarſchaft wollte ihn wieder annehmen; denn er hatte ſich bei den Lohnfahren das Saufen angewöhnt. Sir. 33, 26.

79. Der durch Unordnung verarmte Bauer.

Ein gewiſſer Bauer war verarmt, und keiner wußte, wie es zugieng. Da war ein verſtändiger Mann im Dorfe, der ſagte: „Kinder! das will ich euch „wohl ſagen. Den Mann hat hauptſächlich der „Lohn an die Handwerksleute zu Grunde gerichtet. „Er mußte beſtändig Wagnerarbeit kaufen, die war „theuer. Und doch ließ er alles hölzerne Ackerge„ſchirr in Schnee und Regen auf der Erde ſtehen „und liegen; das war denn allezeit erſtickt und „ſchadhaft. Lederzeug und Leimen lagen auf dem „Fußboden im Stalle; das fraßen die Mäuſe und „Ratten. Die Joche und Stränge ließ er im Felde „an den Pflügen; die verfaulten in weniger Zeit. „Alles ſein Eiſengeräth hatte der Roſt gefreſſen, „denn er ſah nicht mehr darnach, wenn er es aus

„der Hand legte. Dann mußte er ein neues ſchaf„fen. Und ſo iſt er verarmt.“ — Die Leute gaben dem Manne Recht, und nahmen das Ihrige beſſer in Acht. Spr. 10, 4. K. 24, 4.

Lerne Ordnung, liebe ſie,
Sie erſpart dir manche Müh.

Die Ordnung iſt des Menſchen Zierde,
Wer nicht ein Freund der Ordnung iſt,
O! der fühlt keine Ehrbegierde,
Und Kopf und Herz ſind bei ihm wüſt.

80. Wodurch du ſündigeſt, dadurch wirſt du oft geſtraft.

Jochen war der Unterthan eines Herrn, der im Kriege diente, und in vielen Jahren nicht nach Hauſe kam. Die alte Mutter des Herrn wirthſchaftete (beſorgte die Haushaltung) indeß, und hatte einen Hofbauern, der war Jochens Bruder. Dieſe beiden Brüder wurden eins, die Herrſchaft zu betrügen. Jochen pflügte nemlich alle Jahre, da wo ſeine Güter an die Herrſchaftlichen Aecker gränzten, etwas Land ab, und verrückte die Verſteinung, damit man es nicht merken ſollte. Auch hatte er eine Wieſe, die an eine herrſchaftliche Wieſe ſtieß, und rückte den Gränzſtein alle Jahre des Nachts um ein paar Schuhe weiter in die Herrſchaftswieſe hinein. Als er aber einſt an ſeinen Wieſen Weiden abſtutzte, fiel er mit der Leiter um, und fiel auf

den Gränzſtein, den er vorher verrückt hatte. Die Rippen waren entzwei, und er litt große Schmerzen. Da ließ er den Prediger kommen, und bekannte ihm die Sache, daß er juſt auf den verrückten Gränzſtein hätte fallen müſſen, der ſonſt nicht da geſtanden wäre, wenn er ihn nicht ſo weit vorgerückt gehabt hätte. Er ſtarb, und der Hofbauer ward hart geſtraft. Weish. 11, 17.

Laß den Betrüger immerhin
Im Dunkeln ſeine That vollziehn,
So kommt ſie doch ans Licht.
Der Krug geht ja, wie man wohl ſpricht,
So lang zum Brunnen, bis er bricht.

81. Fleiß bleibt ſelten unbelohnt.

Ein Bauer hatte einſt vielen Schaden gelitten an ſeinem Vieh, und brauchte 45 Gulden, um ſich wieder Vieh anzuſchaffen. In ſeinem Garten ſtanden zwei große Aepfelbäume von der Art, die man Borsdorfer nennt, die hatte noch ſein Vater gepflanzt. Seit einigen Jahren hatte der Bauer viel Fleiß an die Bäume gewendet, weil einmal der Prediger von dem Nutzen der Obſtbäume mit ihm geredet hatte. Er hatte das ſchlechte Holz ausgehauen, die Raupenneſter vertilgt, und die Bäume gedüngt. In dem Jahre, da es dem Bauer ſo ſchlecht gieng, fiengen die Bäume wieder an zu tragen, und brachten über 40 Simri große ſchöne Aepfel. Sie waren nicht überall gerathen, und

deßwegen ſo theuer, daß der Bauer jedes Simri um 1 fl. 12 kr. verkaufen konnte.

Seht, ſo halfen ihm ein Paar gut gewartete Bäume, durch Gottes Segen, reichlich aus der Noth. Sir. 11, 23.

82. Die Aufhetzerin.

In einem gewiſſen Dorfe war eine Frauensperſon, die gieng aus einem Hauſe ins andere, und ſagte den Leuten wieder, was der oder die von ihnen geredet hatten. Ehe man ſich's verſah, erzürnten ſich dann die beßten Freunde unter einander. Verwandte, Schwiegereltern, Brüder und Schweſtern, geriethen in die bitterſte Feindſchaft.

Zankten ſich nun erſt ein paar Familien: ſo war ſie ihres Gewerbes und Verdienſtes gewiß. Denn da wußte ſie, durch liſtige Reden, die Neugier ſo rege zu machen, daß ihr die einfältigen Leute gaben, was ſie forderte, nur um zu erfahren, was ihr Feind von ihnen geſprochen hätte.

Die Bosheit dieſer Perſon blieb lange verſchwiegen; denn ſie verbot jedwedem, es ja nicht zu ſagen, von wem er ſeine Nachrichten hätte. Endlich kam ein verſtändiger Prediger in dieſes Dorf, der die Art ſolcher Leute kannte. Er predigte daher oft über dieſe Sache. Und weil er alles ſo genau beſchrieb, wie es ſolche Leute machten, die beim Aufhetzen und Plaudern ihren Vortheil ſuchen: ſo ward aus der Gemeine jemand überzeugt; ging

hin zum Prediger, und offenbarte ihm alles. Als dieſer es der Obrigkeit meldete, da ward die Aufhetzerin gefangen geſetzt, und mußte drei Tage lang, an jeder Thüre, wo ſie Feindſchaft angerichtet hatte, ſchimpfliche Strafe leiden.

Wie die Arbeit, ſo der Lohn.
Hütet euch vor Ohrenbläſern und Verläumdern.
Glaubt dem nicht, der das Licht ſcheut. Pſ. 15, 3. Sir. 5, 16. 17. Kap. [illegible]

83. Der Halsſtarrige oder Widerſpenſtige.

Matz war halsſtarrig und wollte ſich nicht weiſen laſſen. Als einſt von der Heerſchaft die Trauertracht aufgehoben, und der ſogenannte Leichtrunk verboten wurde, da traf es, daß eben Matzen eine Tochter ſtarb. Was kümmert es die Herrſchaft, ſagte Matz, wenn ich mit meinen Leuten ſchwarze Kleider tragen und einen Leichtrunk geben will? Das iſt die letzte Ehre, die man den Verſtorbenen erzeigt, und das ſoll mir kein Trauerverbot wehren! Einige von ſeinen Verwandten, die klüger waren, ſtellten ihm zwar vor, daß die Verſtorbene von der angeblichen Ehre nichts mehr fühle, daß es die Herrſchaft gut meine; daß das Trauerverbot eine große Wohlthat beſonders für Arme ſey: daß die Leichtrünke ſehr beſchwerlich und koſtbar für die, welche ſie halten müſſen, und oft auch für die Gäſte eckelhaft ſind, daß man alſo froh ſeyn müſſe, nun

eine gute Ausrede zu haben — aber alles war vergebens. Matz kaufte Flor und andere Trauerwaaren, ließ Kuchen in Menge backen, Käſe, Butter und Wein im Ueberfluſſe herbeiſchaffen, und machte alle Anſtalten nach der gewöhnlichen Art. Das erfuhr der Dorfſchulze, und ſtellte ihn darüber zur Rede. Matz aber hörte ihn gar nicht an, ſondern ſchalt ihn ſogleich auf das unhöflichſte, und ſchimpfte dabei gewaltig auf die Herrſchaft. Am folgenden Tage [illegible] die Trauer, wie gewöhnlich, von Statten; ein großer Leichentrunk wurde gehalten, und am nächſten Sonntage erſchien Matz mit Weib und Kindern ganz ſchwarz in der Kirche. Auf einmal aber hatte der Staat ein Ende. Der Schulze zeigte den ganzen Vorgang beim Oberamte an. Matz wurde vorgeladen, und da er beim Oberamte gleichfalls ſehr unbeſcheiden war: ſo glaubte man deſto leichter der Angabe. Matz wurde alſo an einen Karren geſchloſſen, und mußte, mit ſeinem langen Flohr auf dem Hute, 3 Wochen auf einer öffentlichen Straſſe, wo die Dorfsleute täglich vorbei gehen und fahren mußten, bei Waſſer und Brod ſchanzen, dann dem Schulzen abbitten, und viele Unkoſten zahlen. Alle die Verwandten, die ſich durch ihn hatten verleiten laſſen, auch Trauerkleider anzulegen, wurden gleichfalls geſtraft, und ſchalten nun über den Anſtifter.

Sey nicht halsſtarrig; denn man kann dergleichen Leute bald zwingen, und Unkoſten, Schimpf und

Schande ſind ihr gewöhnlicher Lohn. Sprichw. 10, 8. Sir. 32, 21.

Eben ſo halsſtarrig betragen ſich Manche in Anſehung der abgewürdigten Feiertage. Das Arbeiten an ſolchen Tagen halten ſie für Sünde; aber nicht ſo den Müſſiggang, das Saufen, das Hazardſpiel u. d. gl.

84 Die Communicanten.

So oft Wilhelms Kinder zum Nachmahle gehen wollten, mußten ſie zu ihrem Vater ganz alleine kommen; denn Wilhelm ließ ſie nie ohne eine väterliche Ermahnung in die Beichte. Da ſtellte er denn einem jeden ſeine Fehler vor. Das kann der Prediger nicht ſo thun, wie ich, dachte er; denn theils weiß er ihre Fehler nicht ſo genau, theils hat er nicht Zeit, ſich mit meinen Kindern allein abzugeben, und dieſe würden ſich überdieß für beſchimpft halten, wenn er ſo mit Fingern auf ſie deuten wollte. Hört, Kinder! ſagte alſo Wilhelm; der Menſch nimmt ſeine Fehler nicht in Einem Tage alle zugleich an, und legt ſie auch nicht in Einem Tage auf einmal ab; aber allmählig muß er einen Fehler nach dem andern ablegen, und das geht am leichteſten in der Jugend, und das Nachtmahlgehen kann einen oft darinn ſehr unterſtützen, wenn man ſich nämlich, ſo oft man dabei erſcheinen will, alle ſeine Unarten vorſtellt, und Eine davon abzulegen ſich jedesmal vornimmt, und das dem lieben Gott

bei ſeinem Altare heilig verſpricht, und an das Verſprechen dann alle Tage im Gebete gedenkt. Iſt man mit den wichtigſten Fehlern ſo ziemlich fertig; ſo fängt man an, ſich zu beſinnen, in welcher Tugend man bisher am trägſten und nachläßigſten war, und nimmt ſich vor, auch in dem Stücke ſich zu beſſern, und ſo wird man allmählich ganz gut, ſo weit es ein Menſch werden kann. Und hiemit erinnerte er ein jedes ſeine Kinder an einen Hauptfehler, den es bisher an ſich hatte; ſtellte ihm das Häßliche und Schädliche dieſer Unart vor, und ließ es ſich mit Mund und Hand verſprechen, von dieſem Nachtmahlsgenuſſe an, den Fehler zu laſſen, und ihn dem lieben Gott feyerlich abzubitten. In der Folge errinnerte er oft ſeine Kinder an den Verſpruch, und mit jedemmahle, da ſie zum Nachtmahle giengen, wurden ſie beſſer, und Wilhelm erlebte Freude und Vergnügen an ihnen.

Dein Mahl ſtärke kräftig mich,
Jeſu, im Vertraun auf dich!
Ach, es lenke meinen Willen,
Dein Geſetz, Herr, zu erfüllen.

Durch Gründe der Religion,
Die du uns ſelbſt gelehrt,
Werd früh der Geiſt der Kinder ſchon
Zu dir, mein Gott, gekehrt.

So waren auch ein Paar Ehleute desſelben Dorfs: als ſie zum Tiſche des Herrn gehen wollten, ſagte

die Frau zu ihrem Manne: „Ach, lieber Mann, „ich bitte dich, vergib mir alles, womit ich dich „beleidiget habe!“ Er antwortete: vergieb auch „mir! denn ich vergebe dir von Herzen, und bitte „dich, mich zu erinnern, wer ſonſt noch etwa „über uns unzufrieden ſeyn möchte, daß wir hin„gehen, und uns verſöhnen. Denn Gott vergibt „nur denen die Sünde, die ein liebevolles und ver„ſöhnliches Herz gegen ihren Nächſten haben.“

Und vergieb uns unſere Schuld, wie wir denen vergeben, die uns beleidigt haben. Matth. 5, 23. 24.

Wenn du deine Gabe auf dem Altar opferſt, und wirſt daſelbſt eigedenk, daß dein Bruder etwas wider dich habe: ſo laß allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin und verſöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm und opfere deine Gabe.

85. Die großmüthigen Soldaten.

Wilhelm und Fritz nahmen einſt im Kriege einen feindlichen Officier gefangen, der ſchwer verwundet war, und ſie bat ihm das Leben zu ſchenken. „Ihr „Leben iſt bei uns ſicher,“ antworteten ſie,“ denn „wir tödten keinen Gefangenen.“ Darauf bot er ihnen ſein Geld, Uhr, Ring, und was er nur Gutes hatte, wenn ſie ihn in Sicherheit brächten, und einen Feldwundarzt herbeiſchaften, der ihn verbände. Nachdem ſie nun alles von ihm genommen hatten, was er nur geben konnte, ohne von Geld oder Kleidung ganz entblößt zu ſeyn; ſo zeichneten ſie ſei-

nen Namen und ſeine Würde ſich auf; trugen ihn in Sicherheit, und ſchafften einen Wundarzt, der ihn verband. Als man die Verwundeten weg. brachte, da erkundigten ſie ſich nach dem Orte, wo dieſes Officiers Aufenthalt, bis zu ſeiner Hei. lung, ſeyn würde. Kaum hatten ſie erfahren, daß er nun vor aller Beraubung ſicher, und glücklich angekommen ſey: ſo meldeten ſie bei ihrem Ober. ſten, daß ſie von einem verwundeten feindlichen Officier ſo viel an Geld und Koſtbarkeiten in Ver. wahrung genommen, welches ſie hiermit ab= lieferten, mit der Bitte, es dieſem Officier wieder zuzuſtellen. Der Brief gieng ab; und als er an. kam, erſtaunte der feindliche Officier über die ed. le uneigennützige Geſinnung dieſer gemeinen Solda. ten. Mit den größten Lobeserhebungen machte er ihre That bekannt, und ſchickte ihnen ein anſehn. liches Geſchenk, welches ſie, weil es freiwillig war, annahmen. Bald meldeten alle Zeitungen dieſe Geſchichte. Und das Volk, wozu dieſe Sol. daten gehörten, ward durch dieſe That nicht min. der, als durch die gewonnene Schlacht, berühmt und geehrt. Luc. 3, 14.

86. Der Freund in der Noth.

Karl und Fritz mußten beide Soldaten werden. Wie ſie nun von Jugend auf ſich kannten, und Freunde waren; ſo ſetzten ſie auch ihre Freundſchaft im Soldatenſtande fort, und Fritz ward, weil er

ſich wohl hielt und fertig ſchreiben und rechnen konnte, bald Unterofficier.

In einem Feldzuge, den ſie beide mit einander thaten, ward Karl auf dem Marſche in den Fuß verwundet. Nun hätte er unverbunden auf dem Platze liegen bleiben müſſen, wäre vermuthlich in die Hände des Feindes gekommen, und hätte hier ſein Leben, ſeine Geſundheit, oder doch gewiß ſeine Freiheit verlohren, wenn Fritz nicht geweſen wäre. Aber ſobald als Fritz ſah, was Karln begegnet war, rief er einen Feldarzt, um den Verwundeten zu verbinden; indeß ſuchte Fritz einen ſtarken Stock, auf welchen Karl ſich ſtützen und zu einem Wagen kommen konnte, der die Verwundeten aufnahm. So war durch Fritzens freundſchaftliche Sorgfalt Karl gerettet.

Ein wahrer Freund wird erkannt in der Noth.

Ein Dienſt, den kluge Freundſchaft leiſtet, iſt mit allem, was man geben kann, in manchen Fällen nicht zu vergleichen. Sir. 6, 14. 15. 16.

87. Vom Unterſchied zwiſchen Muth und Tollkühnheit (Frechheit).

Als einmal im Kriege ein gewiſſer General bekannt machen ließ, daß: „wer zu einem nöthigen, aber etwas gefährlichen Angriff auf den Feind ſich freiwillig angeben würde, doppelte Löhnung erhalte," da antworteten die Soldaten: „Wir ſind alle „Freiwillige, wir bitten nur, daß man uns,

„wie uns die Reihe trift, zum Angriff be„ordre, ohne daß wir beſondern Lohn erhalten.“

Es geſchah. Sie thaten ihre Schuldigkeit, und Gott gab ihnen Sieg.

Kräfte, geſunde Glieder, ja das Leben ſelbſt, in unſerm Beruf fürs Vaterland dahingegeben, iſt Pflicht, und bringt Ruhe und Ehre. Wer aber aus Leichſinn oder Frechheit ohne Noth ſich in Gefahren begiebt, womit ſoll er ſich tröſten, wenn es ihm übel geht? Sir. 34, 16. K. 3, 27. 28.

Zu Verona, einer berühmten Stadt in Welſchland, verurſachte einmal der dabei fließende Fluß, den man die Etſche nennt, eine ſo heftige Ueberſchwemmung, daß man alle Augenblicke fürchtete, die ſteinernen Brücken würden zuſammen ſtürzen. Zum größten Unglück wohnte ein Zolleinnehmer (Zoller) mit Weib und Kindern in einem Häuschen auf einer dieſer Brücken, und hatte ſich, ehe das Waſſer ſo groß wurde, nicht geflüchtet. Jetzt war es leider zu ſpät. Ach! da weinten und jammerten Vater, Mutter und Kinder, und rangen die Hände gegen die Menge Volks, das von Ferne ſtand, und mit Angſt und Beben den Einſturz erwartete. — Da kam ein edler Graf, Namens Spolverini, geritten, der erbarmte ſich des Elendes, hielt ſeinen Beutel empor, und rief: „Zweihundert Dukaten, wer es wagt, die Unglück„lichen zu retten!!“ — Aber da kam kein Menſch, ſo gern auch jedermann die tauſend Gulden verdient

hätte; denn alles fürchtete ſich vor der grauſamen Fluth. Der Graf rief wieder; und ſiehe! da ſtieg ein armer Bauersmann in einen kleinen Nachen, (Boot) und fuhr im Namen Gottes hinein. Ob ihn gleich immer die Wellen hin und her ſchleuderten, und in den Grund ſtürzen wollten; ſo kam er doch glücklich an Ort und Stelle. Aber nun war das Waſſer zu ſtürmiſch, und der Nachen zu klein, um alle zugleich zu retten. Dreimal taumelte er ſich alſo durch die Wellen; und dreimal wagte er ſein Leben an der einfallenden Brücke; und dreimal half ihm Gott glücklich aus der Gefahr. Kaum war der Zolleinnehmer mit Weib und Kindern in Sicherheit, da ſtürzten die letzten Trümmer zuſammen. — „Komm her, komm her, edler Mann!“ rief freudig der großmüthige Graf, „hier ſind deine 200 Dukaten!“ Nein, beſter Herr! ſprach der Bauersmann: „Für's Geld wag' ich mein Leben nicht, ob ich gleich „arm bin. Da Sie aber einmal ſo großmüthig waren, das Geld zu verſprechen; ſo ſchenken ſie es „dem armen Zolleinnehmer, der Hab und Gut verloren hat.“ So ſagte der edle Bauersmann und verlohr ſich freudig unter der Menge Volks. Der Graf lief ihm nach, aber vergeblich: niemand konnte ihn mehr ausfindig machen.

War das Muth oder Tollkühnheit?

Am 27ſten April 1785 wollte der Herzog Leopold von Braunſchweig das nämliche thun, und bei Frankfurt an der Oder arme Leute aus der

Waſſersgefahr retten; aber er büßte darüber ſein theures Leben ein. Viele tauſend, tauſend Menſchen haben ihn beweint, denn er war ein Menſchenfreund, und that vorzüglich den Armen viel Gutes. Ihm zu Ehren wird zu Frankfurt an der Oder alljährlich ein Feſt in der Soldatenſchule gefeiert, die er geſtiftet hat.

Wer ſo ſein Leben zum Beſten anderer wagt, hat Ruhm und Ehre davon, und Gott wird's ihm lohnen. Wer aber aus Leichtſinn oder Frechheit ohne Noth, ſich in Gefahren begibt, womit ſoll der ſich tröſten, wenn's ihm übel geht? Sir. 34, 16. 3, 27. 28.

Was leicht in Krankheit ſtürzet,
Das Leben leicht verkürzet,
Laß mich mit Sorgfalt fliehn!
Doch auch nicht ängſtlich zagen,
Es für die Pflicht zu wagen,
Dieß Leben, das du mir verliehn.

88. Mäßigkeit.

Ein Geſpräch.

Lehrer.

Sag mir den kleinen Vers her, den du geſtern gelernt haſt.

Karl. „Wie thöricht iſt's, ſich vieles nöthig machen,
Das theuer iſt, und deß ich nicht bedarf.“

Lehrer. Genug. — Glaubſt du auch, Karl,

daß es thöricht iſt, ſich das Unnöthige nöthig zu machen?

Karl. O ja, das glaube ich wohl. Wenn ich z. E. ſtatt Brod, lauter Semmel, Wecken oder Brezeln eſſen wollte.

Lehrer. Wodurch wird das Unnöthige nöthig?

Karl. Wenn man ſich verwöhnt.

Lehrer. Recht. Denn, um bei deinem gegebenen Beiſpiele zu bleiben, wer lange nur Semmel ißt, deſſen Magen wird zu ſchwach; um gröberes Brod zu verdauen. Weißt du nicht mehr Beiſpiele?

Karl. Wer das Waſſer für kein gutes Getränk hält, und, wenn er trinken will, glaubt, daß es Wein oder Bier ſeyn müſſe.

Lehrer. Oder wer meynt: Auf eine jede Mahlzeit gehöre ein Schluck Branntwein, ſonſt werde ſie nicht verdaut ꝛc. Aber ich weiß noch ein Beiſpiel, wo dieſe Verwöhnung dem ganzen Nahrungsſtande recht ſchädlich wird. Dieſes iſt die auch bei dem gemeinen Mann, hier und da einreiſſende Gewohnheit, des Morgens und Nachmittags Kaffee zu trinken.

Karl. Wie? ſollte das ſo ſchädlich ſeyn? lieber Lehrer.

Lehrer. Was gehört zu dem Getränke des Kaffees?

Karl. Heißes Waſſer, Zucker, Milch und Kaffee.

Lehrer. Wenn z. E. des Nachmittags Waſſer heiß werden ſoll, was gehört dazu?

Karl. Dazu gehört Feuer.

Lehrer. Alſo Holz. Wächſt die Kaffeebohne hier zu Lande, und das Rohr, woraus der Zucker gemacht wird?

Karl. Nein, ſondern in fremden Ländern.

Lehrer. Alſo, es muß gekauft werden; und das Geld dafür kommt nicht wieder in's Land, und das Land, welches kaufen muß, wird ärmer an Geld. Aber es iſt noch ein Schaden dabei. Der Menſch, der ſich erſt an dieſe warmen Getränke gewöhnt hat, wird dadurch, daß er ſie endlich übermäßig genießen lernt, weil ſie wohl ſchmecken, davon weichlich und ſchwach. Wenn er nun die mit einer übeln Verdauung verbundenen Plagen fühlt, ſo ſucht er ſich vielleicht durch Branntwein zu helfen. Dieſen lernt er endlich eben ſo im Uebermaaße trinken, und wird dadurch denn vollends dumm, und zu allen Geſchäften unbrauchbar. Was gehört nicht auch für Zeit, und theures Geſchirr, zum Kaffe machen und trinken!

Karl. Und mein Vater ſpricht: wir Landleute könnten unſere Gerſte nicht mehr ſo gut loß werden, als ſonſt, weil das Bierbrauen in den Städten täglich ſchlechter gienge.

Lehrer. Deine Bemerkung iſt richtig, Karl. Was iſt alſo wahrer, als der kleine Vers, den du zu Anfang ſagteſt? — Was willſt aber denn Du daraus lernen?

Karl. Daß ich mich an nichts gewöhne, was

nicht mit meinem Stande, und mit meiner Geſundheit und mit dem Wohlſtande meines Vaterlandes beſtehen kann.

Lehrer. Und woran willſt du dich denn gewöhnen?

Karl. Ich will mich zur Mäßigkeit gewöhnen.

Lehrer. Was verſtehſt du unter dem Worte Mäßigkeit?

Karl. Die Enthaltung von allem Unnöthigen und Ueberflüßigen.

Lehrer. Dann mußt du aber Zeitlebens immer trocknes Brod eſſen, und Waſſer trinken.

Karl. Ich glaube nicht, wenn ich etwas angenehmeres habe. Nur muß ich mein Herz nicht ſo daran hängen, daß ich durch Ermanglung reitzender Speiſen und Getränke gleich unglücklich werde

Lehrer. Richtig! Wo wird es denn aber die meiſte Ueberwindung koſten, um mäßig zu ſeyn? Bei Brod und Waſſer? oder bei Wein und Bier, Kaffee und guten wohlſchmeckenden Speiſen?

Karl. Unſtreitig bei letztern; denn Brod und Waſſer reitzen uns nicht leicht zur Unmäßigkeit; wohl aber Wein und Kaffee und niedliche Eßwaaren.

Lehrer. Alſo denjenigen nennen wir einen mäſſigen Menſchen, der nicht nur das Unnöthige gern entbehrt, ſondern auch dann, wenn er Ueberfluß hat, des Guten nicht zu viel thut, und ſich nicht an den Ueberfluß gewöhnt.

Karl. Dann iſt ja wohl auch Mäßigkeit und Selbſtverläugnung einerlei?

Lehrer. Ja; in ſo weit als der Unmäßige ſich nie ſelbſt verläugnen, oder ſeinen Sinnen etwas abſchlagen gelernt hat.

Halte Maaß in allen Dingen! Denn auch das Erlaubte wird ſchädlich durch Uebermaaß.

89. Der gewiſſenloſe Wittwer.

Ein Wittwer hatte zwei Kinder, und wollte wieder heirathen, aber keine andere, als eine reiche Braut. Endlich fand er eine, die ihn mit der Bedingung nehmen wollte, wenn er hundert Thaler baar Geld hätte. Er für ſich hatte nun nicht ſo viel: ſondern, um ſo viel zu erlangen, beſchloſs er, ſeine Kinder um einen Theil ihres mütterlichen Vermögens zu betrügen. Das that er, und vergrub, mit Hülfe ſeiner Braut, des Abends vorher, als er bei dem Waiſengericht Richtigkeit mit ſeinen Kindern machen, und den Nachlaſs ſeiner verſtorbenen Frau beſchwören ſollte, hinter dem Dorfe einen Beutel mit hundert Thalern. Denn er glaubte thörichter Weiſe, nun könnte er ſicher ſchwören, daſs er nichts mehr hätte, als was er angäbe, weil er doch nichts mehr im Hauſe hätte. Aber als er geſchworen hatte, und nun ſein Geld wieder holen und Verlöbniſs halten wollte, da war das Geld

fort, denn ein in der Nähe liegender Bettler hatte zugeſehen, und war des Nachts mit dem Gelde davon gegangen. Er lief eiligſt zu ſeiner Braut, und glaubte, ſie hätte es im Scherz weggenommen; als ſie es aber läugnete, ward er unwillig, und ſie geriethen in den heftigſten Streit, der ſich mit groſser Verbitterung endigte, ſie wollte ihn nun nicht heirathen, ſondern verklagte ihn, weil er ſie eine Diebinn geſcholten und ſogar geſchlagen hatte; er aber ward, als die That bekannt wurde, wie ein meineidiger Betrüger, und ſie als eine Theilnehmerin an dem Betruge, geſtraft.

Geiz führt zu Laſtern.

Den Geiz laſs ferne von mir ſeyn,
Die Wurzel alles Böſen,
Von Unruh und Gewiſſenspein
Kann Reichthum nich erlöſen.
Es nützet mir im Tode nichts,
Und kann am Tage des Gerichts
Nicht meine Seele retten.
1 Tim. 6, 10. Matth. 16, 26.

Unrecht Gut gedeihet nicht.

Sei redlich, ſei getreu der Pflicht,
Gerechtes Gut nur zu erwerben;
Denn unrecht Gut gedeihet nicht;
Kommt ſelten auf den dritten Erben.

Wer Unrecht ſäet, wird Mühe und Verdruſs ärnten. Sir. 19, 19. 21, 2. 3. 20. 25.

90. Die Stiefmutter.

Luiſe heirathete einen Wittwer mit drei kleinen Kindern. An ihrem Hochzeittage betete ſie zu Gott und ſprach: „Ach Herr mein Gott! das Schickſal „aller Menſchen kommt auf deinen Willen an. Ich „ſoll die Gehülfinn eines Mannes werden, in„dem ich an die Stelle der verſtorbenen Frau trete, „auch ſoll ich ihre Pflichten übernehmen, und Mut„ter dieſer armen verlaſſenen Kinder werden. Es „mag dieſes aber wohl eine ſchwere Sache ſeyn: „— doch ich gelobe und verſpreche es dir, du all„wiſſender Gott, weil ich heute den aufrichtigen „Vorſatz dazu habe: alle Tage meines Lebens will „ich mich an dieſen Vorſatz errinnern; hilf mir, o „Gott, daß ich ihn vollbringe!“

Als ſie aufſtund, nahm ſie das rothe Band, mit dem ſie als Braut aufgeputzt war, knüpfte es an ihr Bette, und ſagte zu ſich ſelbſt: „So oft ich „dieſes Band ſehen werde, will ich mich meines „guten Vorſatzes erinnern.“

Sie lebte zu ihres Mannes Freude, behandelte ihre Stiefkinder mütterlich, und brachte Glück und Segen über ihr Haus.

Was dir zu merken wichtig iſt, daran erinnere dich durch Denkzeichen. 5 Moſ. 6, 6 — 8.

Eine gute Stiefmutter, ſonderlich wenn ſie ſelbſt Kinder hat, iſt doppelter Ehren werth, weil es ihr viel Mühe koſtet, zwiſchen ihren eigenen und ihres Mannes Kindern die nöthige Unpartheilichkeit zu behaupten, und gerecht zu handeln.

91. Die ſchlimme Frau.

Lucie war ſo misgünſtig, daß ſie ſich ſelbſt nicht ſatt aß, und auch nicht leiden mochte, daß jemand in ihrem Hauſe ſatt wurde. Sie buk (backte) ſolches Brod, daß es keiner eſſen oder verdauen konnte, damit es deſto länger halten möchte. Das Zeug wurde nicht oft genug gewaſchen, weil ſie fürchtete, es möchte Seife koſten und dünne gerieben werden. Ihre Kinder ſollten, um das Schulgeld zu ſparen, nicht in die Schule gehen. Ihrem etwas ſchwächlichen Manne begegnete ſie hart, und kränkte ihn mit beſtändigem Schelten und Lermen, wenn er etwa den Schimmel vom Brode ſchabte, bevor er es aufſchnitt; oder eines Dienſtboten ſich annahm, dem offenbar Unrecht geſchah. Wenn ſie Korn maß zur Saat, ſo ſtrich ſie es immer wieder aus der Simri, und betrog damit ihren eigenen Acker. Kurz, es war eine recht ſchlimme Frau.

Einsmals kam ein Aſchenhändler zu ihr, und ſie verhandelte ihm alle ihre Aſche. Damit aber der Mann doch diejenige nicht bekäme, welche eben auf dem Heerde lag: ſo raffte ſie dieſelbe eiligſt zuſammen, und ſchüttete ſie in eine Bodenkammer (Bühnekammer). In der Aſche war eine Kohle, die faßte Glut, und in wenigen Stunden brannte ihr Haus lichterloh. Eine Magd hatte ſie geſehen, die Aſche verſtecken, dieſe gab es bei dem Schulzen an, und Lucie ward auf einige Zeit zu ſchwerer Strafe gezogen.

Es müſſe böſer Geitz ſtets ferne von uns ſeyn!
Ich will von meinem Glück auch andre gern erfreun!
Und wenn ich mehr, als ſie, von Gott empfangen habe,
So ſtärke dieß mein Herz zu jeder milden Gabe.
Jac. 5, 4 Ebr. 13, 5. 1 Tim. 2, 12. Sirach 14, 4. 5.

92. Die Lerche. Eine Fabel.

Als einsmals das Korn reifte, und ſeine vollen Aehren ſich zu zeigen anfiengen, da ſprach eine Feldlerche zu ihren noch unbefiederten Jungen: „Bald wird man erndten, und wir müſſen uns „um beſſere Sicherheit bekümmern. — Darum „gebt wohl acht, was geſprochen wird, wenn „der Herr die Erndte beſieht, und ſagt mir's, „wenn ich vom Bache zurück komme.“ Die alte Lerche flog fort. Indeß kam der Herr mit ſeinem Sohne, das Korn zu beſehen. „Sieh, „mein Sohn!“ ſprach er, „das Korn iſt ja ſchon „reif. — Was verſchieben wir länger die Erndte? „— Geh du eilends hin zu unſern Freunden, und „bitte ſie, daß ſie morgen früh kommen, und „uns erndten helfen.“

Als die alte Lerche zurück kam, da ſchlugen die Kleinen ihre Flügelchen zuſammen, und meldeten mit Zittern die bevorſtehende Gefahr.

„Seyd ruhig, Kinder,“ antwortete die Alte. Die „Freunde drängen ſich eben nicht nach Arbeit und „Mühe. Genug, morgen wird nicht geerndtet. „Gebt nur ferner acht, was geſprochen wird.“ Am andern Tage flog ſie wieder, wie gewöhnlich,

zum Waſſer. Die Sonne ſchien ſchon heiß, und der Herr, der lange vergebens auf die Freunde gewartet hatte, rief endlich ſeinem Sohne, und ſprach: „Das ſind ſchlimme Zauderer, unſere Freunde! oder „ſie kommen wohl gar nicht. — Lauf du lieber hin „und ſag es deinen Schwägern and Vettern, daß „ſie morgen früh her kommen, und uns helfen.“

Als die alte Lerche wieder kam, da war neue und größere Furcht bei den Jungen. „Nun hat „der Herr,“ riefen ſie, „zu den Schwägern und „Vettern geſchickt. — Ach Mutter, eilet, bringt „uns fort, ſonſt erndten ſie, und greifen uns.“

„Die Vettern und Schwäger,“ antwortete die alte Lerche, „die vertreiben uns auch noch nicht! Noch „hat's keine Noth.“

Und in der That, als der dritte Morgen erſchien, da kam weder Vetter noch Schwager.

Nun war der Herr des Korns ungeduldig, rief ſeinem Sohne, und ſprach: „Nein, das iſt zu „toll! verlaſſe ſich ja keiner auf Andere! Geh hin, „mein Sohn! und hole dir eine Sichel und mir „eine. Wir wollen ſelbſt daran gehen, ſonſt fällt „das Korn noch gar aus, wenn es länger ſteht.“

Als die alte Lerche dieſes hörte, ſprach ſie: „Nun, Kinder, iſt nicht länger zu warten. — „Jetzt wird es Ernſt.“

Und darauf eilte ſie mit ihren Jungen in die nächſte Gerſte, die noch grün war.

In ſolche Fabeln kleideten die Weiſen vor Al-

ters manche gute Lehren ein, um ſie angenehmer und dem Gedächtniſſe behaltbarer zu machen. Eine ſolche Fabel iſt unter andern in der Bibel, die vom Dornſtrauche, im Buche der Richter, Kap. 9, 8. ꝛc. auch 2 Sam. 12, 1 — 4. ſ. S. 160. Das gewöhnliche Kennzeichen dieſer Erzählungen, die man Fabeln nennt, iſt, daß darinn ſolche Dinge, die weder ſo, wie die Menſchen denken, noch reden können, doch als redend eingeführt werden.

93. Glückſeligkeit.

Michel war ſtets ſeufzend, unzufrieden und mürriſch; obgleich auſſer ihm kein Menſch finden konnte, daß er es eben zu ſeyn Urſache hatte. Das kam aber daher; er ſah immer auf das, was ihm fehlte; niemals aber auf das, was er hatte, und zerarbeitete ſich beſtändig, um Mittel zur Glückſeligkeit anzuſchaffen, ohne jemals den Zweck ſelbſt, nemlich Glückſeligkeit, zu genieſſen. Als er nun auch einſt gegen Wilhelm klagte, da brachte dieſer ihn darüber zur beſſern Erkenntniß, durch folgendes Gleichniß: „Lieber Nachbar,“ ſprach Wilhelm, „wir wollen „einmal die Glückſeligkeit, oder das Glücklichſeyn, „uns als ein Haus, das einer bauen wollte, vor„ſtellen. Wie nun der, der da ſtets Kalk, Sand, „Holz und Steine zuſammen fährt, aber nicht „wirklich bauet, dadurch noch kein Haus er„hält, ſo wird auch der nicht glücklich, der blos „Mittel zur Glückſeligkeit anſchaft, das iſt, viel

„gutes lieſet und lernt, viel Güter erwirbt, und hat;
„aber ſich ſelbſt nicht glücklich dadurch macht.“

Michel verſtand Wilhelmen noch nicht recht. Er fragte alſo: „was denn Glückſeligkeit eigentlich „wäre? — Glückſeligkeit oder Glücklichſeyn,“ ſagte Wilhelm, „iſt mehrentheils der Widerſchein „von der Freude, die man andern gemacht hat, „oder machen wollte. Thue Gutes, weil du Gott „und deine Mitmenſchen liebſt; hilf, wo du kannſt, „mit Rath und That; mache, daß von deinetwe- „gen des Guten mehr, und des Böſen weniger in „der Welt werde: ſo wirſt du glücklich ſeyn kön- „nen.“ Und dann

Genieße, was dir Gott beſchieden;
Entbehre froh, was du nicht haſt.
Wie jeder Stand hat ſeinen Frieden,
So hat auch jeder ſeine Laſt.
Durch Murren wächſt nur unſer Leiden;
Fürwahr es mindert keine Noth!
Sey froh, und danke Gott mit Freuden
Für Waſſer und für trocknes Brod!

94. Der zufriedne Hausvater.

Als in den erſten mühſamen Jahren ſeiner Wirth- ſchaft, Wilhelm mit ſeiner Frau und Kindern ſich ſehr genau behelfen mußte; da pflegte Wilhelm durch ſeine Fröhlichkeit und Vertrauen auf Gott ſein ganzes Haus zu erbauen. Wenn er vor dem Tiſche als Hausvater betete, wählte er immer ſol- che Sprüche der Bibel, die ermuntern und tröſten

konnten. Eins von ſeinen Gebeten war folgendes: „Herr Gott! der du oft mit Wenigem Viele ſatt „machteſt, und wo zwei oder drei von deinen Kin„dern verſammlet ſind, mitten unter ihnen biſt; „erhöre mein Gebet! Segne uns die Speiſe, dieſe „Gottesgabe — daß ſie uns gedeihe zum from„men und arbeitſamen Leben!“ Als einmal theure Zeit war, da hatte Wilhelm nicht viel, aber andere hatten doch noch weniger; dann ſorgte er, daß auch die Armen Theil an der Mahlzeit hätten. Sollten wir nicht leben können, ſprach er zuweilen zu ſeiner Frau und Kindern, „wenn wir auch ein„mal nicht ganz ſatt würden? Wir wollen lie„ber denen geben, die noch gar nicht gegeſſen ha„ben.“ Dann trugen die Kinder mit Freuden die Speiſe den Armen hin. — Aber Seegen und Gedeihen war in Wilhelms Hauſe. Luc. 12, 33. 34. 1. Tim. 6, 6 — 8.

95. Die Inſel Terra.

Auf der Inſel Terra waren viele Einwohner; aber ſie waren ſehr unwiſſend, und entweder mit dem gröbſten Aberglauben, oder mit einer Gemüthsart behaftet, vermöge deren ſie an allem zweifelten, und ſich nie recht beruhigen konnten.

Mit dieſen Einwohnern hatte es dieſe beſondere Bewandniß, daß ſie nicht beſtändig auf dieſer Inſel bleiben konnten, ſondern alle, nach einiger Zeit, der eine früh, der andere ſpät, nach dem Willen

des Königs, in andere Inſeln verſetzt wurden. Und bei dieſer Verſetzung kam ihr Glück darauf an, wie ſie ſich auf der Inſel Terra betragen, und wenn ſie ſich zu der Zeit ihrer Verſetzung tüchtig und brauchbar befunden. Es mußte alſo dieſen Leuten ſehr viel daran gelegen ſeyn, zu wiſſen, was ihr König von ihnen forderte. Und daher war es denn auch kein kleines Unglück für ſie, daß keiner eigentlich wußte, wie er es ſeinem Könige recht machen ſollte, weil deſſen böſe Statthalter bald dieſes, bald jenes, und oft ganz widerſprechende Dinge von ihm, ſeinen Geſinnungen, und ſeinem Willen, bekannt machten. Wenn ſie denn das Volk mit der Nachricht von der Ungnade des Königs erſt geſchreckt hatten: ſo erfanden ſie allerlei koſtbare Verſöhnungsmittel, womit ſie ihren Eigennutz und Stolz, nicht aber den König befriedigten. Als aber die Noth groß wurde, und einige im Volke, der vielen Widerſprüche wegen, ſchon zu zweifeln anfiengen, ob ſie auch wirklich einen König hätten — (der doch, guter Urſachen wegen, dem Volke ſich nicht ſelbſt zeigen konnte); da begab ſich, aus Mitleiden, der Sohn des Königs ſelbſt nach dieſer Inſel, und belehrte, von ihnen völlig unerkannt, die Einwohner, was eigentlich ſeines Vaters Wille ſey, und wie ſie handeln müßten, um ſeiner beſtändigen Gnade, und der gewiſſen Verbeſſerung ihres Zuſtandes bei ihrer Verſetzung, verſichert zu bleiben.

Anfänglich wollte dieſem Königsſohne nicht ſo-

gleich jemand glauben. Aber da ihm ſein Vater die Erlaubniß gegeben hatte, über alle ſeine Schätze zu gebieten, und ſich derſelben in jedem nöthigen Falle frei zu bedienen: ſo verſchaffte ſeine ungewöhnliche Wohlthätigkeit gegen die Nothleidenden ihm bald eine große Liebe bei dem gemeinen Volke, davon einige beſtändig ihn begleiteten. Nur die Reichen, die an der Regierung Theil nahmen, und das Volk zu lehren beſtellt waren, (einige wenige Verſtändige darunter ausgenommen) verachteten ihn, und ſpotteten der geringen Geſtalt, worunter er ſeine Hoheit verſteckte. Doch als ſie ſahen, daß ein großes Aufſehen ſeinetwegen entſtand, und als das Volk in ſeinen Lehren und Vorſchriften mehr Nützliches und Vernunftmäßiges fand, als in den ihrigen; fiengen ſie an, dieſen gutthätigen und menſchenfreundlichen Königsſohn für eine gefährliche, und durchaus nicht zu duldende Perſon auszugeben. Sonderlich aber haßten ſie ihn deßwegen, weil das Volk ihren einträglichen Betrügereien, nachdem es über die Geſinnungen des Königs beſſer belehrt war, künftig nicht mehr, wie ſonſt, glauben würde. —

Sie legten alſo dem Königsſohne verfängliche Fragen vor, ob er ſich etwa verſprechen möchte, damit ſie, mit einigem Scheine, ihn gefangen ſetzen könnten.

Aber er blieb wohlthätig und weiſe. Sie hingegen, ob ſie gleich am Ende von ihm ſelbſt ſeine Würde vernahmen — (welche ſie ohnehin aus dem

was er that, hätten vermuthen können — wurden ſo erbittert, und durch Verzweiflung ſo geblendet, daß ſie nicht eher ruhten, als bis ſie ihn auf eine ſchmerzliche Art hatten hinrichten laſſen.

Das Uebrige dieſer Geſchichte will ich ein andermal erzählen.

Man nennt eine ſolche Erzählung einer wichtigen Sache mit andern Worten, um ſie einleuchtender zu machen, ein Gleichniß.

96. Die Schatzgräberei.

Ein Bauer hinterließ ein ſchönes Ackergut, und nur einen Sohn.

Als der Vater noch lebte, vermahnte er den Sohn oft zur Arbeit, und ſagte: „Hans, wer fleißig „arbeitet, der hat Brod; aber der Faule muß darben." Doch Hans gieng lieber in die Schenke, (Wirthshaus) und hörte gern was Neues. Als der Vater todt war, da that Hans vollends gar keine Ackerarbeit mehr; ſondern kam nicht eher aus der Schenke weg, als bis er nach Hauſe zu Bette gieng. Einſt kam ein Bergmann in die Schenke, ein liſtiger Betrüger. Hans ſprach und trank mit ihm. Da merkte denn der Bergmann bald, daß Hans dumm und unwiſſend ſey. Er fieng alſo vom Schatzgraben zu reden an, und rühmte, daß er verſchiedene Schätze wüßte. Das gefiel Hanſen wohl. Er bezahlte einen Krug Bier nach dem andern für den

Bergmann, und beim Trunk wurden ſie recht vertraut. Da erfuhr Hans vom Bergmann, daß im nächſten Wäldchen ein Schatz ſtünde. „Bruder,“ ſagte der Bauer, „wenn du ihn weißt, warum haſt „du ihn denn nicht ſchon gehoben?“ „Ja,“ ſagte der Bergmann, „das geht nicht ſogleich — Ich bin „arm — Wenn ich drei und dreißig Gulden, drei „Groſchen, drei Pfennige in Gold, Silber, und „Kupfergeld hätte, womit ich den Schatz herauslo„cken könnte; dann wollte ich ihn gleich haben.“ „Bruder,“ rief Hans voller Freuden, „ſo viel habe „ich eben in der Taſche, und wohl mehr. Ich habe „heute ein Pferd verkauft — Drei Karoline, drei „Silbergroſchen, und ein Kupferdreier — Nicht „wahr, das macht drei und dreißig Gulden, drei „Groſchen, drei Pfennige, und iſt dreierlei Geld?“ „Gut,“ ſagte der Bergmann, „um zwölf Uhr in der „Nacht gehen wir hin, und du ſollſt die Hälfte vom „Schatz haben, weil du das Geld hergiebſt.“ Sie giengen alſo hin in den Wald. Der Bergmann nahm die drei und dreißig Gulden, drei Groſchen, drei Pfennige in Empfang, ſtellte Hanſen an einen Eichbaum, und verbot ihm bei Lebensgefahr, zu reden; gebot ihm dagegen, dort drei Stunden ſtill zu ſtehen. Indeß der Bauer ſtill ſtand, ſo gieng der Bergmann mit dem Gelde über die Grenze und davon. Am Morgen kam der betrogene Bauer, der lange gefroren und gewartet hatte, zu Hauſe. Und wem er ſein Unglück erzählte, der lachte ihn aus.

Jeder Menſch hat eine Kraft zu glauben, aber nur der Glaubwürdige verdient, daß man es glaubt.

97. Er hatte ſich in der Urſache geirrt.

„Wenn ich nur einen Lappen von einem Gehenkten hätte, um meine Pferde damit täglich abzuwiſchen; dann ſollten ſie ſchon zunehmem und gedeihen.“ So ſprach Fritz zu einem verſtändigen Herrn, bei dem er eben als Knecht in Dienſte gekommen war. Als ihm nun der Herr dieſes widerlegte; ſo führte Fritz das Beiſpiel von einem Knecht in dem Dorfe an, wo er zu Hauſe gehörte. Dieſer Knecht erzählte Fritz, wäre auch zu einem Zug (Geſpann) magerer Pferde gekommen; aber er ſei bald des Nachts zu einem Galgen gelaufen, und habe dort dem Gehenkten einen Lappen abgeriſſen; und als er damit die Pferde täglich gewiſcht, ſo wären ſie, zur Verwunderung aller Leute, immer kräftiger und fleiſchiger geworden. „Alſo meynſt „du, Fritz,“ ſprach der Herr, „daß wirklich bloß der Lappen vom Gehenkten die Pferde fett gemacht habe?“

Fritz. Ja, Herr, was ſonſt? Vorher waren ſie ſo ſchlecht, daß ſie nicht gehen konnten.

Herr. Wenn du willſt, ſo will ich dir von dieſer thörichten Meinung helfen. Antworte nur auf meine Fragen. Hatte der Knecht, der den Lappen des Nachts vom Galgen holte, ſeine Pferde lieb?

Fritz. Ja, Herr. Sonſt würde er ſich die Mühe nicht gegeben haben.

Herr. Wer die Pferde liebt, und wünſcht, daß ſie zunehmen ſollen, läßt der ſie etwan auch hungern und dürſten? oder überjagt er ſie? oder ladet er mehr auf, als ſie ziehen können — oder giebt er ihnen unreines ſchlechtes Futter, oder zur Unzeit, wenn es ihnen ſchadet — oder läßt er ſie ungeputzt auf unreiner Streu in ihrem Miſte verderben?

Fritz. Nein, Herr, das wäre ein ſchlechter Knecht.

Herr. Da nun der Knecht, von dem du ſagteſt: er hätte ſich nicht geſcheut, aus Liebe zu ſeinen Pferden, des Nachts vom Gehenkten heimlich einen Lappen zu holen, damit eine ſo große Probe ſeiner Liebe zu den Pferden gab, meynſt du, daß er nicht auch an dieſe leichtern Stücke werde Fleiß gewendet haben? Und wenn das iſt, was iſt natürlicher, als daß die Pferde, die bei dem vorigen Knecht, der vermuthlich keine Liebe zu ſeinem Vieh trug, abgenommen hatten, bei dieſem Knechte, der ſie ſo gern emporbringen wollte, wieder in Aufnahme gekommen ſind? Gewiß, Fritz, der Lappen half weiter nichts, als daß er den Vorſatz des Knechts bewies und beſtätigte, nemlich ſeine magern Pferde durch alle nur mögliche Mittel wieder zu Fleiſch und Kräften zu bringen.

Fritz. Herr, Ihr werdet wohl Recht haben. Aber in meinem Dorfe glaubten alle Leute, daß es der Lappen gethan hätte.

Was der Menſch recht ernſtlich will, das richtet

er auch aus, wenn er kann. Wenn man nun vielerley Mittel zugleich braucht, und es erfolgt, was man wünſcht, ſo iſt's ein gewöhnlicher Fehler der meiſten Menſchen, daß ſie dem unwahrſcheinlichſten Mittel, wenn es nur etwas beſonders an ſich hat, — dieſen Erfolg zuſchreiben. Das heißt, ſie nehmen etwas für die Urſache einer Wirkung an, die es weder iſt, noch ſeyn kann.

Wenn ich wollte, was ich ſollte,
Könnt' ich Alles, was ich wollte!

98. Ein Wettergeſpräch.

„Nun hat ſich endlich der Wind gedreht. Die „Fahne ſteht vom Morgen!" ſagte ein Sohn zu ſeinem Vater, nach einem lang anhaltenden Regen.

Vater. Und was ſoll denn das bedeuten?

Sohn. Schön Wetter.

Vater. Warum ſoll denn aber gerade jetzt ſchön Wetter kommen, da der Wind von Morgen weht?

Sohn. Die Erfahrung lehrt es eben.

Vater. Weißt du nicht mehr, wie kluge Leute fragen ſollen?

Sohn. Ja, lieber Vater! Ihr habt mich's erſt vor kurzem gelehrt. Man ſoll fragen: Wie? Wann? Wo? Warum? Wozu? und Wodurch?

Vater. Und doch haſt du hier das Warum? vergeſſen.

Sohn. O ſagt mir's, lieber Vater: warum gerade ſchön Wetter kommt, wenn der Wind von Oſten weht?

Vater. Weißt du denn, wo Regen, Schnee und Hagel herkommen?

Sohn. O ja. Aus den Wolken. Schnee iſt gefrorner Staubregen, und Hagel iſt tropfenweis gefrorener Regen, weil die obere Luft im Sommer oft eiskalt iſt, ſo daß es einen auf ſehr hohen Bergen in den Hundstagen oft frieren ſoll, wie unſer Lehrer ſagt.

Vater. Wo kommt denn aber das Waſſer her, das über uns Wolken macht?

Sohn. Aus der Erde ſteigt es auf, wie der Dampf aus einem ſiedenden Topfe (Hafen).

Vater. Richtig! Und wenn dann in der Luft ſolche Dünſte dicht an einander kommen, und mehrere ſo ganz kleine Dunſttröpfchen zuſammen rinnen und zu ſchwer werden, was geſchieht dann?

Sohn. Es regnet.

Vater. Sag mir nun auch: wo glaubſt du wohl, daß die meiſten Dünſte in die Höhe ſteigen: aus dem trocknen Lande, oder aus dem Waſſer?

Sohn. Ganz natürlich aus dem Waſſer. Das ſieht man ja an Flüſſen und Seen, vorzüglich des Morgens und Abends.

Vater. Wie nennt man nun die größten Waſſer auf unſerm Erdboden?

Sohn. Die See, oder das Meer.

Vater. Weißt du mir zu ſagen, wo das Meer am weiteſten von uns entfernt iſt?

Sohn. Das weiß ich nun nicht; aber doch glaube ich gegen Morgen; denn nun merk' ich ſchon, wo es hinaus will.

Vater. Nun was merkſt du denn?

Sohn. Wo uns das Meer am nächſten iſt, da können auch die Wolken, die daraus aufſteigen, am leichteſten und geſchwindeſten zu uns getrieben werden, wenn der Wind von da her kommt: wo aber die See am weiteſten iſt, da kommen die Wolken nicht ſo leicht zu uns, weil ſie ſchon unter Wegs nieder regnen.

Vater. Getroffen! Gegen Morgen liegt uns

Ungarn, Polen, Rußland und der größte Theil Aſiens. Bis über dieſe ungeheuren Länder die Seewolken zu uns kommen hält es ungemein ſchwer, und das, was Flüſſe und das trockne Land ausdünſten, iſt von keiner ſo großen Bedeutung, als die Ausdünſtung der offenbaren See.

Sohn. Das freut mich aber, lieber Vater! daß ich nun wieder etwas weiß, woran ich zeitlebens nicht gedacht habe

Vater. Künftig vergiß alſo nirgends deine Fragen, und erforſche überall, wo es möglich iſt, Urſache und Wirkung.

99. Das entdeckte Geſpenſt.

An einen Kirchhof ſtieß ein Garten, worin viel Obſt war. Böſe Buben pflegten des Nachts in dieſen Garten zu ſteigen, und Obſt zu ſtehlen. Damit aber keiner über den Kirchhof gehen, und ſie ſtören möchte: ſo mußte einer von ihnen ein weißes Hemd anziehen und auf dem Kirchhofe des Nachts ſpazieren gehen. Einſt ſollte ein gewiſſer Menſch, der den Namen Hans führte, über dieſen Kirchhof gehen. Er ſah die weiße Geſtalt, fürchtete ſich, lief davon, und erzählte mit vielen Verſicherungen, er habe ein Geſpenſt geſehen.

Eben dieſer Dieb war nun dreiſt (keck) geworden, weil ſich Hans vor ihm gefürchtet hatte, und trieb ſein Spiel weiter fort. Bald aber hatte ſeine Betrügerei ein Ende. Denn ein Jäger, der mit der Flinte ſpät von der Jagd kam, gieng über dieſen Kirchhof. Die weiße Geſtalt zeigte ſich, wie gewöhnlich, und gieng auf den Jäger zu. Dieſer rief und ſprach: „Steh! und ſage, „wer du biſt; ſonſt geht es dir übel." Da der Betrüger aber nicht antwortete, weil er glaubte, der Jäger würde auch, wie Hans, davon laufen: ſo ſchoß der Jäger ihm die Füße voll klei-

nen Schrots, ſo daß er umfiel, und lange daran heilen mußte. Weish. 17, 6.

Glaub nicht Geſpenſt und Hexerei,
Es macht dich furchtſam, dumm und ſcheu.
So was iſt nicht in der Natur,
Iſt in dem Kopf der Thoren nur.

100. Der Bibelleſer.

Wilhelm ſprach oft zu ſeinen Kindern: „Lieben „Kinder, wenn ihr rechten Nutzen davon haben „wollt, daß ihr in der Bibel leſet; ſo denkt vor„her daran, ob ihr das, was ihr darin geboten „findet, auch thun, und das darin Verbotene „auch laſſen wollet. In den Sprüchen Salo„monis und dem Buche, das Sirach geſchrieben „hat, ſind z. E. viele Regeln zur wahren Weis„heit gegeben, die ihr leicht verſtehen könnt; „desgleichen in den Pſalmen. Und im neuen Te„ſtamente, welches euch, als Chriſten, beſonders „angeht, ſehet hauptſächlich auf die Stellen, wor„nach ihr euer Leben anrichten müſſet, und leſet „die Bibel ja nicht bloß zum Zeitvertreibe, ſon„dern immer mit dem Gedanken: Was muß „ich thun, daß ich gut und ſelig, das iſt, „dauerhafter, ewiger Glückſeligkeit fä„hig werde? Was hat Gott durch Chri„ſtum gethan, daß ich das eine wie das „andere werden kann? Und was für „Troſt und Beiſtand verſpricht mir Gott „in ſeinem Worte, wenn ich aufrichtig „und redlich nach dem, was gut iſt, trach„te, oder fromm werden will, als wo„durch ich allein ſelig werden kann? „Was ihr aber von Dingen, die euch angehen, „nicht verſteht, darüber fragt euren Lehrer.“

Und Wilhelms Kinder gehorchten ihrem verſtän„digen Vater, und wurden gute nützliche Menſchen.

Durch verſtändiges Leſen und Betrachten der in der Bibel enthaltenen Wahrheiten, ſoll der Menſch beſſer, das iſt, züchtig, gerecht und gottſeelig werden lernen, auf daß er zeitlich und ewig glücklich werden könne. Denn der Laſterhafte oder der das Unrecht liebt, kann nicht glücklich ſeyn, noch werden, ſo lange er in demſelben Zuſtande bleibt.

101. Der Zuhörer, wie er ſeyn ſoll.

Wenn Wilhelm wußte, daß den Tag gepredigt wurde, ſo pflegte er eine halbe Stunde vorher, ehe die Predigt anfieng, ſich von allen Geſchäften zu entfernen, etwa die Epiſtel und das Evangelium durchzuleſen, und darüber nachzudenken. Wenn er zur Kirche gieng, dann vermied er allerlei Geſchwätz von Neuigkeiten vor der Kirchthüre, und gieng deswegen nicht eher, als bis es eben Zeit war. Nun war ſein Gemüth vorbereitet, und er war begierig zu wiſſen, was über die Worte, deren Inhalt er, nach dem Maaße ſeiner Einſichten, ſich ſchon ſelbſt ausgelegt hatte, der Prediger ihm noch für beſſere Erkenntniß ſchaffen würde. In der Predigt ſchlief er nicht, oder hatte etwa fremde Gedanken; ſondern er war beſtändig bemüht, mit dem Prediger fort zu denken. Und daher kam es nun, daß er ſo viel aus der Predigt merken, und nachher ſie mit ſeinen Kindern wiederholen konnte. Davon aber hatte nicht allein er ſelbſt, ſondern ſein ganzes Haus wahren Vortheil. Denn ſeine Kinder vergaßen Gottes und ſeiner Gebote nicht, und ſein Geſinde wurde treu und gewiſſenhaft. Pred. Sal. 4, 17. Jac. 1, 22 — 25.

102. Anton.

Anton meinte es gut, aber es fehlte ihm an Klugheit. Er ſprach oft wider das Böſe; meiſtens aber zur Unzeit, und wenn ihn niemand hören wollte, oder die Leute gar ihn deßhalb verhöhnten. Und wenn er dann in Eifer gerieth, dann fehlte es gar ſehr an der Wahl der Worte. Alſo brachten ſeine ſonſt guten Lehren wenig Frucht, ſondern ihm nur Verdruß. Einſt klagte er gegen Wilhelm, wie es ihm in dieſem Stücke gienge; und dieſer belehrte ihn durch folgendes Gleichniß:

„Lieber Anton! es iſt mit guten Lehren, wie mit „gutem Saamen. Ein kluger Säemann wirft dieſen nicht blos nur hin, ſondern er bereitet zuvor „ſein Land, und gibt Acht, ob es auch in dem „Stande ſich befinde, mit Vortheil beſäet zu werden. Denn wenn dieſes nicht iſt, ſo mag der „Saame noch ſo köſtlich ſeyn, er wird wenig Frucht „bringen. Und deßwegen ſchickt ſich zum Säemann „nicht ein jeder im Dorfe. So auch, wenn man „andere belehren oder beſſern will — Es gehört „viele Klugheit dazu, die Gelegenheiten und Umſtände wohl zu prüfen und zu nutzen. Wer „dazu keine Gaben hat, der beßre lieber bloß ſich „ſelbſt.“ Spr. 23, 9. Jac. 3, 1. Matth. 7, 6.

103. Die Wiedererſtattung.

Ein Verwalter, der durch falſche Rechnungen ſeinen Herrn um viel Geld betrogen hatte, verfiel in eine ſchmerzliche und gefährliche Krankheit. Da wachte ſein Gewiſſen in den langen ſchlafloſen Nächten auf. Er wußte vor Angſt nicht zu bleiben. Endlich ließ er den Prediger rufen, und bekannte ihm, was er gethan hatte. Der Prediger, ein verſtändiger Mann, ſagte ihm, daß er nicht eher Troſt erlangen könnte, bis er ſein verübtes Unrecht,

ſo viel an ihm wäre, wieder gut gemacht, und das geſtohlne Gut ſeinem Herrn wieder gegeben hätte. „Wenn ich das thue,“ ſagte der Kranke, „ſo werd ich zu Schanden vor aller Welt, und „meine unſchuldige Frau und Kinder müſſen bet„teln.“ „Wer unrecht thut, dem gebührt Schan„de, antwortete der Prediger, und wenn eine ſeyn „muß, ſo iſt's beſſer: hier zu Schanden werden, „als dort. Thun Sie wenigſtens von nun an Ihre „Pflicht, da Sie dieſelbe nicht eher gethan haben: „geben Sie ein gutes Exempel und überlaſſen es „dann Gott, die Ihrigen zu verſorgen.“ Der Kranke war dieſer Ermahnung gehorſam, und der Prediger empfieng von ihm das Geld, um es dem Herrn mit der demüthigen Bitte zuzuſtellen, ihm ſeine ſchlechte Handlung um Gottes willen zu vergeben. Der Herr nahm das Geld, und ließ dem Kranken ſeine herzliche Verzeihung verſichern, der nun getröſtet und ruhig ſtarb. Nach ſeinem Tode ſchenkte der rechtſchaffene Herr dieſes Geld den Hinterbliebenen; und nun hatte Gott für das Glück vieler Perſonen geſorgt. Ein Sünder hatte einen ſtarken Beweis ſeiner aufrichtigen Beſſerung, und ein ſehr gutes Beiſpiel gegeben. Der Herr hatte chriſtliche Wohlthätigkeit bewieſen. Und die durch des Sterbenden Wiedererſtattung verarmte Familie genoß nun, durch des Herrn Gnade, mit Recht und im Segen ein Gut, welches ihr ſonſt, auch wenn es verſchwiegen geblieben wäre, als ein ungerechtes Gut, doch nur Fluch und Unſegen gebracht hätte. 2 Moſ. 22, 5 — 7. Luk. 19, 8.

104. Der Herr kommt.

Hans und Michel zankten ſich bei der Arbeit, und, nachdem ſie ſich mit vielen Schimpfwörtern zum Zorne gereizt hatten, wollten ſie ſich auch ſchlagen. Aber indem ſie ſchon die Hän-

de gegen einander aufhoben, kam ihr Herr ihnen zu Geſichte. Sogleich hatte der Streit ein Ende, und ein jeder gieng ſtill zu ſeinem Geſchäfte.

So wie hier der bloſse Gedanke: „was wird „dein lieber Herr von deiner Handlung urthei-„len?“ den Ausbrüchen einer der heftigſten Leidenſchaften augenblicklich Einhalt that: ſo vermag es gewiſs auch, bei allen Gelegenheiten zur Ausübung einer Sünde, der Gedanke an den alles wiſſenden, und allenthalben gegenwärtigen Gott.

Gottes vergeſſen, iſt die wahre Urſache der Sünde.

Sagt alſo niemals: die Verführung war mir zu ſtark, die Verſuchung zu unüberwindlich — Gott hat mich fallen laſſen. — Der Teufel verblendete, verleitete mich. — Bekennt vielmehr: Ich dachte nicht an Gott; ich glaubte nicht, daſs Gott denen, die ihn ſuchen, das iſt, die aus Liebe zu ihm das Gute thun und das Böſe laſſen, ein Vergelter ſeyn werde; ich hatte nicht genug Fleiſs daran gewendet, mit Gottes Wort im voraus meine Seele zu nähren und zu ſtärken; ich hatte deſſen Erklärung in der Predigt verſäumt; den Umgang der guten Menſchen vermieden, die Geſellſchaft der Böſen und Leichtſinnigen aber geſucht; ich glaubte nicht, daſs es nöthig ſey, mich ſelbſt kennen zu lernen, und zu welcher Art Sünden ich am meiſten geneigt ſey; am wenigſten hatte ich mir Mühe gegeben, böſen Gedanken zu widerſtehen und böſer Gewohnheiten los zu werden. Hätte ich das eher und lange genug geglaubt und gethan; gewiſs, mich hätte weder ein Menſch noch ein Geiſt zum Böſen verführen können. Pſ. 50, 22. Jac. 1, 13. 14. Sir. 23, 26 - 29.

105. Vom Glauben und nicht Glauben.

Ein Geſpräch.

Der Lehrer.

Wenn einem Reiſenden, der bei eintretender Nacht und in einem unſichern Lande ſich verirrt hätte, jemand begegnete, und ſich des Verirrten erbarmte, ſo, daß er ihm nicht allein den rechten Weg ſagte, ſondern ihn auch ſelbſt darauf brächte, was müßte der Verirrte billig thun?

Der Schüler. Ihm danken, und den gewieſenen Weg betreten.

Lehrer. Aber bald wieder den Weg verlaſſen?

Schüler. Nein; ſondern eben darauf ſehen, daß er ihn nicht verlöre, und ſo lange darauf bleiben, bis er ihn an Ort und Stelle gebracht hätte.

Lehrer. Oder wenn du in's Waſſer gefallen wäreſt, und ich würfe dir ein Seil hin, um dich daran heraus zu ziehen, was müßteſt du thun?

Schüler. Das Seil ergreifen.

Lehrer. Aber wenn ich dich nun bald heraus gezogen hätte, müßteſt du es dann wieder los laſſen?

Schüler. Nein, ſondern es ſo lange feſt halten, bis ich gerettet wäre.

Lehrer. Oder wenn ein Arzt, der alle Kennzeichen eines verſtändigen Arztes hätte, hülfloſen Kranken helfen wollte, wäre da nicht Zutrauen des Kranken Pflicht?

Schüler. Allerdings.

Lehrer. Und wodurch müßte der Kranke dieſes Zutrauen gegen den Arzt beweiſen?

Schüler. Er müßte ſeinen Vorſchriften gehorſam ſeyn, deſſen Einrichtungen, wenn ſie ihm auch unangenehm wären, ſich gefallen laſſen, ihn für die geleiſtete Hülfe lieben, und ihm dankbar ſeyn.

Lehrer. Alſo iſt hier zweierlei Geſchäft. Das

eine iſt das Geſchäft des Helfers, und das andere des Hülfsbedürftigen. Wenn jeder das Seinige thut, dann erfolgt Rettung.

Wenn du alſo in einer großen Noth und Gefahr wäreſt, und ich riefe dir zu: bediene dich dieſes oder jenes Mittels zu deiner Rettung! und du meinteſt vorerſt nicht, daß es ein gutes Mittel wäre, könnte dich dann mein bloſer Zuruf retten?

Schüler. Nicht wohl. —

Lehrer. Oder zum andern: du wollteſt aus Trägheit, oder Eigenſinn, dich des angebotenen Mittels, wenn du es auch für gut hielteſt, nicht bedienen: würde dir dann dadurch geholfen werden?

Schüler. Eben ſo wenig.

Lehrer. Oder drittens; du verſuchteſt es auch wirklich, liesſeſt aber bald nach, etwa bei der geringſten Schwierigkeit.

Schüler. Auch dann läge die Schuld an mir, wenn ich nicht gerettet würde.

Lehrer. Dieſe Gleichniſſe wollen wir nun auf die Bibel anwenden. Aus der Bibel lernen wir, was Gott für Anſtalten gemacht hat, die Menſchen von Unwiſſenheit und Irrthum zu befreien, oder, wie die Schrift ſagt, „aus der Finſterniß“ zu erlöſen, und durch Chriſtum, das iſt, durch Befolgung ſeines Raths und Beiſpiels, glücklich zu machen. Wenn dich nun aber das, was dich die Bibel lehrt, etwas helfen ſoll — —

Schüler. So muß ich auch glauben, daß mir's gut iſt.

Lehrer. Was gehört aber noch mehr dazu?

Schüler. Daß ich auch die Mittel gebrauche, die ſie mir zur Glückſeligkeit vorſchlägt.

Lehrer. Und noch etwas?

Schüler. Daß ich mit dem Gebrauche der Mittel anhalte, und nicht ſogleich wieder nachlaſſe.

Lehrer. Siehe, mein Sohn! das alles be-

greift die Bibel unter dem Worte „glauben,“ wenn ſie ſagt, daß man durch den Glauben glückſelig werde.

Schüler. Jetzt, lieber Lehrer! verſteh' ich erſt den Spruch: Wer glaubt, wird ſelig, wer aber nicht glaubt, bleibt unglücklich.

Lehrer Ja wohl mußt jetzt den Spruch Chriſti ganz verſtehen, der eigentlich, wenn wir ihn auf uns anwenden, ſo viel ſagen will: Wer das, was ihm die Bibel über Recht und Unrecht, und von Gott und ſeinem Willen ſagt, recht verſtehen lernt, es für nöthig und nützlich hält, und auch darnach lebt, der wird glücklich; wer das aber verachtet und nicht lernen mag, oder, wenn er es auch weiß, doch wenigſtens nicht darnach zu thun verlangt, der verſinkt immer tiefer in Irrthum und böſe Gewohnheiten, und wird dadurch unglücklich; denn auf böſe Handlungen kommen böſe Folgen. Coloſſ. 1, 12. 13. Sir. 7, 1. 2.

Gott! laß mich doch vom Glauben nie
Ein heilig Leben trennen;
Mich nicht für Jeſu Jünger hie
Bloß äußerlich bekennen.
Gib, daß mein Glaube thätig ſei,
Und Tugendfrüchte bringe,
Daß ich vom Sündendienſte frei,
Mit Eifer darnach ringe,
Im Guten zuzunehmen.

106. Vom Rechtthun.

Ein Geſpräch.

Der Lehrer.

Kinder, wenn euch eure neuen Kleidungsſtücke die Dienſte thun, die ihr von ihnen erwartet, nemlich, wenn ſie euch nicht drücken, und Sicherheit gegen Verletzung und Kälte verſtatten;

ſo ſprecht ihr: „ſie ſind uns gerecht; der Meiſter „hat ſie recht und gut gemacht.“ Wenn euch hungert, und ihr bekommt Speiſe, oder ihr dürſtet, und euch wird zu trinken gereicht; ſo dünkt euch: das ſey zu rechter Zeit geſchehen. Wenn dem, der euch und euren Aeltern ſchaden wollte, von der Obrigkeit Einhalt geſchieht; ſo nennt ihr das: „ihm ſey Recht widerfahren“ ꝛc. Was wird alſo nun wohl Rechtthun überhaupt heißen?

Fritz. Es ſo machen, wie es ſeyn muß.

Lehrer. Warum ſagſt du: ſeyn muß?

Fritz. Weil, wenn es anders wäre, Schaden und Unrecht daraus entſtünde.

Lehrer. Gut. Aber woher erfährt man wohl am ſicherſten, was in den wichtigſten Dingen recht iſt?

Fritz. Aus den Geboten Gottes, durch Jeſum Chriſtum und ſeine Apoſtel.

Lehrer. Steht denn alles, was in jedem Falle recht iſt, mit ausdrücklichen Worten in dieſen Lehren Chriſti und ſeiner Apoſtel?

Fritz. Doch das Wichtigſte, und woraus man das Uebrige folgern kann, was recht iſt.

Lehrer. Was gehört alſo zuerſt dazu, ehe man recht thun kann?

Fritz. Man muß wiſſen, was recht iſt.

Lehrer. Wenn man das nun weiß?

Fritz. Dann muß man es auch für wichtig halten, recht zu thun.

Lehrer. Wie lernt man das?

Fritz. Wenn man oft daran denkt, was recht thun für Vortheil, und Unrecht thun für Schaden in der Welt bringt.

Lehrer. Wie kommt man aber dahin, daß man ſtets recht thun kann, wenn man ſchon überhaupt dazu den Willen hat?

Fritz. Man muß vorſichtig ſeyn; in jedem Fall, ehe man etwas thut, bedenken, ob es

auch recht iſt, und oft zu Gott um Weisheit und Gnade beten.

Lehrer. Aber was man nun in der Schule davon etwa gelernt hat, wird das nicht in der Folge, oder mit der Zeit, wieder vergeſſen werden?

Fritz. Wenn man hernach oft wieder an das denkt, was man von Gottes Willen, und von allem, was gut oder recht iſt, gelernt hat, oder es wiederholt; ſo vergißt mans nicht ſo leicht, ſondern lernt durch Nachdenken immer mehr dazu. Eben darum gehen die Erwachſenen in die Kirche.

Lehrer. Iſts genug, nur zuweilen recht zu thun?

Fritz. Nein; ſondern man muß in beſtändiger Uebung bleiben.

Lehrer. Du haſt gut geantwortet, mein Sohn. Aber was wird denn das nun auch für eine gute Folge haben, wenn du dir lange viel Mühe gegeben haſt, recht zu thun?

Fritz. Daß ich endlich gerecht werde, und ſelbſt es wiſſen kann, daß ichs bin

Lehrer. Und was bringt dieſes für Nutzen?

Fritz. Das ſteht in dem ſchönen Spruch: Prediget von den Gerechten, ſie ſollen es gut haben: denn ſie werden die Früchte ihrer Werke eſſen.

Lehrer. Früchte eſſen, was heißt das hier?

Fritz. So, wie ein Gärtner ſich der Früchte zu erfreuen hat, wenn er gute Bäume zieht, oder der Ackermann ſeiner guten Ackerarbeit, bei der Aerndte; ſo ſoll es derjenige auch gut haben, der da trachtet, recht zu thun, und Gutes zu ſtiften.

Lehrer. Was heißt das Wort: ein Gerechter?

Fritz. Ein Gerechter heißt ein Menſch, der ſich gewöhnt hat, recht zu thun.

Lehrer. Und was bedeutet das Uebrige, was der Spruch noch enthält?

Fritz. Gott wäre ſolchen Menſchen gnädig, ſie

hätten ein ruhiges Gewiſſen, und ſie dürften ſich weder im Leben, noch im Tode, fürchten.

Lehrer. Aber kann man denn auch mit aller ehrlich angewandten Mühe ganz völlig gerecht werden? Ich denke, alles, was der Menſch thut, wäre unvollkommen?

Fritz. Er iſt mit vollkommen und unvollkommen ſo, wie mit reich und arm, groß und klein. Gott weiß es allein, wie weit es ein jeder Menſch im Guten bringen kann, und wie treu er die Gelegenheit zum Gutwerden benutzt hat.

Lehrer. Worauf will Gott dabei am meiſten ſehen?

Fritz. Ob Aufrichtigkeit und ein herzlicher Wunſch nach Gerechtigkeit da ſey.

Lehrer. Ja. Denn dem, der das Gute liebt und das Böſe haſſet, dem hat Gott durch Chriſtum die Verſicherung gegeben, daß ihn, ſogar begangene, aber bereute, und forthin unterlaſſene böſe Gewohnheiten oder Sünden, nicht von der Theilnehmung am ewigen glückſeligen Leben, ausſchlieſſen ſollen. Beſſer wirds aber immer der haben, der von Jugend auf ſich vor Sünden hütet. Die Zeit, die jener aufs Gutwerden anwendet, kann dieſer aufs Beſſerwerden verwenden.

Fritz. Aber lieber Lehrer, wenn ich doch zuweilen, aus Schwachheit oder Irrthum fehle; meinen Fehler nicht entſchuldige, und deſto vorſichtiger werde? ſo herrſcht doch denn in mir die Sünde nicht, und ich bin dann doch kein Laſterhafter?

Lehrer. Nein. Sondern Laſter und Sünden begeht nur der, der das Böſe dennoch thut, wenn er gleich weiß und denkt, daß es wider Gottes Gebot iſt.

Fritz. Woran kann ich aber wiſſen, ob ich aufrichtig bin, oder den Wunſch habe, gerecht zu werden; damit ich mich nicht ſelbſt betrüge?

Lehrer. Wenn ich mir bewußt bin, daß ich

allezeit gern wiſſen möchte, was recht iſt; damit ichs thun, und Gott gefallen könne. Jer. 7, 3. 5. Matth. 5, 6. 1 Joh. 3, 7.

107. Selbſtprüfung.

Ein Geſpräch.

Der Schüler.

Was heißt denn das recht eigentlich, lieber Lehrer, ſich ſelbſt prüfen?

Der Lehrer. Sage mir erſt, ob du wiſſen kannſt, was Recht und Unrecht iſt?

Schüler. Ja, das kann ich wiſſen. Denn ich weiß, was Gott geboten und verboten hat, und ich kann dieſes, und die Befehle der Obrigkeit hören, leſen und behalten.

Lehrer. Wenn du alſo das weißt, ſo haſt du ein Gewiſſen; oder in dir iſt ein Bewußtſeyn deſſen, was Recht und Unrecht iſt. Was hilft dir aber dieſes Gewiſſen?

Schüler. Daß ich mich vor unrechten Handlungen hüten kann.

Lehrer. Wie würdeſt du dich wohl vor unrechten Handlungen am beſten hüten können?

Schüler. Wenn ich mir keine böſen Gedanken und Vorſätze erlaubte.

Lehrer. Wer ſich nun ſelbſt prüfen, oder über ſeinen Seelenzuſtand zu richtiger Erkenntniß kommen wollte, wäre es da genug, wenn er ſich nur fragte: Was habe ich heute Böſes gethan? Oder müßte er ſich nicht auch billig fragen: Was hab ich heute für Gedanken, Abſichten, und Vorſätze gehabt? Waren ſie aufs Gute oder aufs Böſe gerichtet? Woran dacht ich am liebſten, und wenn ich allein war? Beſtritt ich auch in mir ein unerlaubt Verlangen?

Schüler. Gewiß, das Letzte iſt nöthig.

Lehrer. Warum das?

Schüler. Oft kann ich einen böſen Vorſatz nicht ausführen, weil ich gehindert werde. Er wird dann zwar nicht zur Handlung, aber dadurch wird doch meine Geſinnung nicht beſſer.

Lehrer. Nun kannſt du mir ſagen, was das heißt, ſich ſelbſt prüfen?

Schüler. Sich nicht allein fragen: Wie waren heute deine Handlungen? ſondern auch: Wie waren deine Gedanken, Abſichten und Vorſätze beſchaffen?

Lehrer. Warum iſt das erſte nicht genug?

Schüler. Damit ich mich nicht ſelbſt betrüge, und mich für beſſer halte, als ich bin.

Lehrer. Wie verbindeſt du damit die dir bekannte Lehre von Urſachen und Wirkungen, oder Folgen?

Schüler. Die Urſache aller böſen Handlungen ſind böſe Gedanken, Abſichten und Vorſätze. Denn man thut gewöhnlich, was man will, wenn man kann. Wer alſo von der Folge dieſer böſen Gedanken, Abſichten und Vorſätze, nemlich von böſen Handlungen, frey zu bleiben wünſcht, der muß ihre Urſache, nemlich die böſen Gedanken, wegſchaffen. Das ſteht auch in dem Verschen, das Sie mich einmal gelehrt haben:

„Sind deine Sinnen und Gedanken
Von böſen Flecken rein;
So werdens deine Handlungen
Auch ohne Zweifel ſeyn!“

Lehrer. Wie ſchaſt man aber böſe Gedanken am beſten weg?

Schüler. Wenn man viel Gutes von Gott zu wiſſen ſich bemüht, und weil man Gott als ſeinen Herrn, Beſchützer und Wohlthäter liebt, ſich gewöhnt, täglich oft zu Gott zu beten.

Lehrer. Iſt dazu allemal ein Gebetbuch, oder ein auswendig gelerntes Gebet, unumgänglich nöthig?

Schüler. Nein lieber Lehrer. Darf ich doch meinem leiblichen Vater meine Noth mit meinen eignen Worten klagen.

Lehrer. Ja wohl. Und Gott hat dein Gebet nicht nöthig, um zu erfahren, was dir fehlt; ſondern du haſt das Gebet nöthig, um dich durch das Andenken an Gott zu tröſten, und zu beſſern. Aber wäre nicht auch noch ein leibliches Hülfsmittel wider die böſen Gedanken da?

Schüler. Ja, lieber Lehrer. Wenn ich den Müßiggang fliehe, ſchlechte Bücher nicht leſe, den Umgang liederlicher Menſchen meide, dagegen aber nützliche Arbeiten fleißig thue.

Lehrer. Du haſt gut geantwortet, mein Sohn, und zu allem dieſem Guten iſt die oftmalige Nachfrage, wie man geſinnt iſt, oder die Selbſtprüfung behülflich. Aber ſage mir nun: Iſt das zur Selbſtprüfung allein genug, daß wir uns fragen: ob wir böſe Geſinnungen und Handlungen vermieden haben?

Schüler. Nein, man muß auch fragen: ob man das Gute gethan habe?

Lehrer. Ja wohl! Aber daran denken die meiſten Menſchen bei ihrer Selbſtprüfung nicht. Sie halten ſich dann ſchon für gut, wenn ſie das Böſe meiden, ob ſie gleich das Gute nicht thun. Iſt das alſo z. E. nicht genug, wenn du nicht ſtiehlſt und nicht zu ſtehlen verlangſt, nicht verläumdeſt und auch niemanden zu verläumden begehrſt?

Schüler. Nein, ich muß auch den Diebſtahl zu verhindern ſuchen, und den Unſchuldigen vertheidigen, ſonſt unterlaſſe ich das Gute.

Lehrer. Um aber bei dieſer Prüfung dich nicht ſelbſt zu hintergehn, mußt du recht begierig ſeyn, zu lernen, was Recht und Unrecht ſey, und warum das eine Recht und das andere Unrecht iſt. Dann aber mußt du auch gegen dich ſelbſt aufrichtig ſeyn, und deine Fehler nicht verkleinern oder entſchuldi-

gen: denn nur durch eine ſolche Prüfung wird der Menſch beſſer, und gelangt durch die Beſſerung zur wahren Glückſeligkeit.

Wer alles weiß, und doch verborgen,
Und unbekannt ſich ſelbſt noch bleibt:
Wie will der für ſein Beſtes ſorgen?
Was iſt, das den zur Beßrung treibt?
Wer ſich nicht ſelbſt recht kennen lernt,
Bleibt von der Weisheit weit entfernt.

108. Siebenzig Denkreimen.

Herr Gutmann war ein gar eifriger Schullehrer, der ſeinen Kindern lauter nützliche Sachen beizubringen ſuchte. Seine Schreibeſchüler mußten daher auch lauter nützliche Sachen ſchreiben: Briefe, Quittungen, Hausrechnungen, Accorde, Schuldſcheine u. ſ. w. Ehe die Kinder aber ſolche Dinge ſchreiben konnten, machte er ihnen Vorſchriften mit allerlei Denkreimen, die ſie auswendig lernten und im ganzen Leben nicht vergaßen. Einige von dieſen nützlichen Lehren waren folgende:

1. So ſüß ein Laſter iſt, ſo giebts doch keinen Frieden!
Der Tugend nur allein hat Gott diß Glück beſchieden.

2. Erkennne, ſuche, lieb' und ehre,
Was gut und ſchön iſt, und vermehre
Nach Möglichkeit, mit weiſer Wahl,
Des Guten und des Schönen Zahl —
Das iſt die ganze Sittenlehre!

3. Zur Freude ſchuf uns Gott auf Erden,
Drum iſt die Welt ſo voller Pracht;
Nicht nur der Menſch ſoll glücklich werden;
Zur Freud iſt auch das Thier gemacht.
Wer ohne Noth es quälen kann,
Zeigt Grauſamkeit und Härte an.

4. Nicht mehr zu klagen, rath' ich dir,
Unglücklicher auf Erden;

Denn Unglück iſt ein Glück, wenn wir
Durch Unglück beſſer werden.

5. Leiden währt nicht immer —
Ungeduld machts ſchlimmer.

6. Gewinne, wenn du kannſt, durch Liebe deinen Feind.
Er wird, beſchämt, vielleicht einmal dein wahrer Freund.

7. Aus fremden Fehlern kannſt du großen Vortheil ziehen.
Statt daß du tadeln willſt, ſuch lieber ſie zu fliehen.

8. Rühme gern, was rühmlich ſcheint:
Tadeln macht dir keinen Freund.

9. Was du zu tadeln pflegſt, das thue ſelber nicht,
Damit dein Tadel nicht dir ſelbſt das Urtheil ſpricht.

10. Hat einer dir gedient, ſo zeig' es vielen an,
Nicht aber, was du ſelbſt an andern Guts gethan.

11. Wer ſich mit Argwohn quält, muß ſtets in Kummer ſchweben:
Denn Furcht und Argwohn ſind ein ſteter Tod im Leben.

12. Lieb' alle Menſchen, ſei nicht Eines Menſchen Feind!
Den, welcher Tugend übt, den bitte: ſei mein Freund!

13. Wer eines Menſchen Freude ſtört,
Der Menſch iſt keiner Freude werth.

14. Was du nicht willſt, daß man dir thu,
Das füg auch keinem andern zu.

15. Nie freut ein guter Menſch ſich bei des Andern Leiden;
Er weint bei Andrer Schmerz; iſt froh bey Andrer Freuden.

16. Sollt' auch dein Lehrer dich aus Zorn und Unmuth ſchlagen;
So leide Vaterzorn; den kann ein Kind wohl tragen.

17. Die Welt gehört uns Menſchen nicht allein,
Auch Thiere ſollen auf ihr leben,
Und ſich der Güte Gottes freun,
Der ihnen Speis und Trank gegeben.

18. Demuth, Sanftmuth, Fleiß und Frohſinn
Sind des Mädchens Feierkleid:
Doch ihr Kranz iſt Herzensgüte,
Und ihr Kleinod Reinigkeit.

19. Gib Acht, daß nie dein Herz den weiſen Spruch vergeſſe:
Man iſſet, daß man lebt, und lebt nicht, daß man eſſe.

20. Denkſt du dein Alter hoch zu bringen:
So halte Maaß in allen Dingen,
In Eſſen, Trinken, Freud und Leid,
In Arbeit und in Schlafenszeit.
Mußt auch in die Natur nicht ſtürmen,
Als wäre ſie von Stahl und Stein.
Durch kluge Mittel ſie beſchirmen,
Iſt deine Pflicht, das merke fein.

21. Du kletterſt gern — Bedenk, was ſind gerade Glieder?
Man bricht ſie gar zu leicht, und heilt ſie oft nicht wieder.

22. Es ſei dir nichts ſo ſehr als Eigenſinn verhaßt!
Durch ihn wird man ſich ſelbſt, und Andern auch zur Laſt.

23. Ein Menſch, der Gott verläßt, erniedrigt ſein Geſchicke;
Wer von der Tugend weicht, der weicht von ſeinem Glücke!

24. Seyd voll Vertraulichkeit, ihr Schweſtern und ihr Brüder!
Die Eintracht baut das Haus, die Zwietracht reißt es nieder.

25. Wir wollen, Pilgrime! auf Erden
Der kurzen Wallfahrt uns erfreun;
In unſrer Jugend weiſe ſeyn,
Um auch des Alters froh zu werden.

26. Recht thun und edel ſeyn und gut,
Iſt mehr als Gold und Ehr;
Da hat man immer guten Muth,
Und Freuden um ſich her:
Und man iſt brav und mit ſich eins,
Scheut kein Geſchöpf und fürchtet keins.

27. Lieb' und Dankbarkeit gefällt;
Undank haßt die ganze Welt.

28. Durch das Loben macht man immer
Gute beſſer, Böſe ſchlimmer,
Kluge weiſer, Narren dümmer.

29. Die Wahrheit rede ſtets, und wag es nie, zu lügen;
Du kannſt die Menſchen zwar, doch niemals Gott betrügen.

30. Du ſollſt nicht naſchen oder ſtehlen,
Und was du findeſt, nicht verhehlen.

31. Wer böſe Thaten hindern kann
Und thut es nicht, iſt Schuld daran.

32. Verſchmäh den Armen nicht, er ſei auch noch ſo klein;
Er iſt ein Menſch, wie du; braucht er noch mehr zu ſeyn?

33. Laß nie den Müßiggang dir deine Zeit verzehren:
Der Faule kommt zu nichts; der Fleiß'ge kommt zu Ehren.

34. Haſt du Arbeit: friſch daran!
Fleiß und Kunſt liebt jedermann.

35. Jagt dir die Einſamkeit im Finſtern Schrecken ein,
So faſſe dich nur bald; wer möchte furchtſam ſeyn?

36. Gib auf dich Acht und flieh des groben Pöbels Sitten;
Wer denkt und ſpricht, wie der, iſt nirgends wohl gelitten.

37. Befleißige dich ſtets in allen deinen Mienen
Der Wohlanſtändigkeit; man ſchließt auf's Herz von ihnen.

38. Ein laut Gelächter kann dich leicht verächtlich machen:
Ein Weiſer lächelt nur, indem die Narren lachen.

39. Bedenke, was du ſprichſt und ſchweige ſittſam ſtill,
So bald ein älterer und klügrer reden will.

40. O möchten Gros und Klein die goldne Lehre faſſen!
Wer ſich genügen läßt, lebt fröhlich, ſtirbt gelaſſen!

41. Gott zürnet nicht mit uns in ſchweren Ungewittern,
Er tönt uns wohl dadurch: was ſollten wir dann zittern?

42. Ich vor dem Donner fürchten mich, und vor des Blizes Pracht?
So müſt ich ſchlecht erkennen dich, der Bliz und Donner macht!

43. Wenn du was Böſes ſiehſt, ſo haſſe nur die That,
Den Menſchen haſſe nicht, der ſie begangen hat.

44. Kränke dein Gewiſſen nicht,
Was es gut heißt, das iſt Pflicht.
Was es tadelt, muſt du haſſen;
Jede That ſchnell unterlaſſen.
Wenn du noch im Zweifel biſt,
Ob ſie etwa Unrecht iſt.

45. Arbeit mehret deine Tage,
Trägheit wird dir ſelbſt zur Plage.

46. Ich will meiner Ältern Freude,
Und ihr Troſt im Alter ſeyn.
Kein Gepränge mit dem Kleide,
Nur ein ſchönes Herz ſei mein!

Fromm vor Gottes Augen wandeln,
Und in jedem Augenblick
Edel denken, edel handeln;
Dieß ſei meines Lebens Glück!

47. Arbeit macht den Lebenslauf
Noch einmal ſo munter.
Froher geht die Sonne auf,
Froher geht ſie unter.

48. Unſchuld wohn in euren Herzen,
Ach! kein Laſter tödte ſie!
Ihr könnt lachen und könnt ſcherzen,
Nur verſcherzt die Tugend nie!

49. Den Vater ehr, und ehre gern
Die Mutter; das gefällt dem Herrn.
Nimm, ſind ſie ſchwach, dich ihrer an,
Und glücklich wirſt du leben dann.
Das will dein Gott!

50. Zur Stunde hoher Noth ſcheu nicht Gefahr, nicht Tod.
Stürz dich ins Feuer, in die Fluth! Mit Gott geht Alles gut.

51. Durch Tugend ſteigen wir zum göttlichen Geſchlechte,
Und ohne ſie ſind Könige nur Knechte.

52. Verzehre nicht des Lebens Kräfte
In träger Unzufriedenheit;
Beſorge deines Stands Geſchäfte,
Und nütze deine Lebenszeit.
Bei Pflicht und Arbeit Gott ergeben,
Ein ewig Glück in Hoffnung ſehn —
Dieß iſt der Weg zur Ruh und Leben,
Herr, lehre dieſen Weg mich gehn!

53. „Wer ſeine Pflicht erfüllt," der iſts, der froh ſeyn kann,
Er heiße Bürger, Baur, Fürſt oder Edelmann.

54. In jedem Stand und Amt kann Gottes Werk auf Erden

Von dir, wer du auch ſeyſt, o Menſch, gefördert werden.
Veredle dein Gemüth, nimm dich der Menſchen an;
Das iſt das große Werk, das auch der Kleinſte kann.

55. Dir, Wahrheit und Gerechtigkeit!
Dir ſchwör ich Treu auf immer!
Vergebens lockt die Welt und dräut
Mit ihrem Trug und Schimmer,
Sei noch ſo ſchlimm Gefahr und Noth,
Verachtung ſelbſt, ja ſchnöder Tod —
Unredlich ſeyn iſt ſchlimmer!

56. Wir müſſen, müſſen vorwärts gehn,
Wie Wahn und Trug auch toben;
Uns hat, zum Himmel aufzuſehn,
Gott ſelbſt das Haupt erhoben!
Drum wank und fall es links und rechts,
Wir ſind unſterblichen Geſchlechts;
Das Vaterland iſt oben!

57. Nehmen ſie uns gleich den Leib,
Gut, Ehr und Weib;
Laß fahren dahin!
Sie habens keinen Gewinn —
Das Feld muß uns doch bleiben

58. Du opferſt Gott die leichten Triebe
Durch einen ſtrengen Lebenslauf —
Doch opferſt du, will's ſeine Liebe,
Ihm auch die liebſte Neigung auf?
Dieß iſt das Auge, dieß der Fuß,
Die ſich der Chriſt entreiſſen muß.

59. Im Trunk, im Scherz, im Tanz, im Spiel
Halt immer Weisheit, Maas und Ziel.
Dann wird dich keine Luſt gereun,
Und du wirſt immer heiter ſeyn.

60. Auf, gute Seele, entreiß dich dem Wahn,
Und den himmliſchen Glauben bewahre!
Was kein Auge noch ſah, und kein Ohr noch vernahm,

Es iſt doch — das Gute, das Wahre!
Es iſt nicht draußen, da ſucht es der Thor;
Es iſt in dir, du bringſt es ewig hervor!

61. Die Jugend iſt die Zeit der Saat,
Das Alter erndtet Früchte;
Wer jene nicht benützet hat,
Deß Hoffnung wird zu nichte.
Ja ſelbſt das Heil der Ewigkeit
Hängt ab auch von der Jugendzeit.
Die Zeit, die wir verleben,
Kann Gott nicht wiedergeben.

63. Was iſt es, das uns hier auf Erden
Die Höchſten aller Freuden beut;
Was uns von Sorgen und Beſchwerden
So leicht, ſo glücklich uns befreit?
Die Tugend iſt es — ſie allein
Kann nur ſo wundermächtig ſeyn.

Sie ſteigt vom Himmel ſelbſt hernieder,
Und reichet uns die Mutterhand,
Und leitet uns — denn wir ſind Brüder —
Hinauf ins ew'ge Vaterland.
Ihr Ziel beſchränkt nicht dieſe Zeit,
Es währet in die Ewigkeit.
Ausſaat hier, und Freude dort,
Streb, o Menſch, im Guten fort!

64. Fern liegt der Tugend Tempel,
Und ſteil iſt ſeine Bahn.
Doch ruft uns das Exempel
Der Edleren voran.
Auf, folget ihnen Hand in Hand,
Dieß iſt der Weg ins beſſre Land.

65. Holde Tugend,
Kröne mich in meiner Jugend,
Denn ich will nur ganz allein
Schön durch deine Bildung ſeyn.

Thätig leben,
Vor dem kleinſten Fehltritt beben,
Dieß kommt frommen Kindern zu,
Führt zu Freude, Glück und Ruh.

66. Ein Gott voll Liebe hat
Des Mitleids ſanfte Triebe
In unſer Herz gelegt.
Die Pflicht der Bruderliebe
Weiht ſchon hienieden zur Seligkeit ein,
Lehret uns wohlthun, beglücken, erfreu'n!

67. Die reinſte der Freuden,
Die alles überwiegt,
Iſt, wenn der Brüder Leiden
Durch unſre Hülf verſiegt.
Wer mit dem Nächſten theilt ſein Haab,
Der ſammelt Roſen auf ſein Grab,
Er findet Schutz bei eigner Noth,
Durch Wohlthun wird der Menſch zu Gott.

68. Mach deinen Raupenſtand und einen Tropfen Zeit,
Den nicht zum letzten Ziel, den nicht zur Ewigkeit.

69. Untergehn? — nein, untergehn,
Gar verflattern, gar verwehn
Kann in Gottes Reiche nichts;
Altern, kränkeln, welken, ſterben
Mag es; aber gar verderben
Gar verlieren mag ſich nichts.

Unverlohren ruhet Alles —
Höhrer Stoff des Erdenballes —
In des Ew'gen ſicherm Schooß,
Windet einſtens aus dem Staube,
Süße Hoffnung! ſchöner Glaube!
Herrlicher ſich wieder los.

70. So bilde {Jüngling / Mädchen} dann dein Herz ſchon in der Jugend;
Sieh auf die Wahrheit ſtets, doch mehr noch auf die Tugend!
Denk, daß nichts glücklich macht, als die Gewiſſensruh,
Und daß zu deinem Glück dir niemand fehlt, als du.

109. Die Prüfung.

Hans bat einſt ſeinen Nachbar Wilhelm zum Eſſen, und nach Tiſche wollte Hans ſeinem Gaſte von der Fähigkeit und Erkenntnis ſeines älteſten Sohns, Klaus, eine Probe geben. „Komm her, Klaus,“ rief der Vater, „ſage geſchwind auf, was du ge„lernt haſt!“ Der Sohn ſchlich unwillig heran: und nun plapperte er zuerſt ein langes Lied, darauf ein Hauptſtück aus dem Katechismus, dann das Vater Unſer, und endlich einen ſchweren Pſalm, aber ohne alles Gefühl des Inhalts, in dem widrigſten Tone, ſo ſchnell daher, daß, weil er die Unterſcheidungszeichen nicht beobachtete, der Athem völlig ſtehen blieb, und man deutlich ſah, daß er ſich keines Gedanken dabei bewußt war. „Seht ihr, „Gevatter Wilhelm,“ ſprach Hans, als Klaus nun endlich ſchwieg, „wie unſere Kinder hier gut ler„nen! So viel konnt’ ich lange nicht, als ich wie „Klaus war!“ Wilhelm, der wohl wußte, daß derjenige, der ſo etwas — gut lernen — heißt, und dergleichen Unterricht zu loben fähig iſt, faſt unverbeſſerlich ſey, ſchwieg betrübt ſtill, und dankte bloß in ſeinem Herzen Gott, daß ſeine Kinder einen beſſern Unterricht erhielten. Als er nun gar nichts ſprach, da wurde Hans empfindlich, und fragte ihn, warum er denn das Kind auch ganz und gar nicht lobte? „Lieber Gevatter Hans,“ antwortete Wilhelm, „wir würden ja doch nicht eins werden, „wenn ich euch auch alles das ſagte, was mir jetzt „auf dem Herzen liegt. Ueberdem iſt es ſchon ſpät, „und wenn man von wichtigen Sachen einmal an„fängt zu reden, ſo muß man auch Zeit haben, mit „ſolchem Geſpräche fertig werden zu können. Ein „andermal will ich euch über dieſe Sache meine Ge„danken wohl ſagen. Jetzt wünſche ich euch eine „gute Nacht.“

Wer nur viel Worte, aber ihren Sinn nicht

weiß, der iſt vielleicht ſchlimmer daran, als der ganz Unwiſſende. — Denn jener kann in den thörichten Stolz verfallen, ſich ſchon für unterwieſen, und bloßen Wortkram überhaupt für hinlängliche Erkenntniß zu halten. —

Wie klug war Wilhelm, daß er hier ſchwieg! Er hätte mit jener Aeuſſerung der Wahrheit, unter dieſen Umſtänden, offenbar geſchadet.

110. Der Frühling, ein Bild der Auferſtehung.

„Sieh, was ein fruchtbarer Regen nicht thun „kann!" So ſprach einſt Wilhelm zu ſeinem zwölfjährigen Sohn, Ludwig, als nach langem kalten Wetter im Frühjahr der Südwind gelinde Witterung brachte. Ihm folgte fruchtbarer Regen, und Wohlgeruch erfüllte die Luft. Wo vorher die Farbe der Verweſung, ein falbes Grau, die Gegend bedeckte, da blickten in wenigen Stunden die Spitzen der erſten Frühlingskräuter hervor; und ein liebliches Grün wurde nun allmählich der Fluren herrſchende Farbe. Solche Gelegenheiten, wo ſich jede menſchliche Seele frohen Empfindungen öffnet, nützte Wilhelm ſorgfältig, um ſeinen Kindern die erſten und bleibenden Eindrücke der Religion zu geben. Auch dieſesmal wollte er durch die Anrede: Sieh, „was ein fruchtbarer Regen nicht thun kann!" ein Geſpräch veranlaſſen, welches ihm Gelegenheit darböte, ſeinem Sohne, Ludwig, eine der tröſtlichſten Lehren, die die Religion enthält, nemlich, die Auferſtehung, oder Wiederherſtellung des ganzen Menſchen, glaubwürdiger zu machen; und er verfehlte ſeinen Zweck nicht, denn bald antwortete ſein Sohn:

Der Sohn. Lieber Vater, färbt denn der Regen alles grün?

Der Vater. Nein, mein Sohn; ſondern Gott

hat das Grünen und Wachſen in die Pflanzen ſelbſt gelegt, und ſie warten nur auf den Zeitpunkt, da die mildere Witterung es ihnen erlaubt, und die wiederkehrende Sonne alles, was Kraft, zu wachſen, hat, wieder weckt.

Sohn. Aber die Pflanzen waren ja faſt alle todt und verwelkt, noch vor wenigen Tagen.

Vater. So ſchienen ſie zwar; aber in jeder war doch ein lebendiger Keim, der ſo lange ſchlief, bis ihn der mildere Frühling weckte, um ſich durch Wachsthum in Blättern und Blüthen lebendig zu zeigen.

Sohn. Lieber Vater, dieſer Keim macht es wohl, daß die neue Pflanze wächſt?

Vater. Ja, mein Sohn! im Keime iſt das Leben der Pflanze. Und man kann ſie im Kleinen ſchon darin ſehen, wie manche Gelehrten durch ihre Vergrößerungsgläſer bemerkt haben wollen.

Sohn. Alſo der Keim iſt nicht die vorige Pflanze?

Vater. Nein; ſondern er iſt das Beſte, was von der vorigen Pflanze bleiben konnte. Denn etwas mußte ſie der Erde, von der ſie ſo lange genährt worden war, wiedergeben, nemlich: ihre abfallenden Blüthen, ihre verwelkenden Blätter, manche verweſende Frucht, und oft ihren ganzen Halm, welches alles abſtirbt und zu Erde wird.

Sohn. Aber, lieber Vater, wenn wir ſterben, dann wird wohl unſer Leib ganz verweſen? Genug daß unſre Seele lebt.

Vater. Es iſt wahrſcheinlich, mein Sohn, daß unſre Seele nie ohne einen gewiſſen Körper menſchlich wirken kann; daher macht uns Gott in ſeinem Worte Hoffnung, unſre Seele, zu ſeiner Zeit, mit dem Körper wieder zu vereinigen. Dieſes wird die Auferſtehung der Todten genannt.

Sohn. Sagt mirs doch, lieber Vater, was iſt denn eigentlich der Tod?

Vater. Der Tod iſt die Unbrauchbarkeit aller Sinneswerkzeuge und Glieder, zum fernern irdiſchen Leben.

Sohn. Und was iſt die Beerdigung oder das Begräbniß der Todten.

Vater. Sie iſt, ſo zu ſagen, das Säen des Saamens vom künftigen Menſchen.

Sohn. Und was die Auferſtehung?

Vater. Das iſt unſere zweite Geburt. Der Menſch aus Erde geht zum beſſern, unvergänglichen Leben über.

Sohn Nun, lieber Vater, will ich mich auch nicht mehr ſo ſehr vor dem Tode fürchten, da ich weiß, wozu er mir hilft.

Vater. Liebe Gott, mein Sohn, und halte ſeine Gebote, ſo kannſt du im Leben und im Tode getroſt ſeyn. Denn Gott hat alle ſeine Geſchöpfe lieb, und ihre Veredlung, oder Verbeſſerung, war die Abſicht des Schöpfers.

Sohn. Aber, lieber Vater, was iſt denn für Aehnlichkeit zwiſchen dieſer Begebenheit in der Natur, die wir heute bemerkt haben, und unſerer künftigen Auferſtehung! Sagt mir doch das noch einmal; ich will es auch gewiß behalten, und mich deſſen oft wieder erinnern.

Vater. Erſtlich: Es iſt Gott ein Leichtes, alles, was erſtorben ſchien, wieder zu beleben. Was hier der warme Regen that, kann dann ſein allmächtiger Befehl wer weiß, wie? wirken.

Zweitens: In allem, was da geweſen iſt, liegt ein Keim, fortzuleben, oder in neuer Geſtalt wieder zu erſcheinen.

Drittens: Auch in uns wird Gott dazu die Anlage gemacht haben, ſonſt wären wir ſchlechter, als eine geringe Pflanze.

Die Beobachtung deſſen, was jährlich und täglich geſchieht, oder die Begebenheiten in der Natur, kann uns die Lehren der Religion glauben hel-

ſen; aber nur dann, wenn wir im Denken geübt ſind, und überhaupt an Erweiterung unſerer Erkenntniß, über Gott und uns ſelbſt, Freude finden. 1 Cor. 15, 35-38.

Nur Schlaf, nur Schlaf iſt unſer Tod,
Er ſchaffet Ruh den Müden,
Nimmt Leidenden die Bürde ab,
Und bringt zum ew'gen Frieden.
Klagt, Chriſten! nicht; denkt: Wiederſehn!
Die Todten werden auferſtehn!

Belebend ſinkt ein Sonnenſtrahl
Einſt auf die Gräber nieder;
Und was hier ſchläft, erwachet dann
Zum ſchönern Leben wieder.
Im Winter ſtarb die Roſe, ſeht!
Sie blüht vom Frühlingshauch umweht.

Und was man hier der Erde giebt,
Iſt nur des Geiſtes Hülle.
Unſterblich iſt des Menſchen Geiſt;
Vernunft und guter Wille
Erhebt uns über Welt und Zeit;
Die Tugend führt zur Seligkeit.

Froh kann mein Blick vom Leichenfeld
Zum Himmel ſich erheben,
Und winkt auch mir das kühle Grab,
Werd ich nicht ängſtlich beben.
Ich pflücke in der Blüthezeit
Die Blume der Unſterblichkeit.

Was ihr einſt wart, das bin ich jetzt,
Ein Pilger hier auf Erden;
Was ihr, entſchlafne Brüder! ſeyd,
Werd ich vielleicht bald werden!
Nun dann — durchs Todesthal eilſt du,
Mein Geiſt, dem Vaterlande zu.

111. Auslegung des vollkommenſten Gebets.

Unſichtbarer Gott! den ich wie den beſten Vater kindlich lieben und verehren darf.

Nie müſſe dein erhabner Name von mir gedacht oder ausgeſprochen werden, daß ich nicht zugleich an deine Größe und Erhabenheit denke!

Dank dir, daß du einſt dein Reich, das Reich der Wahrheit und der Tugend, durch Jeſum, deinen Sohn, auf Erden gegründet haſt, ja auch zu uns kommen lieſſeſt. O laß es immer noch beſſer zu uns und allen unſern Mitmenſchen kommen! Laß uns dir und Jeſu, durch den du uns regierſt, immer gehorſamer ſeyn! ſo werden wir auch, o Gott! alle glücklichen Folgen deiner väterlichen Regierung beſſer erfahren, aller Seligkeiten des Chriſtenthums vollkommener theilhaftig werden!

Weſſen Wille kann wohl ſo gut ſeyn, wer überſieht, ſo wie Du, das Gegenwärtige und Zukünftige, wer kennt, ſo wie Du, alle Urſachen und Wirkungen, und weſſen Wille verdient alſo wohl auf Erden wie im Himmel mehr befolgt zu werden, als der Deinige? Du biſt ja, o Gott! der Schöpfer und Liebhaber des Lebens, und willſt die möglichſte Glückſeligkeit aller deiner Geſchöpfe.

Du nähreſt alles reichlich, was von deiner Schöpfungskraft Leben und Daſeyn empfieng; Dank und Anbetung ſey Dir, daß wir bisher unſer Theil empfiengen! Unſre Augen warten auf dich, daß Du ferner uns gebeſt, was wir bedürfen.

Da wir aber Dir, Du Gnädiger und Barmherziger! der Du ſo manchen Fehler uns vergiebſt, eigentlich für ſo unzählige Wohlthaten nichts wieder geben können; ſo wollen wir wenigſtens gegen unſre Mitmenſchen verſönlich, freundlich und dienſtfertig ſeyn: denn wir wiſſen, daß Du, Allgütiger! dieſe Geſinnungen als einen wohlgefälligen Dank von uns annehmen willſt.

Von

Von ganzer Seele trauen wir Dir, o Gott! du werdeſt unſre Schickſale für unſre Kräfte nicht zu ſchwer beſtimmt haben, und glauben, daß, da von deiner Vaterliebe beſſernde Leiden ſo wie Glück und frohe Tage kommen, wir nur nach wahrer Weisheit trachten müſſen, damit wir lernen, dieſe unſre Zeit wohl zu gebrauchen.

Wenn uns nun in allen unſern Vorſätzen, und bei allen Gelegenheiten, zu handeln, das Andenken an Deine Allwiſſenheit, und der aufrichtige Wunſch, Dir zu gefallen, oder wahre Weisheit, begleitet; ſo wird weder Stolz noch Niederträchtigkeit, weder Armuth noch Reichthum, ja keine Kreatur, von Dir, unſerm ewigen Vater, uns ſcheiden, noch zu Thorheiten und Laſtern uns verführen können.

Sondern, wenn wir hier nach deinem Rath, einer über viel, ein anderer über wenig, getreu geweſen ſind, und aus ehrfurchtvoller Liebe zu Dir, das Böſe vermieden, und das Gute gern gethan haben, ſo wirſt Du ſchon, o Gott! Zeit und Stunde wiſſen, wann Du uns verſetzen kannſt in die höheren Gegenden deines unermeßlichen Reichs.

Alsdann ſoll dein Lob, dafür, daß du alles wohl gemacht haſt, immerdar in unſerm Munde ſeyn. Amen.

112. Von der Seligkeit.

Einsmahls fragte Ludwig ſeinen Vater, was denn das heiſſe: in den Himmel kommen, oder ſelig werden? Und ſein Vater belehrte ihn darüber folgendermaßen:

„Die Seligkeit, nach welcher du fragſt,“ ſprach er, „iſt erſt nach dem Tode möglich. Denn ſie iſt „der Zuſtand eines ſtetswährenden Wohlſeyns. In „dieſem jetzigen oder erſten Leben aber iſt, wie du „weiſt, nichts Beſtändiges oder Stätswährendes; „Geſundheit wechſelt mit Krankheit ab; die Güter, „die wir beſitzen, können auf mancherlei Art uns

„genommen werden; und ſelbſt des vergnügteſten „Lebens Ende iſt der Tod. Wenn wir aber zu ei„nem beſſern oder zweiten Leben, durch Gottes all„mächtigen Befehl, dereinſt aus unſern Gräbern „auferſtehn werden, um niemals wieder zu ſterben; „dann werden wir uns auch geſchickter befinden, als „jetzt, immerwährende Freuden zu genießen. Alſo „ſtelle dir, mein Sohn, die Seligkeit vor, als eine „Verſammlung lauter guter Menſchen an einem „höchſtangenehmen Orte. Du weiſt, worin die gu„ten Menſchen ihre Freude ſuchen. Sie wollen „nämlich gern nützlich ſeyn, und machen, daß von „ihrentwegen viel Gutes da ſey: ſie lieben Gott, „weil ſie viel Gutes von ihm wiſſen, und gern täg„lich mehr dazu lernen. Oft werden ſie hier auf „Erden an der Ausführung ihrer guten Vorſätze ge„hindert; denn der Böſe mag den Guten nicht lei„den. Nun aber hindert ſie nichts mehr. Nun er„fahren ſie, was ihre guten Handlungen für gute „Früchte gebracht haben. Da kömmt dieſer und „jener, denen ſie durch gutes Exempel, Rath und „That halfen, dankt ihnen und liebt ſie. Nun wird „auch ihr Liebe zu Gott immer reiner und ſtärker; „und mit jeder neuen Erkenntniß und Ueberzeu„gung, daß Gott ſie ſtets geliebet, und mit lauter „Güte zu ſich gezogen habe, wächſet ihre Glückſe„ligkeit. Sie verſtehen auch nun manches beſſer, „als vorhin, was ſie, aus Vertrauen auf Gottes „Zuſage, nur geglaubt hatten. Alsdann leben ſie „einmüthig Gott mit allen Engeln und ſeligen Gei„ſtern. Und ſo wird ihre Freude immerwährend, „weil ſie von keiner Noth oder Angſt unterbrochen „wird. Wer hier ſich gewöhnt hatte, im Kleinen „treu zu ſeyn, wird dort über Viel geſetzt werden. „Je gemeinnütziger wir hier geweſen ſind, einen „um ſo höheren Wirkungskreis wird uns Gott dort „anweiſen. Laß es ſeyn, daß ich dir die Arbeiten „und Geſchäfte, die unſer dort warten, noch nicht

„beſchreiben kann: genug, der Menſch iſt zur Thä=„tigkeit beſtimmt, er iſt zum geſelligen Leben, zum „Wirken für Andere da, und ſo wird ſein künftiger „Beruf auch in noch höheren menſchenfreundlichen „Handlungen beſtehen. Erworbene Fertigkeit in klei=„neren Geſchäften gibt die natürlichſte Tüchtigkeit „zu größeren Geſchäften derſelben Art. Wer ſo „hat, dem wird gegeben. So baut ſich der „Arbeitſame, der Thätige, der Gemeinnützige eine „Stufe der Seligkeit im Himmel.“

„Ach Vater!“ rief Ludwig, „ich will auch ſelig „werden.“ „Dann muſt du dich itzt ſchon gewöh=„nen,“ antwortete der Vater, „deine Glückſeligkeit „darin zu ſuchen, daß du Gott über alles liebeſt, „ſeinen Willen dir fleißig bekannt machſt, damit du „ihn gern und willig befolgen kannſt; itzt ſchon recht „fleißig und thätig biſt; und andern Menſchen nütz=„lich zu werden trachteſt, damit Gott und alle gute „Menſchen Wohlgefallen an dir haben können. Lies „dir das bekannte Lied des frommen Gellerts: „Nach einer Prüfung kurzer Tage ꝛc.“

Freude! Freude! Alle wir
Sind unſterblich! leben hier
In der Kindheit Uebungs=
ſtand
Für das beßre Vaterland.

Freude! Freude! Alle wir
Sind unſterblich! ſäen hier,
Aerndten dort auch, was die
Saat
Unſrer Hand getragen hat.

Unſer Leib wird auch geſäet,
Unſre beßre Seele geht,
Unbeſiegt von Tod und Grab,
Hin zu Gott, der ſie uns gab:

Bleibt in ſeiner Vaterhand,
Lernt, was ſie hier nicht ver=
ſtand;
Forſcht in höhrer Wiſſenſchaft,
Gehet fort von Kraft zu Kraft.

Ohne Zahl und ohne Maaß
Wachſen wir ohn' Unter=
laß,
Nehmen ſtets an Güte zu,
Und bedürfen keiner Ruh.

Unſer Geiſt wirft leicht u. frey
Von der Sinne Täuſcherei;
Aus der Erde Nächten bricht
Ihm hervor ein helles Licht.

Um uns her iſt alles gut,
Neid und Haß und Zwietracht ruht:
Alles liebt und freuet ſich,
Fühlt ſich ſelig, Gott! durch dich!

113. Von Gottes Segen.

Ein Geſpräch.

Der Lehrer.

Wie verſtehſt du den Spruch: der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe?

Karl. Ich denke: Wenn Gott einem Menſchen was Gutes giebt: ſo iſt kein Verdruß dabei.

Lehrer. Ja; das Wort, Mühe, wird oft in der Schrift für Sorgen und Verdruß genommen. Aber, ob es gar keine Arbeit, keine Schweißtropfen, überhaupt gar keine Bemühung dabey giebt, wenn Gott jemand ſegnet?

Lehrer. Warum nicht?

Karl. Das iſt die größte Freude, wenn man ſieht, daß, was man thut, auch wohl geräth. Die Gartenfrüchte, die ich bearbeitet und gepflegt habe, ſind mir beſonders werth; am Wachsthum des Korns, das ich geſäet, nehm' ich mehreren Antheil; ſo wie mir der Apfel eines Baums, den ich ſelbſt gepropft habe, lieblicher ſchmeckt. Arbeiten können iſt ſchon Segen, und wenn die Arbeit nun auch wohl geräth, ſo hat Gott ſchon das größte zeitliche Glück geſchenkt, deſſen ein guter Menſch fähig iſt.

Lehrer. Du haſt Recht, mein Sohn. Sieh, auch meine Lehrerarbeit an dir hat Gott nicht ohne Segen gelaſſen, deſſen freu ich mich! Gott ſegne dich und mich ferner! Vergiß aber auch du nicht, wenn du größer wirſt, wie derjenige Menſch geſinnt ſeyn müſſe, von dem es Pſ. 1, 3. heißt: Was er macht, das geräth wohl.

Karl. Es ſteht gleich vorher im 1ſten und 2ten Vers dieſes Pſalms: Er hat große Luſt an Gottes Geſetzen ꝛc. Spr. 10, 22. Pſ. 1, 1. 2. 3.

114. Des Alten Theil.

Als Wilhelm alt wurde, da übergab er dem Geſchickteſten unter ſeinen Söhnen, mit Genehmhaltung der Obrigkeit, ſein Ackergut. Er hatte für ſich und ſeine Frau ein hinlängliches Auskommen bedungen, welches ihnen ſeine Kinder auch gern gönnten und gaben, weil ſie erkannten, daß ſie doch alles Gute, was ſie genoſſen, der guten Erziehung und dem Fleiße ihrer Aeltern zu verdanken hätten, die ſelbſt noch im Alter ihren Kindern nicht zum Schaden lebten. Denn ſie giengen ihnen freiwillig bei Erziehung der Kinder, oder in ihrer Wirthſchaft, ſo viel ſie konnten, zur Hand, und halfen ihnen wenigſtens, als ſie ſchwach wurden, das Ihrige im Hauſe treulich behüten. Ein ſolches liebreiches Betragen brachte nun den Kindern in der That mehr Vortheil, als die Abgabe an die Aeltern werth war; denn ſie konnten, auch abweſend, ſich ſo gewiß auf ihre alten erfahrnen Aeltern, als auf ſich ſelbſt verlaſſen. Dagegen aber bezeigten die jungen Leute ſich denn auch allemal herzlich dankbar, und es war eine Freude, zu ſehen, wie einträchtig und friedlich es in dieſem Hauſe zugieng.

Wie oft fehlt es in dieſem Stücke bei Alten und bei Jungen! Sir. 3, 1 = 8.

115. Erkenntnißprüfung über allgemeine Religionswahrheiten.

Der Lehrer.

Was überzeugt dich, und macht dich gewiß, daß es jetzt Tag iſt?

Der Schüler. Ich kann entfernte Dinge ſehen, und alles, was mir näher iſt, hat ſeine verſchiedne Farben.

Lehrer. Würdeſt du mir dieſe Antwort geben können, wenn du nicht denken und urtheilen könnteſt?

Schüler. Ich glaube nicht, lieber Lehrer. Ob ich gleich glaube, daß der unwiſſendſte Menſch ſowohl weiß, daß es Tag iſt, als der klügſte, was jener eben ſowohl ſehen kann, als dieſer.

Lehrer. So weit ſeine Sinne reichen, weiß freilich der Unwiſſende ſowohl, daß etwas iſt, als der Klügere. Aber wo trennen ſich gewöhnlich die Erkenntniſſe dieſer Menſchen, und wo entdeckt ſich die Verſchiedenheit ihrer Geiſteskraft?

Schüler. Bei den Fragen: Warum? Wodurch? Wozu? bei allem fortgeſetzten verſtändigen Geſpräche, bei Aeußerungen eignen Urtheils, und am meiſten, wenn es darauf ankömmt, aus dem Sichtbaren aufs Unſichtbare zu ſchließen.

Lehrer. Nun ſo will ich dich ſelbſt, nach dieſer Regel prüfen, ein verſtändiges Geſpräch über die wichtigſten Religionswahrheiten mit dir führen, und mich dann freuen, wenn ich eine richtige und vollſtändige Erkenntniß bei dir finden werde. Woher weiſt du nun auch mit Ueberzeugung und Gewißheit, daß Gott, oder ein höchſtverſtändiges Weſen, alles, was da iſt, gemacht hat?

Schüler. Weil allenthalben Ordnung iſt, ſo weit ich denken kann.

Lehrer. Gieb von dem, was du für Ordnung hältſt, einige Beiſpiele.

Schüler. Die Jahres- und Tageszeiten; die Einrichtung der Nahrungsmittel zu den Geſchöpfen, die dadurch genährt werden ſollen; die abſichtsvolle Verſchönerung der lebloſen Natur; die Ordnung und Regelmäßigkeit in den Bewegungen der großen Himmelskörper; die nützliche Einrichtung der verſchiedenen Thierarten, und ihrer Triebe, fürnämlich aber unſere Menſchennatur, die nicht blos ſinnlich, ſondern auch ſittlich iſt; die Zuſammenſtimmung der uns von Gott angerathenen Mittel zur Glückſe-

ligkeit mit den Wünſchen und Empfindungen einer jeden unverdorbenen Seele; und endlich die beſtändige Erfahrung aller verſtändigen Beobachter, daß, wenn uns Gott vor etwas Schädlichem warnt, die Verachtung dieſes väterlichen Raths auch ſtets ſchlimme Folgen nach ſich gezogen hat.

Lehrer. Du haſt Recht, mein Sohn. Aus allem dieſem leuchtet hervor, daß ein ſehr verſtändiges Weſen da ſeyn müſſe, welches nicht allein alles Lebloſe nach Maß, Zahl, und Gewicht ordnet; ſondern auch ſeiner lebendigen Geſchöpfe Glückſeligkeit nach dem verſchiedenen Maaß ihrer Empfänglichkeit und Würdigkeit zum Endzweck hat. Welche Art der Geſchöpfe, die der vernünftigen oder unvernünftigen, mag daher wohl zur meiſten Glückſeligkeit beſtimmt ſeyn?

Schüler, Allerdings die vernünftigen Geſchöpfe; denn ſie können nicht nur bloß empfinden, ſondern auch über das Empfundene denken. Sie können über Schönheit und Ordnung ſich freuen, ſich ſelbſt verbeſſern, und das höchſte Vergnügen genieſſen, wenn ſie die Verwandtſchaft und Abſtammung ihrer Seele von Gott, dem allervollkommenſten Weſen, denken, zu deſſen ewigen Wohlthaten ſie ſich, durch Tugend und Gehorſam gegen ihn, die Hoffnung erwerben können.

Lehrer. Das iſt wahr: gehört aber nicht eine unbeſchreibliche Kraft und Macht dazu, um alles das anordnen zu können, wenn die Weisheit oder der Verſtand zum Entwerfen eines ſo unermeßlichen Plans, nicht umſonſt ſoll gewirkt haben; ſo wie unter uns Menſchen mancher Verſtändige zwar einen herrlichen Plan entwirft, ihn aber aus Ohnmacht nicht ins Werk richten kann?

Schüler. Allerdings, lieber Lehrer, muß in Gott Weisheit und Macht im höchſtmöglichſten Grade beiſammen ſeyn.

Lehrer, Würdeſt du einen Mächtigen, der

aber dabei bösartig und argliſtig wäre, wohl weiſe nennen?

Schüler. Nein, gewiß nicht. Gottes Güte erkenne ich ja auch aus den tauſend Wohlthaten, die er mir täglich erweiſt. Alles iſt zu meinem Glück, zu meiner Freude, zu meinem Genuß eingerichtet. Und wie heilig, wie gerecht muß der ſeyn, der ſein Geſetz in mein Herz geſchrieben, der den Lauf der Dinge ſo geordnet hat, daß auf jedes Gute, das ich denke, will oder thue, etwas Gutes und auf jedes Böſe etwas Böſes für mich folgen muß. Denn ſo oft ich meine Pflicht erfülle, werde ich beſſer und zufriedener, ſo oft ich ſie übertrete, verſchlimmert ſich meine Natur, und mein Gewiſſen ſtraft mich wenigſtens mit Unruhe. Das alles habe ich am beſten aus dem Gellertiſchen Liede: „Oft klagt dein Herz, wie ſchwer es ſey ꝛc.“ gelernt.

Lehrer. Aber biſt du gewiß, daß Gott allwiſſend und allgegenwärtig iſt!

Schüler. Wer nicht alles weiß, kann nicht höchſtweiſe ſeyn. Wie Gott alles wiſſe, faßt zwar mein Verſtand nicht; genug, daß ich weiß, daß er alles wiſſen und vorher gewußt haben müße, ſowohl um alles ſo weislich anzuordnen, als auch um es zu erhalten, und über die Handlungen freier Weſen zu richten.

Lehrer. Du haſt ſehr gut geantwortet, mein Sohn. Sage mir nun noch, ehe wir dieſe Unterredung beſchließen, was dir dieſe richtige Erkenntniß von Gott helfen ſoll, und wozu du ſie gebrauchen willſt?

Schüler. Dazu, lieber Lehrer! daß ich den höchſtweiſen und höchſtmächtigen, höchſtgütigen und höchſtheiligen, allwiſſenden und allgegenwärtigen Gott, von ganzem Herzen, weil er im höchſten Grade Preis und Ehre verdient, verehren, ihm vertrauen, und damit ich das immer kann, ihm

zu Gefallen leben, und alle ſeine Gebote immer beſſer halten zu lernen, mich aufrichtig bemühen will.

Lehrer. Befördre Deine Erkenntniß, o Gott! damit allenthalben der Erdkreis Deiner Ehre voll werde!

Gieb ferner Segen, daß auch hier
Der Lehrer Fleiß gedeihe;
Und zu der Jugend Lernbegier
Sich Erd und Himmel freue! Amen.
Matth. 6, 10.

116. Die doppelte Natur des Menſchen.

In Fragen und Antworten.

Lehrer.

Wenn der Menſch den Leib, den er an ſich bemerkt, und das, was in ihm denkt und will, wohl von einander unterſcheidet: wie vielerlei iſt ſeine Menſchennatur?

Schüler. Von doppelter Art. Der Menſch hat eine ſinnliche und eine ſittliche Natur.

L. Womit hebt unſer Weſen an!

Sch. Mit der Sinnlichkeit.

L. Wer iſt eben ſo körperlich eingerichtet, wie wir Menſchen?

Sch. Alle andere lebende und empfindende Weſen.

L. Worinn beſteht dann dieſe ſinnliche Natur, die wir mit dem Thiere gemein haben.

Sch. Wir nehmen die Eindrücke, die die Außenwelt auf uns macht, an uns gewahr, wir ſuchen angenehme Eindrücke und entfernen unangenehme, wir haben Triebe, wir fliehen den Schmerz und ſuchen das Vergnügen.

L. Sind uns die Triebe nöthig und nützlich?

Sch. Ja wohl, ſie dienen zu unſerer Erhaltung, und zu unſerm Wohlſeyn, wir können ihrer nicht entbehren.

L. Aber wodurch wird erſt unſer Weſen vollendet?

Sch. Durch Sittlichkeit.

L. Worauf beruhet unſere Sittlichkeit?

Sch. Auf der Vernunft.

L. Aber das Kind nach ſeiner Geburt? und in ſeinen erſten Jahren?

Sch. Da thut es lange weiter nichts, als daß es ſeine Sinnlichkeit übt, bis die Vernunft in ihm hervorkeimt.

L. Woraus keimt dieſe hervor?

Sch. Aus der Sinnlichkeit ſelbſt.

L. Wie das aber?

Sch. Auf eine uns freilich unbegreifliche Weiſe.

L. Wie verhalten wir uns, ſobald die Vernunft einigermaßen da iſt, in Betreff unſerer ſinnlichen Triebe?

Sch. Da fühlen wir uns gar bald frei von unſern ſinnlichen Trieben.

L. Worin ſetzeſt du dieſe Freiheit?

Sch. Wir müſſen nicht jedem Reize der Triebe folgen, wir können auch nach Gründen handeln, wir können ſogar den Schmerz dem Vergnügen vorziehen, und lieber Weh als Wohl haben wollen.

L. Und was iſt in dir, was dich ſo oft auffordert, lieber Weh als Wohl haben zu wollen?

Sch. Meine Vernunft.

L. Wie nennſt du ſolch einen Ausſpruch der Vernunft?

Sch. Pflicht. Pflicht iſt uns alles das, wodurch wir, wenn wir es thun, in unſerer Lage ganz als vernünftige Weſen handeln.

L. Wenn es alſo keine Vernunft gäbe, was gäbe es auch nicht?

Sch. Es gäbe auch keine Pflicht.

L. Wenn ein Menſch ſeine Pflichten übertritt, was muß dabei zum Grunde liegen?

S. Entweder hat er ſeine Vernunft nicht ge-

hörig ausgebildet, oder die Sinnlichkeit hat über die Ausſprüche ſeiner Vernunft die Herrſchaft.

L. Wie nennt man im letzteren Falle ſeine ſinnlichen Triebe?

Sch. Leidenſchaften.

L. O h[illegible]ch, mein Sohn, vor Leidenſchaften. Laß dir k[illegible]liche Begierde über den Kopf wachſen. [illegible] vor der Thüre: laß ihr ih[illegible] ſondern herrſche du über ſie! [illegible] den beiden Naturen an uns — iſt [illegible]

[illegible]liche.

[illegible]edrigere?

[illegible]liche.

[illegible] dieſen beiden Naturen kann ohne die [illegible]? welche nicht?

[illegible] ſinnliche Natur kann zwar ohne die ſittl[illegible] aber die ſittliche nicht ohne die ſinnlic[illegible]

L. [illegible]ſteht folglich die ſittliche Natur [illegible]nſchen?

[illegible] Auf der ſinnlichen.

L. Aus was keimt die ſittliche Natur des Menſchen hervor?

Sch. Aus der ſinnlichen. Die Sinnlichkeit iſt die Knoſpe, die Sittlichkeit die Blüthe.

L. Durch was gelangen wir erſt zu Vorſtellungen?

Sch. Durch vorangehende Empfindungen.

L. So oft wir Vorſtellungen erneuern, ein Urtheil fällen, einen Schluß machen, was muß immer mitwirken?

Sch. Die ſinnliche Natur an uns.

L. Wovon iſt folglich die Sinnlichkeit die Grundlage?

Sch. Sie iſt die Grundlage der Vernunft und Sittlichkeit.

L. Aus was können wir erſt ſittliche Weſen werden?

Sch. Aus Sinnlichen.

L. Aber was macht zuſammen den Menſchen aus?

Sch. Beides, das Sinnliche und das Sittliche.

L. Allein was iſt um des Andern willen da?

Sch. Die Sinnlichkeit iſt uns um der Sittlichkeit willen gegeben.

L. Was will der Schöpfer unſerer doppelten Natur aus uns machen?

Sch. Sittlich gute We[illegible]

L. Was iſt folglich die Er[illegible] auf die er uns geſetzt hat, für uns?

Sch. Sie iſt unſer Pflanzort [illegible]haus. Gott will uns hier erzi[illegible].

L. Aber erreicht er denn je [illegible]t an uns?

Sch, Auf dieſer Erde nie. [illegible]

L. Wie ſo?

Sch. Kein Menſch wird ſo [illegible] als er ſeyn könnte und ſollte,

L. Was hindert ihn daran?

Sch. Seine Sinnlichkeit ſelbſt. Die [illegible]unft lebt in ewigem Kampfe mit der Sinnlichkeit, und ſiegt nicht immer.

L. Wie drückt das Paulus aus?

Sch. Das Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt, und den Geiſt wider das Fleiſch. Beide ſind wider einander, ſo, daß wir nicht thun, was wir ſollen.

L. Aber wird dann der Sieg über die ſinnlichen Lüſte dem guten Menſchen nicht nach und nach zur Gewohnheit?

Sch. In gewöhnlichen Fällen wird es ihm freilich nach und nach immer leichter, die Verſuchungen der Triebe zurückzuweiſen: aber wie? wenn ungewöhnliche und ganz neue Lagen für uns eintreten? Eben ſo kann ich auch leicht in vorgeſehenen Fällen Herr und Meiſter über die ſinnlichen Triebe werden: aber wenn ſie mich überraſchen, ur=

plözlich reizen? Bei ruhigerem Gemüthe merke ich dann erſt, daß ich Unrecht gehandelt habe, und — ſchäme mich.

L. Aber ſo erreicht ja der Menſch **allein** ſeinen Zwek auf Erden nicht?

Sch. Nein, er erreicht ihn **allein** nicht.

L. Worzu ſind wir noch mehr beſtimmt als zur Sittlichkeit?

Sch. Zur Glükſeligkeit.

L. Ob wir wohl je glücklich werden?

Sch. Nein. Unſer Glück richtet ſich nach unſerer Sittlichkeit. Allein auch die edelſten Menſchen werden hier nie ſo glücklich, als ſie verdienen.

L. Das iſt eine ſchreckliche Wahrheit. So ſind wir ja die Unglüklichſten unter den Geſchöpfen?

Sch. Ja wohl, wenn kein anderes Leben nach dem Tode wäre.

L. Worauf gründeſt du deinen Glauben an Unſterblichkeit?

Sch. Ich traue dem Urheber und Einrichter meiner doppelten Natur zu, daß er mich meine doppelte Beſtimmung, die ich hier nicht erreichen kann, in einer andern Welt werde erreichen laſſen.

L. Worauf noch ſonſt?

Sch. Nichts kann vernichtet werden. Warum ſollte Gott das Edelſte, das er ſchuf, Vernunft und Sittlichkeit, vernichten wollen?

L. Worauf noch ſonſt?

Sch. Warum ſollte der Allgütige dem Menſchen ſeine Vernunft, die ihn (und zwar niemanden als ihn) auf der einen Seite Gott, auf der andern den Tod kennen lehrte, zur Folter gegeben haben? Warum ſollte der himmliſche Vater ſeine Kinder am Abende ihres Erdenlebens, wenn ſie ſchlafen gehen, **tödten** wollen?

L. Ja wohl, der nachdenkende Menſch geräth mit ſich ſelbſt in den peinlichſten Widerſpruch, wenn er nicht an Tugend, an Gott und Unſterblichkeit

glaubt. Das ihm in ſeiner Vernunft gegebene Geſez Gottes iſt offenbar ein Geſez für zwei Welten: er iſt zu ſittlicher Vollkommenheit (zur Heiligkeit, ſagt die Bibel) berufen, das heist: zu derſelben ſoll er in dieſer groben ſinnlichen Natur und in dieſer groben Sinnenwelt, die uns umgibt, nur den Grund legen, um ſie einſt mit einer reineren ſinnlichen Natur und in einer erhabeneren Sinnenwelt wirklich zu erlangen. Beſtimmung zu ſittlicher Vollkommenheit iſt folglich Beſtimmung zur Ewigkeit. Wir müſſen alſo im Tode fortdauren, Gott ſelbſt muß unſerer begonnenen Tugend erſt noch einmal recht allmächtig zu Hülfe kommen; in dieſer Abſicht gab er ſchon von Anbeginn her ſein Geſetz in unſer Herz, das für beide Welten gelten ſoll. Laß uns, mein Sohn, unſere Ehre und Würde in der Ausbildung unſerer höheren Natur ſuchen; ſo haben wir unſer ewiges Leben gefunden: [illegible] uns mit jedem Tage moraliſch beſſer werden, [illegible] werden wir an unſerer Fortdauer im Tode mit jedem Tage weniger zweifeln können.

117. Die vier Worte des Glaubens, die nie vergehen.

Vier Worte nenn ich euch, inhaltſchwer,
  Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch ſtammen ſie nicht von der Sinnenwelt her, —
  Das Herz nur giebt davon Kunde.
Dem Menſchen iſt all ſein Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die vier Worte glaubt.

Der Menſch iſt frei geſchaffen: iſt frei,
  Und würd er in Ketten gebohren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geſchrei,
  Nicht den Mißbrauch raſender Thoren.
Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht;
Vor dem freien Menſchen erzittert nicht.

Und die Tugend, ſie iſt kein leerer Schall,
Der Menſch kann ſie üben im Leben,
Und ſollt er auch ſtraucheln überall.
Er kann nach der Göttlichen ſtreben.
Und was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott iſt, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menſchliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchſte Gedanke,
Und ob alles im ewigen Wechſel kreiſt,
Es beharret im Wechſel ein ruhiger Geiſt.

Das Leben bleibt und Unſterblichkeit!
Ob auch, was Staub iſt, vermodert,
Die Aſche verglimmt, in die Lüfte zerſtreut,
Die himmliſche Flamme doch lodert.
Was denket, und liebet, und forſchet, und ſpäht,
Der Gott in dem Menſchen nicht untergeht.

Die vier Worte bewahret euch, inhaltſchwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Sie ſtammen von ihm, dem Untruglichen, her,
Eur Herz giebt ſelbſt davon Kunde.
Dem Menſchen iſt nimmer ſein Werth geraubt,
So lang er noch an die vier Worte glaubt.

118. Gute Vorſätze.

Ich will in der Schule recht Achtung geben, damit ich geſchickt und gut geſinnet werde.

Ich will alles gerne und willig thun, was meine Eltern, meine Lehrer und meine Herrſchaften mir befehlen.

Ich will immer fleiſſig ſeyn, damit ich der Arbeit gewohnt und kundig werde.

Ich will mich richten nach gutem Rath, und über alles, was ich Gutes höre und ſehe, unbefangen nachdenken.

Ich will den Umgang der Böſen und Leichtſinnigen meiden.

Ich will mäßig ſeyn in allen Stücken, meine

Geſundheit ſchonen, nicht zänkiſch, neidiſch, ſondern verträglich und beſcheiden ſeyn gegen alle, die mit mir umgehen.

Ich will zufrieden und fröhlich ſeyn bei allem, was ich habe.

Ich will nicht ängſtlich ſorgen, ſondern Gott vertrauen, daß mir bei redlichem Fleiße das Nöthige nicht mangeln werde.

Ich will keinen Tag hingehen laſſen, ohne an Gott zu denken, und an den Gedanken an Gott ſtets auch den an meine Pflicht anknüpfen.

Ich will niemanden ein Aergerniß geben, will auch den böſen Schein meiden.

Ich will fleißig zur Kirche gehen, und in derſelben die Religion immer beſſer kennen und empfinden lernen.

Ich will meinen Beleidigern gern verzeihen, und jedermann gerne dienen und helfen.

119. Die Wahrhaftigkeit.

Wenn Georg um das, was er von irgend einer Sache wußte, gefragt wurde, es ſei vor Gericht oder ſonſt in ernſthaften Geſprächen, ſo ſagte er davon ſeine aufrichtige Meinung, und wie es ihm ums Herz war. Er vergrößerte und verkleinerte nichts, ſondern wie ſich die Sache verhielt, ſo redete er davon. Es traute ihm daher ein jeder, und ſein bloßes Ja und Nein galt mehr, als der Schwur eines andern. Dieß gewann ihm die allgemeine Hochachtung und das Vertrauen aller Leute. Matth. 5, 37.

120. Beitrag zur Erkenntniß Jeſu.

Ein Lied.

Der du aus deines Vaters Thron
Auf Erden kamſt, o Gottesſohn:
Und lehrteſt, litteſt, ſtarbeſt,
Uns Seligkeit erwarbeſt;

Wie lob ich dich; wie dank ich dir,
Herr Jeſu! würdig? Hilf du mir
Dein Lob vor allen Dingen
Mit Herz und That beſingen.

Dein Mitleid, und nicht Würdigkeit
Der Menſchen, machte dich bereit,
So viel und große Plagen
Geduldig zu ertragen.

Ein Menſch du wurdeſt wunderbar:
Als deiner Engel Botſchaft war,
Zu melden Fried und Freude
Den Hirten auf der Weide.

Das war das Zeichen dieſer Zeit:
Der Heiland kam in Niedrigkeit,
Der Armen und Elenden
Unwiſſenheit zu enden.

Zum Lehrer hatt' ihn Gott beſtellt
Für alle Menſchen in der Welt;
Doch wollten ſeine Lehren
Die Herrn des Volks nicht hören.

Der Armen Menge hieng ihm an;
Und die, die er ſo lieb gewann,
Und als Apoſtel ſandte,
Nahm er aus niederm Stande.

Weit über Menſchenwürden hob
Er ſie empor. Noch blüht ihr Lob.
Wie wir Gott recht verehren,
Ließ er durch ſie uns lehren.

„Ehrt Gott im Geiſt, ſprach er, und wißt,
„Daß ſeine Freude Wohlthun iſt;
„Liebt, Menſchen, ihn, als Vater; —
„Und eures Heils Berather.

„Vertrauet ihm, er ſorgt für euch;
„Gehorcht ihm gern; und müßt ihr gleich
„So manches hier noch leiden,
„Einſt kehrt ers doch in Freuden.

„Auch wer ihn undankbar vergißt,
„Auch über den er gütig iſt,
„Ihm bleibt es unbenommen,
„Zum Vater noch zu kommen.

„Liebt euch als Brüder insgeſammt,
„Weil ihr von einem Vater ſtammt;
„Verzeiht gern; übt Erbarmen
„An Leidenden und Armen.

„Nicht Gab' und Opfer fordert Gott;
„Wers nicht aufrichtig meint, trieb Spott,
„Wie viel und theure Gaben
„Er mag geopfert haben.

„Gott ſieht aufs Herz. Arm oder reich,
„Groß oder klein, das gilt ihm gleich;
„Ihm können nur gefallen,
„Die ſeine Wege wallen.

„Nah iſt Gott überall, nie fern:
„Er höret Dank und Bitte gern.
„Wer bittet, der empfähet,
„Wenn er, wie's recht iſt, flehet.

„Was jeder Menſch für eine Saat,
„Gut oder ſchlecht, geſäet hat;
„So wird die Frucht gerathen:
„Der Lohn iſt wie die Thaten.

„Wer gut zu ſeyn ſich nicht bewirbt,
„Der wird einſt, wenn er auch ſo ſtirbt,
„In ſeiners Richters Augen
„Zur Seligkeit nicht taugen.

„Belohnt wird der getreue Knecht,
„Der andern nützt, und diente recht,
„Schon hier durch gut Gewiſſen,
„Durch Troſt in Kümmerniſſen.

„Einſt ſolls ihm ewig wohlergehn,
„Wenn alle Todten auferſtehn.
„Gott wird ihm mehr vertrauen;
„Ein ewig's Glück ihm bauen.

„Wer's fühlt, wie ſchwer die Sünde drückt,
„Gern beſſer wäre — tief gebückt
„Nach wahrem Troſte ſchmachtet,
„Und ſich zu beſſern trachtet:

„Für den iſt alle Schuld gebüßt.
„Das Wort von Jeſu troſtvoll iſt
„Dem, ders von Herzen gläubet,
„Treu im Gehorſam bleibet."

Das lehrte Jeſus, unſer Herr,
Aufs deutlichſte, und kräftiger,
Als jemals Lehrer thaten,
Um unſerm Heil zu rathen.

So wie er lehrte, lebt' er auch:
Entfernt von falſcher Lehrer Brauch,
Stets eifrig, Gottes Willen
Rechtſchaffen zu erfüllen.

Voll Menſchenliebe war ſein Herz;
Mitleidig bei Bedrängter Schmerz;
Geſchäftig, Seligkeit
Und Einſicht auszubreiten.

Und doch verfolgten Haß und Neid
Ihn hämiſch. Seine Lebenszeit
Verſprich ihm, unter Plagen
In mühevollen Tagen.

Der Feinde Bosheit ruhte nicht;
Zog ihn gewaltſam vers Gericht,
Gab vor, daß Jeſu Lehre
Falſch, Gotteslåſtrung wåre.

Man ſtellt' erkaufte Zeugen dar;
Man ſchmäht' und höhnt ihn — ſchlug ihn gar —
Der Richter Wuth entflammet —
Und Jeſus wird verdammet.

Die ſchmerzenvollſte Todes-Art
Ein Lohn des Menſchenfreundes ward
Es litte der Gerechte
Den Tod der böſen Knechte.

Geheftet an des Kreuzes Stamm
Hieng er geduldig, als ein Lamm;
Schalt die nicht, die ihn plagten,
Und ihn zu ſpotten wagten.

Als nun das Maas der Leidenszeit
Vollbracht war, hat Barmherzigkeit
Er noch im Tod erzeiget;
Und drauf ſein Haupt geneiget.

Von Jeſus Freunden einer bat
Um ſeinen Leib; und dieſer hat
Ihn, wie man dort es pfleget,
Ins Felſengrab geleget.

Am dritten Tag ſtand Jeſus auf —
Viel ſahn ihn leben — Fuhr hinauf
Zu hochverdienter Ehre,
Da jauchzten Engelchöre!

Mit Geiſtesgaben rüſtet' er
Bald Männer aus, die hin und her
Der Lehre Saamen ſtreuen;
Sich großen Segens freuten.

Durch ſie, vom Vater auf den Sohn,
Pflanzt' ſich die Lehre fort, es flohn
Nun endlich ganze Lande
Des Götzendienſtes Schande.

So ward auch uns dein göttlich Wort!
So wurdeſt du auch unſer Hort,
Die wir auf Todesſtraßen
Und tief im Dunkeln saßen.

Nun kennen wir, Erlöſer! dich;
Und freun uns deiner. Findet ſich
Gleich Irrthum noch und Sünde
Wie Schwachheit bei dem Kinde:

So ſtraft's doch deines Wortes Geiſt.
Es iſt noch jetzt, wie's Gott verheißt,
Ein Leitſtern dem Gewiſſen,
Ein Licht in Finſterniſſen.

Wir können's leſen, Sinn und Kraft
Davon bedenken, und es ſchaft
Viel Troſt in Müh und Plagen,
Und Rath in guten Tagen.

Denn durch das Wort von Jeſu Chriſt
Wirkt Gott (des Wille mächtig iſt,
Der Schwachen Muth zu ſtärken)
Zu allen guten Werken.

Dazu hat Jeſus uns erkauft.
Wir ſind auf dieſe Pflicht getauft,
Den Sünden abzuſterben,
Die Seel und Leib verderben.

Sind wir nun, Herr, dein Eigenthum,
So ſey Gehorſam unſer Ruhm!
Uns fliehe Luſt zur Sünde!
Des Eiteln Liebe ſchwinde!

Wo unſer Schatz iſt, ſei das Herz!
Gott lieben wir; und himmelwärts
Soll unſer Sinn ſich richten
Bei Uebung unſrer Pflichten.

Man ſolls an unſerm Wandel ſehn,
Welch Heil durch Jeſum iſt geſchehn.
Wir wollen alle lieben;
Auch die, die uns betrüben.

So war ja Herr, dein edler Sinn —
That'ſt Böſen Gutes — Auch darin
Biſt du ein Vorbild worden
Für deiner Chriſten Orden.

Hilf uns dein friedebringend Reich
Noch mehr verbreiten, daß zugleich
In aller Völker Zungen
Dir werde Lob geſungen!

Doch Gott weiß ja die rechte Zeit.
Es werden Jeſu Herrlichkeit,
Die ſeine Glieder waren,
Im Himmel g a n z erfahren.

121. Merkwürdiger Stoff zum Unterricht in kurzen Sätzen.

1. Die allgemeine Regel der Natur iſt: nichts voraus zu bezahlen. So iſt erſt Mühe, dann Lohn; erſt Ackerarbeit, dann Aerndtefreude; erſt Lernen, dann Können.
2. Einen Menſchen erziehen heißt: ihn gewöhnen, nach guten Grundſätzen zu handeln.
3. Menſchliche Fähigkeit kann durch Uebung unglaubliche Vollkommenheit erlangen.
4. Die oberſte Stufe der Erkenntniß und der Tugend, zu welcher wir uns auf Erden hinaufüben, beſtimmt den Grad und die Stufe der Glückſeligkeit, die wir beim Eintritt in das zukünftige Leben zu genieſſen haben. 2 Cor. 9, 6. Gal. 6, 7.
5. Der Himmel, oder die Seligkeit, iſt die Geſellſchaft lauter guter Menſchen. Matth. 25, 32. ꝛc.
6. Es iſt ein merkwürdiger Unterſchied zwiſchen guten und böſen Handlungen. Denn: die gröſten Mühe bei guten Handlungen iſt bald vergeſſen: aber der Nuzen und das Wohlgefallen daran bleibt. Hingegen: die ſüßeſte Freude bei Befriedigung böſer Abſichten und Lüſte iſt auch bald vergeſſen; aber der Schaden und die Reue bleibt.
7. Ohne Selbſtverleugnung giebt es niemals ab, man mag ſich der Tugend, oder dem Laſter ergeben. Denn auch das Laſter hat ſeine Märtyrer.
8. Herrlich lohnt die Tugend, denn ſie macht uns theilhaftig der göttlichen Natur. 2 Petr. 1, 4.
9. Schrecklich iſt das Ende der Laſterhaften. Sie müſſen ſich ſelbſt Thoren nennen, die des rechten Weges verfehlt haben. Weisb. 5, 1 = 16.
10. Gott fordert die Tugend, und verbietet das Laſter, nicht um ſein ſelbſt willen; ſondern darum: weil erſtere den, der ſie liebt und übt, ſeiner beſſern Wohlthaten empfänglich macht; letztere

aber den, der es liebt und übt, am Empfang und Genuß dieſer Wohlthaten hindert.

11. Je mehr Anlagen und Gelegenheiten ein Menſch gehabt hat, gut zu werden, um ſo mehr Pflicht hat er dazu: und wenn er das verachtete, um ſo mehr Verantwortung. Luk. 12, 48.

12. Wer betet, der bittet oder dankt, und in beyden Fällen bedarf die Empfindung keiner auswärtigen Vorſchrift.

13. Es hat viel zu thun, daß ein Menſch im Glück Gott lobet; noch ſchwerer iſts, im Unglück mit David ſagen: Wenn du mich demüthigeſt, ſo macheſt du mich groß. 2 Sam. 22, 36.

14. Wo iſt im eigentlichen Verſtande Gottes Reich? Antwort: Obwool Gott ein Herr iſt Himmels und der Erden; ſo iſt doch eigentlich ſein Reich da, wo von verſtändigen Geſchöpfen er für das, was er iſt, erkannt, und ſeinen wohlthätigen Abſichten nicht durch Irrthum und Laſter entgegen gearbeitet wird. Marc. 12, 34. Joh. 17, 4.

15. Wer ſich ſelbſt liebet, befleißiget ſich der Tugend, des Recht- und Wohlthuns. Denn Geben iſt ſeliger als Nehmen; wer heilig iſt, muß auch ſelig ſeyn.

16. Wer ſich nicht gewöhnt, die Menſchen, die um ihn ſind, ſo viel an ihm iſt, glücklich zu machen, der liebt die Menſchen überall nicht.

17. Wer da glaubt, das Gebot: du ſollſt deine Feinde lieben, heiße ſo viel, als: du ſollſt zu ihrem Umgang dich drängen, oder zu ihnen dich freuen, der glaubt irrig. Die Natur dieſer Art von Liebe wird am beſten erklärt, wenn man die Sprüche zu Hülfe nimmt: „Wenn deinen Feind hungert und dürſtet, ſo „ſpeiſe und tränke ihn ꝛc. Räche dich ſelbſt „nicht ꝛc. Thue ihm Gutes um Böſes ꝛc."

18. Nächſtenliebe iſt Vorübung des himmliſchen Lebens: Nachahmung des alliebenden Vaters im Himmel; Verehrung aller menſchlichen Ord-

nung um Gottes willen, iſt gemeiniglich die Anzeige einer geſunden und nachdenkenden Seele.

19. Wenn irgendwo Liebenswürdigkeit Liebe fordert; ſo fordert ſie gewiß der vortrefliche Charakter Chriſti. Ein Glied derjenigen Gemeine zu werden, wovon er das Haupt iſt, dieſes darf des edelſten Menſchen Wunſch und Beſtreben ſeyn.

20. Wahre Weisheit iſt das beſte Gut, und die beſte Gabe. Sie iſt allen Menſchen in allen Ständen nützlich. Kein Menſch hat noch je gelebt, den ihr Beſitz nicht glücklich gemacht hätte. Spr. 8, 17. 18. 19. Sir. 6, 18. 37. Cap. 14, 22. 23.

21. Es giebt auch Seelenkrankheiten: z. B. Unwiſſenheit, Trägheit, Unachtſamkeit, Unzufriedenheit, Neid, Unverträglichkeit, Habſucht, (haben wollen) Ungeduld, Schadenfreude, Jähzorn. Einer ſo kranken Seele iſt es nicht wohl zu Muthe. Es giebt Rath und Hülfe auch für Seelenkranke: doch iſt es beſſer, nicht krank an der Seele, oder doch ſo geſchwind als möglich wieder geſund zu werden.

22. Wer durch viele Uebung ſich gewöhnt hat, alles gerne zu thun, was Gott und allen rechtſchaffenen Menſchen darum wohlgefällt, weil es recht und nützlich iſt, der übt die Tugend, oder, iſt tugendhaft. Ein ſolcher Menſch möchte gern täglich noch beſſer werden, in Erkenntniß und Geſchicklichkeit, im Recht- und Wohlthun wachſen, weil es ihm Freude macht, ſo oft ihm was Gemeinnütziges gelingt; und ſo kann er froh leben und ſterben.

23. Was ich von andern nach den Geſetzen und Verträgen fordern darf, das iſt mein Recht. Was andre nach den Geſetzen und Verträgen von mir fordern dürfen, das iſt meine Pflicht. Keiner hat Rechte, der nicht auch Pflichten hätte, ſo wie keiner Pflichten ohne Rechte. Dieſes iſt

das Band der menſchlichen Geſellſchaft. Einer bedarf alſo des andern. Wohl dem, welcher ſein Recht nicht übertreibt, und ſeine Pflichten nicht vernachläßiget.

24. Tugend — das Schönſte unter allem, was wir kennen — was iſt ſie? Was iſt ſie anders, als das Beſtreben des Menſchen, gut zu handeln? Und worinn beſteht dieſes nun? Da die Sinnlichkeit mit der Vernunft (das Fleiſch mit dem Geiſte. Röm. 7, 15. ꝛc.) in beſtändigem Widerſtreite iſt, ſo beſteht die Tugend im ſiegenden Kampfe des ſittlichen Gefühls (oder des Gewiſſens) über die Sinnlichkeit.

Wahr iſts, die Tugend koſtet Müh,
Sie iſt der Sieg der Lüſte.
Doch richte ſelbſt, was wäre ſie,
Wenn ſie nicht kämpfen muſte?
Gellert.

25. Eigentlich giebt es nur Eine Tugend, aber ſie äuſſert ſich in Erfüllung mehrerer von ihr ausflieſſender Pflichten. Aus Einem Hauptſtamme zwei Hauptäſte, die ſich wieder in viele Zweige vertheilen. Eine Quelle, aber eine Menge Bäche aus ihr abgeleitet. Eine Sonne, die nach allen Seiten hin ihre Strahlen ausſchickt, und eine Menge Weltkörper, denen ſie ihre Kräfte mittheilt. Und welche ſind jene zwei Haupttugenden? Gerechtigkeit und Güte. Jene läßt jedermann das Seinige, dieſe erhöht und vermehrt jedermann das Seinige.

26. Schön und groß iſt der Grundſatz: „Ich darf mein Ich andern nicht vorziehen!“ hingegen ein elendes Sprüchwort: „ich bin mir ſelbſt der Nächſte“ Nein, ich ſoll in allem, was Menſch heißt, die Vernunft, das Bild Gottes, ehren, in mir ſelbſt wie in andern, in andern wie in mir ſelbſt; ich ſoll den Nächſten nicht weniger als mich ſelbſt lieben.

27. Tugend! himmliſche Tugend! ſei du meine Gefährtin. Dir und deinem Dienſte ſchwöre ich, deinen heiligen Pflichten, dem Geſetze Gottes, will ich leben und will ich ſterben. Nur von dir will ich Freuden annehmen, wenn mir Freuden beſchieden ſind — und wenn du ſie mir verbieteſt, ſo verlange ich ſie nicht. Wenn ich ein ganzes Leben dir aufopfere, wenn ich einen Schmerzenstod für dich ſterbe, ſo iſt es immer nur ein kleines Opfer; denn du biſt mir Alles! Gott, den heiligen Herrn der Welt, kann ich durch dich nur verehren! Er hört dieſen meinen Schwur, Ihm gefällt er wohl, und Er, der Allmächtige, wird mir den Sieg in allen Verſuchungen verleihen! Amen.

122. Die Stadt.

Eine Menge Häuſer, die an beiden Seiten von Straßen gebaut ſind, welche ſich an mehreren Orſen durchſchneiden oder kreuzen, mit Mauern umſchloſſen und mit Thorflügeln verſehen ſind, die verſchloſſen werden können, nennt man eine Stadt.

In der Stadt wohnen die Bürger, und eine Zahl verſtändiger Perſonen, die zuſammen der Magiſtrat genennt werden, regiert ſie, oder beſorgt alles, was durch Erhaltung von Ordnung, Sicherheit und Ruhe, zu ihrer Glückſeligkeit dienen kann. In der Stadt ſind die meiſten Handwerker, auch werden daſelbſt Wochen- und Jahrmärkte gehalten, wo Vieh und andere Waaren zu Kauf ſind. Auf die Wochenmärkte bringt der Landmann, was er entbehren kann, und löſet Geld, womit er wieder den Städtern das abkauft, was ſie miſſen können, und er braucht. So nüzt das Dorf der Stadt, die Stadt dem Dorfe.

123. Handwerk.

Wer Hände hat, ſoll damit nicht blos die Speiſen zum Munde bringen, ſondern auch nützliche Ar-

beit verrichten. Der Landmann braucht ſeine Hände zu dem, was zur Landwirthſchaft gehört, doch thun es die Hände nicht allein, ſondern es gehören Werkzeuge darzu. Sollten die Menſchen, welche den Acker bauen, auch die nöthigen Werkzeuge ſich ſelbſt verfertigen, ſo würden ſie über einer Arbeit die andere verſäumen müſſen. Daher haben ſich die Menſchen in die Arbeiten getheilt. Diejenigen, welche in Städten wohnen, wo mehr Gelegenheit und Anſtalten dazu ſind, verfertigen das, was der Landmann und ein jeder braucht, und kaufen kann; und heiſſen Handwerker, als Schuſter, Schneider, Riemer, Seiler, Schloſſer, Schmidte ꝛc. Die ſolch Handwerk lernen wollen, heiſſen Lehrjungen, die es ſchon können, Geſellen, und die, bei denen jene lernen, und dieſe um Lohn arbeiten, Meiſter. Die allernöthigſten Handwerker haben ſich auch auf den Dörfern anſäßig gemacht.

124. Fabriken.

Wo ein Menſch viele andere Menſchen beſchäftiget, um eine Menge verkäuflicher Waaren anzuſchaffen, womit er handelt, das nennt man eine Fabrik. Der Vorgeſezte heißt der Fabrikant, ein ſolcher nährt oft viele Familien durch den Arbeitslohn, den er ſie verdienen läßt.

125. Kauf und Verkauf.

Der Verkäufer verkauft und der Käufer kauft. Jener muß ehrlich ſeyn, muß nicht ſchlechte Waare für verſprochene gute, muß richtige Zahl und Gewicht liefern; dieſer muß ordentlich ſeyn, und mit gültigem Gelde bezahlen oder eine ſichere Verſchreibung liefern. Einen Kaufmann heißt man den, bei welchem Waaren für Geld oder Geldeswerth zu haben ſind.

126. Münzen.

Vor Alters vertauſchte man ein Bedürfniß gegen das andere. Heutzutag geſchieht das ſeltener, und man bezahlt gewöhnlich mit Geld. Das Geld iſt meiſtens aus Metall. Man prägt darauf das Bildniß oder auch nur den Namen des Regenten und den Werth des Stücks, und nennt es Münze. Es giebt deren mancherlei Arten, als von Kupfer, Silber, Gold. Ihr Werth iſt ſehr verſchieden. Die kleinſten und vom wohlfeilſten Metall heißen Scheidemünze. Es giebt auch Papiergeld, beſonders in den großen Staaten, z. B. England, Rußland, Oeſterreich. Es iſt ein ſchweres Halsverbrechen, falſche Münze zu prägen.

127. Maaß und Gewicht.

Ein Zoll iſt eben ſo lang als ein ſtarker Daumen breit iſt. Zehen größeer oder zwölf kleinere Zolle lang nennt man einen Schuh (Fuß), deren zehen größere oder zwölf kleinere eine Ruthe ausmachen. Die Hälfte einer Ruthe heißt ein Klafter. Ein ordentlicher Schritt hält zwei Fuß, zwölftauſend Schritte kann man bequem in zwei Stunden machen, und das heißt man eine Meile. Manche Waaren werden mit der Elle, die verſchiedene Länge hat, gemeſſen. Was flüßig iſt, als Waſſer, Wein, Bier, Branntwein, Eſſig, Oel, und zerlaſſener Honig, wird mit Gefäſſen gemeſſen, die eine beſtimmte Größe oder Weite haben. Andere Waaren werden gewogen nach Quintchen, Lothen, Unzen, Pfunden, Steinen und Zentnern. Ein Loth hat vier Quintchen, eine Unze zwei Loth, ein Pfund zwei und dreißig Loth, ein leichter Stein eilf Pfund, der ſchwere Stein doppelt ſo viel, ein Centner hundert Pfund ꝛc.

128. Geſeze.

Die Obrigkeit befiehlt und ſetzt feſt, was geſchehen oder nicht geſchehen ſoll, das heißt: ſie gibt Geſeze.

Ohne Vorſchriften und Geſeze würde jeder thun, was er wollte. Und da könnte die Obrigkeit nicht regieren, nicht für das Wohl des Ganzen ſorgen. Daher muß ſich jeder bemühen, die Geſeze zu wiſſen und zu kennen, wornach er ſeine Handlungen einrichten ſoll.

Wem es zuweilen lieber wäre, ohne Geſetz zu leben, der bedenke doch, wie viel öfter es ihm lieber ſeyn wird, daß es Geſeze oder Vorſchriften giebt, wornach jeder ſich richten muß, und er wird durch dieſes Nachdenken willig werden, den Geſezen zu gehorchen. Denn wie viel Schaden könnte ihm durch andere geſchehen, welches nun die Geſetze verhindern?

129. Gericht.

Wenn Streitigkeiten in einer Gemeine vorfallen, ſo iſts wohlgethan, wenn alte oder ſonſt verſtändige Menſchen ſich bemühen den Streit beizulegen, oder die Partheien zu verſöhnen. Dieß kann geſchehen durch Vorſtellung des Schadens und der Unkoſten, die bei Hader und Zank vorfallen, ingleichen der Unruhe, die damit verbunden iſt. Auch kann es geſchehen, wenn den Zänkern die Sache, worüber der Streit iſt, recht deutlich gemacht und ihnen gezeigt wird, was in ihren Forderungen oder Verſagungen unbillig iſt, wie auch, daß, wenn ein jeder etwas nachgiebt, ſie ſich vergleichen können.

Hilft dieß nicht, ſo gehen die Partheien vor das ordentliche Gericht. Jeder trägt ſeine Sache mündlich oder ſchriftlich vor. Der Richter ſchreibt ihre Ausſagen auf und fordert Beweiſe und Zeugen zur Beſtätigung ihrer Angabe Dann erfolgt der Spruch, wobey es ſein Bewenden hat, und einer oder beide bezahlen die Gerichtskoſten.

130. Landes-Vertheidigung.

Wenn eine Geſellſchaft Menſchen ſehr zahlreich iſt, und aus vielen Dörfern und Städten beſteht, ſo

nennt man ſie einen **Staat**. Oft entſtehen da Streitigkeiten, und es geht Gewalt für Recht. Dieſen Zuſtand nennt man Krieg. Verwüſtungen, Hunger, Krankheiten, Tod und Elend aller Art ſind Folgen deſſelben: o es giebt kein ſchrecklicheres Uebel, als wenn Menſchen einander auf dem Schlachtfelde wie Tieger zerreiſſen! Wird ein Staat ſo angegriffen, ſo vertheidigt er ſich und ſein Eigenthum ſo gut er kann. Die ſtärkſten und munterſten Bewohner deſſelben müſſen die alten und ſchwächern beſchützen, indem ſie ſich dem andringenden Feinde entgegen ſtellen, und ihn hindern, größern Schaden zu thun.

131. Soldaten.

Wenn ein jeder die Pflicht hat, das Wohl des Ganzen, wovon er ein Theil iſt, zu befördern, und Schaden zu verhüten, ſo müßte jeder auch in den Krieg ziehen, wenn dergleichen entſteht. Da würden aber Ackerbau und Handwerker ſtille ſtehen, Nahrloſigkeit, Hunger und Elend ſehr groß werden. Alſo hat man nur einige von vielen, die ſich dazu ſchicken, ausgewählt, um benöthigten Falls den Staat zu vertheidigen. Die heiſſen Soldaten. Man übt ſie zur Zeit des Friedens alle Jahre einige Wochen in dem, was ein tüchtiger Soldat wiſſen und kennen muß. Die das noch nicht kennen, aber lernen, heiſſen Rekruten. Die es gelernt haben, und nach Hauſe gehen dürfen, Beurlaubte. Wer lange genug gedient hat, bekömmt den Abſchied, einen Dienſt oder Gnadengehalt, wenn an ihn die Reihe kommt. Die höhern Befehlshaber heiſſen Generale und Staabs-Offiziers. Unter dieſen ſtehen die Hauptleute, Lieutenants, Feldwebel und Unterofficiere, nebſt den Soldaten.

132. Verhältniß.

Wenn viele vereinte Theile zu einem Endzweck wirken ſollen, oder womit man etwas erreichen will,

was man ſich vorgeſetzt hat; das muß ſich zuſammen paſſen und ſchicken. Wenn die Theile, woraus ein Pflug beſteht, ſich nicht zuſammen ſchicken, ſo würde man den Endzweck, wozu man den Pflug braucht, nämlich das Pflügen oder Auflockern des feſten Erdbodens, nicht erreichen. So bei dem Spinnrade, der Uhr, den Wind- und Waſſermühlen und mehreren Dingen, die aus vielen zuſammengeſetzten Theilen beſtehen. Die Vorſchrift, nach welcher ſie zuſammen geſetzt werden, nennt man ihr Verhältniß.

133. Das Fuhrwerk.

Wer etwas zu Lande fortbringen will, was zum Tragen zu ſchwer iſt, der legt es auf einen Schiebkarren, und ſchiebt ihn vor ſich her. Zuweilen wird noch ein zum Ziehen abgerichteter ſtarker Hund vor den Schiebkarren geſpannt. Iſt die Laſt dafür zu ſchwer, ſo wird ſie auf Wagen geladen, die zwei oder vier Räder haben, und Pferde oder Ochſen müſſen ſie fortziehen. Das Fuhrwerk mit zwei Rädern nennt man Karren, und die gröſten Wagen ſind die Frachtwagen, welche, weil ſie zur Fortbringung ſchwerer Laſten dienen, groß und ſtark gebaut ſeyn müſſen, und daher viel Vorſpann nöthig haben. Bei dem Fuhrwerk kommt alles darauf an, daß man viel auf einen Wagen laden könne, ohne das Zugvieh dabei übermäßig arbeiten zu laſſen. Dieſes wird erreicht, wenn der Wagen breit iſt, ſo geht viel hinein, und er braucht nicht ſo hoch geladen zu werden, wobei er leicht umwirft; wenn die Achſen recht in die Nabenlöcher der Räder paſſen; wenn die Spur oder das Fuhrgeleiſe ſo breit iſt, daß zwei Pferde neben der Deichſel gehen können, ohne das Geleiſe bald auf dieſer, bald auf jener Seite zutreten zu müſſen.

134. Die Schiffahrt.

Große Hölzer mit Brettern bekleidet, und mit Eiſen verbunden, inwendig hohl gebaut, ſchwimmen

auf dem Waſſer und heiſſen, wenn ſie klein ſind, Kähne, oder wenn ſie groß ſind, Schiffe. Sie werden mit Rudern fortgeſtoſſen; oder man ſpannt ein groß Stück Leinwand oder mehrere, die man Segel nennt, aus, worin der Wind ſich fängt und ſo das Schiff fortbewegt. Damit es geraden Lauf halte, dient das Steuerruder hinten am Schiffe, welches der Steuermann regiert. Dergleichen Schiffe können ſchwerere Laſten tragen als viele Wägen, und werden daher den Menſchen ſehr nützlich.

135. Bergwerke.

In der Erde findet man Steine, in welchen mehr oder weniger von Metallen ſteckt, z. B. Eiſen, Kupfer, Gold, Silber, Blei und Zinn, welches man mit Feuer aus dieſen Steinen ſchmelzt. Was dann nicht Metall iſt, heißt Schlacken. Das Eiſen iſt das nützlichſte und häufigſte von den Metallen. In der Schmide wird es zu allerlei nützlichen Werkzeugen verarbeitet. Es giebt aber auch Halbmetalle, als Queckſilber, Galmey, Wismuth, Spießglas: man benützt ſie ebenfalls zu vielerlei Künſten und Handwerkern, zur Zuſammenſetzung des Meſſings ꝛc. zu Arzneimitteln.

Und wie viel Nützliches gräbt man noch ſonſt aus der Erde, man denke ſich den Schwefel, den Gyps, den Marmor, die gemeinen Kalk-Sand- und andere Bruchſteine. Ja es giebt ſo koſtbare, lichte, und ſchöngefärbte Steine, (Edelſteine), daß reiche Leute oft ein kleines Stück davon mit vielem Gelde bezahlen.

Metalle gräbt der Menſch tief aus dem Schooß der Erden,
So muß in der Natur ihm alles zinsbar werden.

Was iſt wohl nützlicher, das Eiſen oder Gold?
Drum giebts des Eiſens mehr; ſo hat es Gott gewollt.

136. Kalender.

Um die Zeit einzutheilen in Tage, Monate und Jahre, wurde der Kalender erfunden, ſo wie die Uhr, um die Stunden zu wiſſen. Den wie vielſten Tag, in jedem von den 12 Monaten, die in unſerm Jahre ſind, wir heute zählen, nennt man das Datum. Dieſes muß, wie Ort, Jahrszahl und Namensunterſchrift des Schreibers, unter jedem Briefe, Verſchreibung, Zeugniß oder Atteſt und ſchriftlichem Bündniſſe ſtehen, ſonſt gilt es vor Gerichten nicht.

Auch ſtehen im Kalender die Jahrmärkte und Feſttage und noch manches Nützliche. Manches iſt aber auch unnütz, ja ſchädlich, z. B. die Vorherbeſtimmung, an welchem Tage es gut ſei, die Haare zu verſchneiden, Ader zu laſſen, oder Arznei zu gebrauchen. Denn wem die Haare ins Geſicht hängen, der braucht mit dem Abſchneiden nicht zu warten, wer geſund iſt, muß gar nie aderlaſſen, und wem was an ſeiner Geſundheit fehlt, dem ſind Arzneimittel nöthig, der Kalender mag ſchreiben, was er will. Eben ſo wenig weiß er das Wetter vorauszuſagen.

137. Der Schulgarten.

Die Bauern zu Kleedorf hatten das Glück, einen gar braven, eifrigen und verſtändigen Schullehrer zu beſitzen: aber eben ſo achtenswerth war auch ihr Pfarrer, kein Tag vergieng, daß dieſer nicht in die Schule kam, in derſelben ſelbſt lehrte, und ſich nach allem, was vorgieng, erkundigte. Er hatte nicht bloß dem Namen nach die Aufſicht, er lenkte und leitete alles ſelbſt. Dieſe beiden Männer kamen einſt auf den ſchönen Gedanken, einen Schulgarten für die Kinder anzulegen, und fanden den Schulzen des Dorfes ſowohl als die Uebrigen vom Rath bald geneigt, ein ſehr großes ödes Stück Feld, das der Gemeinde gehörte, (Allmande) zu dieſem Zwecke anzuweiſen.

Nun gab man den vier und zwanzig Schulkindern, die ſich durch Fleiß, Geſchicklichkeit und Sitten gut auszeichneten, jedem Einen Theil des Feldes zu bearbeiten. Sie hatten denſelben zu graben, zu bedüngen, zu beſäen, zu bepflanzen, hatten zu jäten, zu hacken und zu begießen; alles mit eigenen Händen, nur dann half man ihnen, wo ihre Leibeskräfte nicht zureichten. Dieſe neue Einrichtung machte ihnen gar große Freude, ſie ſtunden früh auf, um in ihren Gärten zu arbeiten, und nach geendigter Schule ſuchten ſie keinen andern Spielplatz, als die Gärten.

138. Der Wurzelgarten.

Aber jedes der Kinder hatte eine andere Art von Garten. Der erſte hieß der Wurzel-Garten. Lieſe ſäete weiße, gelbe (Möhren) und rothe Rüben, Stekrüben, Teltauer (Oetinger) R. Burgunder (Runkelr.) Meerrettig (Grün) und verſchiedene Arten Rettige, ingleichen Kohlrüben (Kohlrabi), Sellery, Rübenrapunzel, Zwiebeln von verſchiedener Art, Peterſilien, Paſtinak, Zuckerwurzeln, Skorzoneren. Auſſerdem hatte ſie ein Beet mit Kartoffeln (Erdbirnen) und ein anderes mit Erdäpfeln (Bataten) beſteckt. Dieſes alles war zu bauen nicht gar mühſam, und doch einträglich, weil jedermann dieſe Arten Gewächſe braucht, und ſie ſich daher leicht auf dem Markte der nächſten Stadt, wohin die Mutter ihre Tochter bisweilen mitnahm, verkaufen ließen. Die einzigen Feinde, die Lieſen bisweilen ſchadeten, waren die Maulwürfe und die Mäuſe: doch wehrte ſie ſich gegen ſie, ſo gut ſie konnte.

139. Der Holzgarten. ꝛc.

Georgs Holz-Garten war zwar viel größer, aber nicht ſo einträglich. Er ſäete darinn Bäume, deren Holz gebraucht wird, um es zu verbrennen,

oder um Häuſer und Schiffe zu bauen, oder um allerlei Geräthſchaften davon zu machen. Man ſah daher in dieſem Garten junge Eichen, Rothbuchen, Haynbuchen, Birken, Erlen, Linden, Hartrigel, Pappeln und Eſpen, Eichen, Weiden, Ahorn, Akazienbäume, Wermuthsfichten, Eubenb. (Taxus), Tannen, Fichten, Kiefern (Föhren), Lerchenb., Lebensb., Rüſter (Ulmen) u. ſ. w. Ein benachbarter Förſter gab dem fleißigen Georg bisweilen Anweiſung, die Holzſaat recht zu behandeln. Da aber der Plaz nicht zureichte, ſo konnte er die jungen Bäume nicht gar groß wachſen laſſen, man kaufte ihm aber auch manche ſchon jung ab: überdieß pflanzte er einige Beete Kohl, deſſen Strunke man jung zu genießen pflegt, machte ſich auch Spargelbeete, und baute Artiſchoken, ja ſeine Schweſter Anne theilte den Gewinn ihres daran gränzenden Flachs- und Hanf-Gartens mit ihm. Dieſe Pflanzen tragen zwar weder Holzſtämme, noch kann man ihren Stengel, wie den Strunk des Kohls, den Spargel ꝛc. eſſen: doch ſind bekanntlich die Faſern deſſelben den Menſchen ſehr nützlich. Anne ſäete den Lein, jätete ihn, raufte ihn, wenn er reif war, rüffelte ihn und reinigte den Saamen. Alsdann hatte ſie das Röſten zu beſorgen, endlich wurde er mit dem übrigen Flachs ihrer Mutter gebrecht, geſchwungen, gehechelt und geſponnen. Ebenſo ward es auch mit dem Hanfe gehalten. Georg ſäete in ſeiner Schweſter Garten zum Scherz auch ein kleines Stückchen große Neſſeln: auch ſie ſind auf ähnliche Art nutzbar. Endlich fielen beede Geſchwiſtrige auf den Gedanken, auch den Anbau des Reiſes, den man ſonſt nur aus den heißen Ländern bekommt, der aber auch teutſches Klima verträgt — zu verſuchen. Noch beſſer gieng aber die Syriſche Seidenpflanze von Statten, aus ihren Saamenkapſeln, ſo wie auch aus dem Schottenweldrich und der Wieſenwolle, erzeugten ſie ſich eine Art von

ſeiner Wolle, die, mit Baumwolle gemiſcht, zu Strümpfen, Handſchuhen, Hüten ꝛc. treflich dienet.

140. Die Krautgärten.

Da die meiſten Pflanzen den Menſchen durch ihre Blätter nützen, ſo enthielten der vierte und fünfte Garten lauter Kräuter: Friderike und Sophie baueten ſie. Jene wählte ſich Kräuter zur Nahrung, und daher fand man bei ihr weißes und rothes Kraut, Wirſing, Schnittkohl, Blumenkohl, Broccoli, Krauskohl, Braunkohl, Welſchkohl, Melde, Spinat, Mangold, allerhand Salat: (z. E. Endivie, Kreſſe) Peterſilie, Sauerampfer, Körbel, und andere Suppenkräuter: dieſe hingegen legte ſich mehr auf den Bau der Gewürzkräuter, z. B. Pfefferkraut, Boretſch, Baſilienkr., Majoran, Salbei, Rosmarin, Thymian, auch Kümmel, ſchwarz Kümmel, Münze, Raute, Coriander, Dill, Fenchel, Rabwurz, Senf, Annis, Beifuß, Lavendel, Portulack, Löffelkraut.

Aber alle, die mit Kräutern zu thun hatten, hatten zwei ſchlimme Feinde, die Erdflöhe und die Raupen. Gegen die erſtern verſuchten ſie allerlei Mittel, ſtreuten Aſche, ſprengten Eſſig, u. dgl. Aber ſie halfen nicht allezeit. Die Raupen konnten ſie blos durch ihren großen Fleiß wegſchaffen: ſie brachen entweder die mit Eiern beſäeten Blätter ab, oder laſen die Raupen ab, wenn ſie kaum ausgekrochen waren.

141. Die Futterkräuter.

Der ſechste Garten war den Futterkräutern beſtimmt. Friz pflanzte Klee, rothen Wieſenklee, Erdbeerkleee, weißen Bergklee, Steinklee, Baſtartklee, Sternklee, Hopfenklee, Luzerne, (Schneckenkl. ewigen Klee), Eſparſette, und noch andere Arten, mit welchen er nachher den Kühen ſeiner Mutter einen guten Tag machte. Auch den Geißklee, Futterwicke,

zweijährige W. Zaunwicke, Heckenw. Vogelw. Platt-Erbſe, Kronwicke, wilde Kichern, Spergel, Bibernell und Brenneſſel, was lauter gutes Futter für die Kühe iſt, baute er.

142. Die Blumengärten.

Der 7. und 8te Garten waren Blumengärten. Den ganzen Frühling und Sommer über ſahen ſie bunt aus, das machte den zwei Mädchen, Johanne und Regine, zwar viel Geſchäfte und Mühe, aber dieſe Mühe ward ihnen nicht ſauer, weil beede große Luſt dazu hatten. Johanne gab ſich nur mit innländiſchen, Regine auch mit ausländiſchen Pflanzen ab. Manche Blumen wachſen aus Zwiebeln; dieſe mußten ſie zu beſtimmter Zeit in die Erde legen und wieder heraus nehmen, als: Schneetropfen, Knotenblumen, Narciſſen, (Tazetten, Jonquillen, Dichternarciſſen), Hyacinthen, Tuberoſen, Königskronen, Mayblümchen, Lilien, Amaryllen, Kaiſerbund, Tulpen, Schwerdtlilien (Jris), Frühlings-Safran, Siegwurz ꝛc. und aus vielen Wurzelzaſern, wie Ranunkeln, Gartenanemonen, Lilienblumen ꝛc. deren manche durch die Pflege nach und nach gefüllt werden können. Andere aber werden alle Jahre von neuem geſäet und gepflanzet, z. B. die Aſtern, die Balſaminen, die wohlriechenden Wicken, der Ritterſporn, die Akeley, das Glöckchen, der Mohn, die Sonnenblume, Wunderblume, Ringelblume, die indianiſche Kreſſe, Nachtviole, Strohblume, Papierblume, Aſchenpflanze, Wucherblume. Die ſchönen Nelken werden alle Jahre abgelegt oder geſenkt. Auch ſo der Pfefferſtrauch, der wie Jasmin riecht, manche beſtöken ſich und müſſen daher von Zeit zu Zeit auseinander genommen und weiter verpflanzt werden, z. B. die Aurikeln und die Veilchen. Verſchiedene mußten die Mädchen im Winter pflegen, als die Levkojen, die Lakſtöke, die Reſeden, die vier-

len Storchenſchnabelarten, Oleander, Fuchſie. Doch giebt es auch nicht wenige, welche den Winter ausdauren, und ohne ſonderliche Wartung alle Jahre wieder blühen, als: die Roſe, die Strauswicke, die Syringe, die Schneeballe. Solche pflanzten ſie in die Ecken der Gärten, damit ſie durch das Umgraben der Beete nicht geſtört werden möchten. Regine hatte auch in Kübeln einen Myrtenbaum, zog ſich, vermittelſt des Ueberwinterns im Zimmer, Zitronen und Pomeranzen, wußte ſich die Paſſionsblume an geſchickten Orten im Freien, etwa auch durch Bedeckung mit Strohmatten, zu erhalten, und lernte ſo durch langes Forſchen und Nachdenken, auch ohne Treibhaus und Miſtbeete, manches während des Winters erzielen, was ſonſt nur in wärmeren Erdſtrichen auszudauern pflegt Ihre Mühe blieb nicht ganz unbelohnt, es fanden ſich oft Leute, die ihnen einen Blumenſtock abkauften: auch aus den Sämereien und Pflanzen löſten ſie manchen Kreuzer. Wenn die Mädchen im Dorfe ſich putzen wollten, ſo kauften ſie den Blumengärtnerinnen Kränze und Sträuße ab. Ueberdieß wurde ſonſt kein Garten ſo fleißig beſucht, als die beiden Blumengärten. O wie ſchön! o wie wunderſchön! riefen die Leute, ſie lobten den Fleiß der Mädchen, und darauf thaten dieſe ſich was zu gut. Sie hatten einen Vetter, der Gärtner geweſen war, der gab ihnen Unterricht in der Blumenzucht.

143. Das Getraide ꝛc.

Der neunte Garten war der Getraide-Garten: darinn pflanzte Johann lauter Pflanzen, deren Saamenkörner von Menſchen und Thieren gegeſſen werden, nämlich Roggen, Waizen, Dinkel, (Spelz) Einkorn, Gerſte, Haber, Hirſen ꝛc., aber auch Erbſen, Kichern, Wicken, Linſen, Bohnen, Heidekorn, Mohn, Schwaden, (Mannaſchwingel). Von

den eigentlichen Getraidearten baute er zwar nicht ſo viel, daß er davon Gewinn ziehen konnte, höchſtens ließ ſich nur eine Henne, eine Gans oder ein paar Tauben damit füttern: aber dafür trachtete er viele verſchiedene Sorten Getraide, auch ausländiſche, die man hierzuland nicht zu bauen pflegte, z. B. Polniſchen, Engliſchen Waizen, Wunderkorn, Staudenkorn, Egyptiſches Korn in ſeinen Beeten aufzuweiſen, und da er ſie weit genug auseinander ſäete und ſteckte, ſo trieben ſie ungewöhnlich große Körner, die es eine Luſt war, zu ſehen. Hirſe und Heidekorn wuchſen auch nur ſo viel, daß Johann ſie blos als Vogelfutter verkaufen, und ſich kaum zu einer Speiſe zurichten konnte: dagegen fanden die grünen Schotten der Erbſen und Bohnen allezeit Liebhaber. Dazu kam noch, daß Johann theils auch Mays (türkiſch Korn, türkiſchen Waizen, Welſchkorn) baute, theils noch ſolche Körner gewann, die ſich als Gewürz brauchen laſſen, als Fenchel, Dill, Kümmel, Anis, Koriander, und wenn er auch von jedem nur ein Mäßchen einſammelte, ſo war ihm das ſchon der Mühe werth. Er ſteckte auch Haſelnüſſe, welſche Nüſſe und Kaſtanien, wilde und eßbare, in die Erde, und es gelang ihm, einige junge Bäume zu erziehen, die er verkaufen konnte, als ſie zum Verſetzen groß genug waren. Johann hatte doch den Vortheil, daß er nie allgemeinen Mißwachs hatte. Alle Jahre düngte er einen Theil des Gartens, arbeitete den aber ſorgfältig um, aller Saame war rein und reif; wuchs zuviel Unkraut, ſo ward es ausgejätet; Heuſchrecken und Werlen hatte er auch nicht zu fürchten. Blieb der Regen zu lange aus, ſo kam Johann mit der Gießkanne zu Hülfe.

144. Obſt.

Der zehende, eilfte, zwölfte und dreizehende Garten waren Obſt-Gärten, und zwar von dem

größten Umfange. Die Benutzung derſelben überließ der Schulze den 4 Söhnen des Schullehrers, in der Abſicht, dem Vater ſeinen Gehalt etwas zu verbeſſern. Wenn die Kinder friſches Obſt, gleichviel, ob Stein- oder Kernobſt, aßen, ſo ſammelten ſie von den reifſten und ſchönſten Stücken die Kerne und Steine, und ſteckten ſie nachher in die Erde. So bekamen ſie einen großen Vorrath junger Aepfel- Birn- Pflaumen- Zwetſchgen- Kirſchen- Quitten- Miſpeln- Aprikoſen- Pfirſich- Mandel-Bäume. Einige davon konnten gleich verſetzt werden, wenn ſie die rechte Größe erlangt hatten, z. B. Pflaumen und manche Kirſchen, andere aber wurden nur wilde Stämme. Wenn nun der Vetter Gärtner, von dem ſchon oben erzählt worden, kam, das war gar ein freundlicher und behülflicher Mann; ſo wies er den Knaben, wie ſie die Bäumchen gut machen ſollten. Er lehrte ſie okuliren, propfen, kopuliren. Dadurch wurden des Schullehrers Gärten zu einer ſchönen Baumſchule, in welcher man junge Bäume von allen inländiſchen Obſtarten, ja auch von vielen fremden antraf. Wenn die jungen Leute irgendwo einen guten Apfel oder eine vorzügliche Birne gewahr wurden, ſo baten ſie ſich einen Zweig aus, um ihn einem von ihren wilden Stämmen einzupropfen. Der Verkauf der jungen Bäume trug dem Schullehrer, oder vielmehr ſeinen Söhnen, manchen Gulden jährlich ein: allein an den Wänden der Gärten, welche die meiſte Sonne zu genieſſen hatten, waren Spaliere angebracht, an denſelben zogen die Kinder junge Bäume, die in wenigen Jahren Früchte trugen, die ihnen viel beſſer ſchmeckten, als alle andere, weil ſie ſie ſelbſt gebaut hatten, und ſie ſo für den Lohn ihres Fleißes anſahen. Auch Feigenbäume verſuchten ſie.

145. Der Weingarten.

Das vierzehende und fünfzehende Stück Feldes wurden zu Weingärten angewendet, und kamen in die Hände der Brüder Conrad und Claus. Ein benachbarter Weingärtner lehrte ſie nach und nach alle die verſchiedenen Handarbeiten, die der Weinbau erfordert, (ſie mußten ſchneiden, backen, pfählen, ſtoßen, heften, felgen, verhauen, beziehen u. ſ. w. lernen) die Fortpflanzung durch Abſtecker und Schnittlinge, die Behandlung in den erſten Jahren, und die Abſicht des Verfahrens dabei, die fernere Wartung des Weinſtocks, die Düngung, die Leſe und übrige Benutzung, die Vortheile und Nachtheile des Bodens und der Lage kennen, und ſo trachteten ſie ſo viel möglich alle verſchiedene Traubenarten (z. E. den Gutedel, den frühen ſchwarzen, den weißen und ſchwarzen Muskateller, der Elblinger, großen und kleinen Burgunder, kleinen Rißling, Rothwiner, Ruländer, Zibeben, Mühlrebe, Peterſilientr. Traminer, (roth und weiß) Välteliner, gelbe Moßler, Süßſchwarze, in ihren Gärten zu pflanzen. Wie groß war ihre Freude, wenn es ihnen gar gelang, eine neue ausländiſche Sorte, z. B. Ungariſche, Franzöſiſche, Italieniſche, irgendwoher zu erhalten.

146. Der Beerengarten.

Der ſechszehende Garten führte den Namen: der Beerengarten. Da pflanzte Gertrud Erdbeere und Himbeere, weiße und rothe Stachelbeere, weiße, rothe und ſchwarze Johannisbeere, (Ribiſen), holte ſich auch im Walde Heidelbeere, und Preußelbeerſträucher, und ſtatt des Zaunes pflanzte ſie Berberisbeere, Schlehen, Hagedorn, Kreuzdorn, Cornelikirſchen (Dirlizen), Schneeballen, Sandbeere, Rheinweide (Liguſter), und Gaisblatt (Je länger, je lieber). Und weil der Garten vier Ecke hatte, ſo

ward in der einen Ecke ein Vogelbeerbaum, in der andern ein Hollunder- in der dritten ein Wachholderſtrauch, und in der vierten ein Maulbeerbaum geſetzt, von deſſen Blättern ſie einige Seidenraupen zu nähren pflegte. Die Beeren dieſer verſchiedenen Sträucher und Bäume benuzte ſie auf gar vielerlei Art, beſonders zum Einmachen. Auf jenen lebendigen Zäunen wurzelte ſich bald auch die kleine Schmarozerpflanze, Miſtel genannt, mit ihren Beeren, und Gertrud lernte davon Vogelleim verfertigen. In der Mitte des Gartens warf ſie ſich einen kleinen Berg auf und bepflanzte ihn auſſer Hanebutten verſchiedener Roſenſtöke, auch noch mit Gurken, Kürbißen und Melonen.

147. Die Färberpflanzen ꝛc.

Siebenzehends baute Ferdinand Färberpflanzen, zwar nicht den Indigo, doch den Wau (Gilbkraut), den Krapp (Färberröthe), den Farbeginſt, den Waid, den Saflor, die Scharte. Ferner: Mehlbeere, Waſſerlilge, Natterwurz, Schwarzwurzel, Wolfsfuß (Waſſerandorn), St. Jakobskraut, Teufelsabbis, blaue Schwerdlilge, Berberis, Biberklee, wilde Rapunzel, Sumach (Gärberbaum), Zweizahn, Spizklette, Waſſerweide, Ochſenauge, Doſten, Flachsſeide, unſerer lieben Frauen Betſtroh, Tormentill. Ja auſſer dem Seifenkraut, womit man die Leinwand reinigen kann, wählte er ſich noch einige andere für die Kunſt der Menſchen ſehr wichtige Pflanzen, die in den übrigen Gärten nicht gebaut wurden, beſonders die Weberdiſtel (Raubkarte) und den Hopfen: von beiden wird der Zapfen, jener von den Tuchmachern, dieſer von den Bierbräuern benuzt. Auch manche Oelpflanzen, z. B. Rübſen, Raps, chineſiſcher Oelrettig, Mohn, Sonnenblume, Hederich ꝛc. beſchäftigten ihn.

148. Das übrige Pflanzenreich, beſonders Grasarten, Giftpflanzen ꝛc.

Nun gab man auch dem Pfarrer einen vierfachen Theil des Feldes für ſeine Kinder: auch ſie muſten eine andere Art Gewächſe, wenigſtens in anderer Rükſicht, als die übrigen Kinder, anbauen, damit die Schule von den meiſten Arten, beſonders der innländiſchen Pflanzen, einige Kenntniß bekommen möchte. Dieſe pflanzten nun gar vielerlei Gewächſe. Ein Beet Frühlingspflanzen, Kellerhals, Schneetropfen, Frühlings-Ehrenpreis, frühen Safran, Lungenkraut, Haſelwurz, Schellenanemone, Knotenblume, Milchſtern, frühes Fingerkraut (Gänſerich), Leberkraut, Schuppenwurz, Huflattich, Hungerblümchen, frühen Storchenſchnabel, Sparre, Taubeneſſel, Hirtentäſchchen, endlich auch Schlüſſelblume, Waldanemone (Waldröschen) Erdrauch, Feigenranunkel, Kreſſe, blaue Veilchen, Frühl. Erven, Meerzwiebel ꝛc.

Ein Beet Grasarten, als Wieſenfuchsſchwanz, Glanzgras, Hirſegras, Bartgras, Windhalm, Knaulgras, Schmellen, Strausgras, Lieſchgras, Bandgras, Haargras, Fennich, Perlgras, Riſpengras, Zittergras, Kammgras, Schwingel, (wovon die Managrüze), Treſpe, Pfriemengras, tauber Hafer, Goldhafer, Lolch, Haargras, Borſtengras, engliſches und franzöſiſches Raygras, Honiggras, Sonnenthau, Knopfgras, Ruchgras, Pferdegras, Seege (Riedgras), taube Gerſte, Binſen, Wieſenwolle, Kanariengras, ꝛc. Sie pflanzten darneben auch die gewöhnlichen Kräuter, die man Unkraut *) nennt, weil ſich ihre kleine Sämchen leicht auf die Aeker unter das Getraide verlieren, was natürlicher Weiſe der Bauer zu verhüten,

---

*) Kein Gift, kein Unkraut gibts in Gottes weiſer Welt, Wenn man nur alles thut und braucht, wie ihm gefällt.

und daher ſeine Ausſaat recht rein von fremdartigen Körnern zu erhalten ſuchen muß, damit Brod und Mehl keinen unächten oder gar ſchädlichen Geſchmak bekommen. Z. B. das rothe, und himmelblaue Gauchheil, Adonis, blaue Kornblume, Kornraden, Kletten, Diſteln, Akercamille, Hahnenfuß, Wegerich, Flöhkraut, Wegetritt, Wucherbl, Hederich, Gänſerich, Rheinkohl, Wildhaſer, Treſp, Quecke, Saudiſtel, Odermennig, Bengelkraut, Fettkraut, Pfennigkraut, Sonnenthau, Ritterſporn, Johanniskraut, Cardobenedikten, Mutterkraut, Ackerwinde, Windling, Wieſenwolle, Mausöhrchen, Gänſefuß, Mannstreu, Schölkraut, Mohn, Ciſtroſe.

Ein Beet Giftpflanzen. Ein Apotheker in dem benachbarten Städtchen lehrte ſie ſie kennen, auf dem Felde ſammeln, und mit der gehörigen Vorſicht in ihr Gärtchen verpflanzen. Der Vater führte über dieſes Beet genaue Aufſicht, und ſchränkte es mit einer Art von Zaun gehörig ein. Am Anhang findet ſich das Verzeichniß und die Beſchreibung derſelben nebſt Abbildungen zur Belehrung der Unwiſſenden und Warnung der Leichtſinnigen.

Ferner ein Beet Zwiebelgewächſe, deren ſchon oben manche genannt worden ſind, und theils in den Blumen= theils in den Küchengärten vorkommen, beſonders auch die ſo ſehr verſchiedenen Arten von Lauch, Milchſtern, Zaunblume ꝛc., auch Orchiden verſchiedener Art, deren ſehr nahrhafte Knollen mit Vortheil dem Mehl zum Brodbacken zugeſetzt werden. Ein Beet Sternförmiger Pflanzen, z. B. Mayerkraut (Klebkraut), Labkraut, ein anderes rauhblätteriger, z. B. Steinſaame, Ochſenzunge, Hundszunge, Beinwell, Wachsblume, Natterkopf, Krummhals (mehrere ſ. oben), ein anderes nägelartiger Pflanzen, z. B. Steinbrech, Knauel, Nelken, wie Armeriſche Nelke, Bartnelke, Ilumichte Nelke, Karthenſernelke, Taubenkropf, Leinkraut, Grasnelke, Meirich, Lichtnelke, Horn=

kraut, Kron-Kornraden ꝛc.; ein anderes rachenförmiger (masken ähnlicher) Blüthen, als Günſel, Gamander, Kazenmünzer, taube Neſſel, Gundelrebe, Saturey, Hohlzahn, Stachys, Ballote, Andorn, Prunelle, Wolfstrapp, Drachenkopf, Helmkraut, und ſo manche andere innländiſche Gewürze, die ſchon oben genannt worden ſind: auch Hahnenkamm, Augentroſt, Kuhweizen, Läuſekraut, Löwenmaul, Braunwurz, Ervenwürger ꝛc.; ein anderes Schotenpflanzen, z. B. Leindotter, (gibt Oel zum Brennen und für die Küche) Meerkohl, Kreſſe, Hungerblümchen, Taſchenkraut, Löffelkraut, Bauernſenf, Steinkraut, Mondreil, Zahnkraut, Schaumkraut. Rauke, Hederich, Levkoie, Nachtviole, Kohl, wilder Rettich, und andere ſchon erwähnte, mit lauter Kreuzblumen; ein anderes Schmetterlingsblüthen, z. B. Pfriemen, Genſter, Heuhechel, Wollblume, Erven, Kichern, Wicken, Knollwicke, Erdnuß, Geisklee, Coronillen, Blaſenſchote, Tragant, u. a. beſonders mancherlei Klee, den man überall bauet; ein anderes Malvenblüthen, z. B. Eibiſch (Ebiſch) Lavatere, Pappel, auch Hibiſcus und Baumwolle, einige Beete Dolden- (Schirm-) Gewächſe, z. B. Durchwachs, Haſtdolde, Silge, Hirſchwurz, Bärenklau, Liebſtökel, Merk, Rebendolde, Kälberkropf, Roßkümmel, Eppich, ꝛc. viele kamen ſchon unter den Küchengewächſen vor; endlich einige Beete von zuſammengſezten Blumen, z. B. Bocksbart, Scorzonere, Bitterkraut, Gänſediſtel, Lattich, Haſenſtrauch, Habichtskraut, Wegwarte, (Cichorie) Krazkraut, Krebsdiſtel, Eberwurz, Alpkraut, Rheinfarren, Beifuß, Ruhrkraut, Kreuzkraut, Sternblume. Goldruthe, Alant, Maßlieben, Schafgarbe, Flockenbl. Ringebl. Ruhrkraut, Kugeldiſtel, ꝛc. Das alles ſo in beſondere Beete neben einander geſtellt, und zuſa[illegible]en geordnet, um auf das Uebereinſtimmende der [illegible]talt, welche die Blüthen, Früchte, Blätter, ꝛc. gerade ha-

den, aufmerkſam zu machen, ſo weit ſich nämlich die vielen tauſend Pflanzen, womit Gott den Erdboden geſchmückt hat, in natürliche Geſchlechter oder Familien eintheilen laſſen. Daher ſammelten ſich die Kinder auch noch aus den Wäldern das Kannenkraut und andere Farrenkräuter, verſchiedene Mooſe und Aftermooſe, (Flechten) auch die eßbaren Schwämme, als Reisken und Champignons, hieher, um ſich ſoviel möglich einige Ueberſicht des ganzen unermeßlichen Pflanzenreichs zu machen. Freilich erforderten manche dieſer Gewächſe ſchattichte, oder gar feuchte und wäſſerichte Oerter, ſie hatten aber auch einige kleine Seen, Bäche und Waſſerbehälter, die die 24 Gärtchen zum Begießen und Beſpritzen nöthig hatten, an welche ſich ſchattenreiche Bäume, z. B. die Trauerweide, befanden, und in und um welche ſie die Waſſerpflanzen, als die Dotterblume, das Froſchkraut, Schilf-Rohr, den Calmus, Weiderich, das Pinblatt, die Seeroſe, den Waſſerpfeffer, Knöterich, Waſſerviole, Springkraut, Waſſerlinſe, Rohrkolbe, Engelbl. ꝛc. pflanzten.

149. Arzneikräuter.

Das 22. 23. und 24ſte Stück Feldes hieß der Arzneigarten: des Barbierers Töchter, die zugleich einen Vetter in einer benachbarten Apotheke hatten, und ſo von dieſem die nöthige Kenntniß der Heil- und Arzneikräuter leicht erlernen konnten, pflanzten nun alles hiehergehörige an, ſoweit ihnen die Uebrigen nicht ſchon in anderem Betracht vorgekommen waren. Bibernell, Wollkraut (Kerze, Himmelbrand), Klatſchroſe (Ackermohn), Löffelkraut, Körbel, Süßholz, Zaunrübe, Sauerampfer, Löwenzahn (Butterblume, Cichorie, Pfaffenröhrlein), Safran, Benediktwurzel, Meiſterwurz., Seifenkraut, deutſchen Ingber, Wunderbaum, Eiſenkraut, Diptam (Aeſchwurz), Ei-

biſch, Hollunder, Sauerklee, Bitterklee, Schaftheu, Garten-Raute, Klette, Skabioſe, Schlüſſelblume, Majoran, Bitter-Kreuzblume, Epheu, Angelika (Engelwurz) Coriander, Fenchel, Yſop, Erdrauch, Pfeffermünze, Meliſſe, Kreuzblume, gr. Schöllkr., Akeley, Betonika, kl. Tauſendguldenkr., Tragant, Alantwurz, Krebsdiſtel, Wermuth, Wolverlei, Gemswurz, Röm. Kamillen, edle Schafgarbe, Gichtwurz, dreifarb. Veilchen, weißer Andorn, Krauſemünze, Meliſſe, Rosmarin, ꝛc. klein Baldrian, Enzian, Ehrenpreis, Salbey, Lavendel, Melilottenklee, ſpaniſchen Pfeffer, ꝛc. Auch ſäeten ſie ein Beet verſchiedenen Tabacks hinzu. Von dieſem allem kaufte ihnen der Apotheker gerne für manchen Batzen ab, und wie vieles ließ ſich zu Thee in die Haushaltungen brauchen.

150. Spiel- Ruh- und Freudenplätze ums Dorf für Jung und Alt.

Noch waren 10 Stücke des Feldes übrig, die zum gemeinſchaftlichen Vergnügen der Schulkinder, beſonders am Maifeſte, Kirchweihfeſte und an Schulprüfungstagen, beſtimmt waren, wo in der Mitte drei große Lauben, auf beiden Seiten, im Schatten zwiſchen Bäumen, zwei Kegelplane für die Knaben, und zwei mit Italieniſchen Pappeln rundum beſetzte große freie Plätze zu Bewegungsſpielen angebracht waren. Die Lauben wurden mit Geſträuchern angelegt, die theils ſchnell aufwachſen, wie der Andern aus der Barbarei, theils ein angenehmes ſchattiges Blatt haben, wie der Pfeifenſtrauch, der Blatthartriegel, der Schneeballenſtrauch (Schmelke), die Speierſtaude, die Heckerkirſche, die Pimpernuß, theils viel Wohlgeruch, beſonders zur Abendszeit von ſich geben, wie das Je länger, je lieber, der Jasmin, und manche Roſen. Die Sorge für die Bepflanzung und Unterhaltung

dieſer öffentlichen Lauben hatte man einem geſchik-ten ſtarken jungen Menſchen im Dorfe, Namens Treulieb, der der ältere Sohn des Schulzen war, übergeben, dieſer hielt ſie in ſo guter Ordnung, auch mit Hülfe ſeines Vaters und ſeiner Geſchwiſter Jahr für Jahr ſo unter der Scheere, daß dieſe Gegend des Schulgartens der Lieblings-Plaz für Jung und Alt ward. Die Eltern begleiteten gar gerne ihre Kinder zu ihren Jugendſpielen ſelbſt, und wenn irgend ein Feſt auch unter den Erwachſenen, z. B. das jährliche Erndtefeſt, gehalten wurde, ſo wählte ſich das ganze Dorf nicht leicht einen andern Ort zu der allgemeinen Volksfreude, als dieſen im Schulgarten.

Damit die Spielpläze ſelbſt um ſo zierlicher ausſähen, beeiferten ſich einige Mädchen ſie mit Rabatten von Immergrün (Sinngrün) hier und dort zu ſchmücken, und brachten mit ihren mancherlei Verzierungen, die auf ſolche Blüthen verwendet wurden, welche die Kinder-Gärtchen ſonſt noch nicht aufzuweiſen hatten, z. B. durch Dazwiſchenpflanzung des wohlriechenden Seidelbaſts, des ſchmalblättrigen Weidrichs, der Nachtkerze, der Amaranthe, ſelbſt einiger Heidekräuter, ꝛc. das Ganze dieſes Gemeindeplazes zu einem lebhaften Farbenſpiel.

Vermittelſt dieſes öffentlichen Schulgartens kam es nach ſechs bis zehen Jahren dahin, daß die Schuljugend in Kleedorf mit den unzähligen Pflanzen, Blüthen und Früchten, die Gott gewiß nicht darum ſo verſchieden und mannigfaltig geſchaffen hat, damit der denkende Bewohner und Herr des Erdbodens, der Menſch, Jahr aus und Jahr ein, gedankenlos an ihnen vorüber gehe, und ſie weder bemerken noch eine von der andern unterſcheiden

lerne — ſpielend bekannt wurde, die meiſten Feld- Wieſen- Garten- und Waldgewächſe zu nennen wußte, und jede Reiſe, und jeden Spaziergang durch Gottes ſchöne Fluren kurzweiliger, unterhaltender und lehrreicher fand. Ja, je bekannter die Kinder ſchon mit den Erzeugniſſen der Natur wurden, um ſo leichter wurde es ihnen, im Alter über die Nuzbarkeit dieſer und jener Gewächſe nachzudenken, und ſo manches neu benuzen zu lernen, was andere noch unbenuzt laſſen: ja nach dreißig Jahren verwunderte man ſich allenthalben, daß gerade die Bauern in Kleedorf mehr Vortheile und Kenntniſſe in der Landwirthſchaft, im Feld- und Gartenbau, auch in Handwerksarbeiten bewieſen, als die anderer Orten. Freilich giengen dem Mann und Weibe viele Namen der Pflanzen aus ihrem Gedächtniſſe wieder verloren: allein der Beobachtungsgeiſt, den ſie dardurch in der Kindheit erworben hatten, die Aufmerkſamkeit auf alle ſie umgebenden Dinge, und die Fertigkeit, ihre Merkmale ſchnell aufzufaſſen, ihr Aehnliches zu vergleichen, und ihr Unähnliches zu unterſcheiden, blieben ihnen bis in ihr ſpäteſtes Alter übrig: und dieß konnte auch nicht ohne guten Einfluß auf die Religioſität und Sittlichkeit der ganzen Gemeinde ſeyn.

151. Der Abschied.

Ein Lehrer musste den Ort einst verlassen, wo er lange gelehrt hatte. Da weinten bei seinem Abschiede die Kleinen und die Grossen. Die Kinder sagten: „Ach! unser guter Leh- „rer verlässt uns, wer wird uns nun leh- „ren?“ Die Grossen sprachen: „Wenn wir

„wenigstens doch noch Zeit gehabt hätten, „ihm Freude genug zu machen! wenn er „uns doch als Dienstboten, Eheleute, Aeltern, „und Hauswirthe gesehen hätte, und wie wir, „durch Gehorsam gegen seine guten Lehren, „dann glücklich lebten!“ Der Lehrer selbst war ganz bewegt: aber er fasste sich, und redete bei seinem Abschiede diese merkwürdigen Worte:

„Lieben Freunde, Grosse und Kleine! Ich „danke euch allen, dass ihr mich gerne gehört habt. Euer Gehorsam, weil ich bei euch „war, und die Liebe, die ihr mir stets bewieset, versichern mich dessen. Aber es ist auch „nützlich, dass ich euch verlasse. Als ich bei „euch war, da dachtet ihr nicht genug „selbst. Ihr verliesset euch darauf, ich würde „schon für euch mit denken. Und ihr „sahet überhaupt mehr auf den Lehrer, als „auf die Lehre. Nun ich euch aber verlasse, „nun müsst ihr selbst denken und überlegen; diess aber hilft euch am allermeisten. „Denn ob ich euch gleich jetzt verlasse, so

„bleibt doch meine Lehre bei euch: und
„diese wird euch noch nützlicher werden, als
„meine persönliche Gegenwart, wenn ihr sie
„durch öfteres Nachdenken und Wiederho-
„len recht zu verstehen und anzuwenden suchet. Joh. 16, 7.

Erſter Anhang.

Beſchreibung der gefährlichſten Giftpflanzen.

Taumellolch, betäubender Lolch,

wird auch Tollkorn, Tolltrespe, Schwindelhafer, Sommerlolch, Tollrich, Toberich, Täberich, Dippelhaber, Lollhafer ꝛc. hier und dort im gemeinen Leben genannt.

Das einzige Gift unter den Gräſern. Sein Samen findet ſich ſehr häufig unter dem Getraide, beſonders

unter der Gerſten und dem Haber, auch andern genies-baren Pflanzen. Sie werden daher leider! oft genoſſen, und ob ſie gleich nicht ſchnell tödten, ſo erzeugen ſie doch manche Krankheit, auf deren Grund niemand leicht kommt. Daher iſt die Ausrottung des Schwindellolchs (Lülchs) von größter Wichtigkeit, und der Leichtſinn unverantwortlich groß, der das Getraide nicht auf das ſorgfältigſte reiniget, ſich nicht eine recht reine Saat angelegen ſeyn läßt, noch durch Voreggen, Dikſäen, Nacheggen derſelben, durch Spätſäen und Verwahren des Düngers vor Vermengung mit dieſem, ſo wie mit allem andern, Unkraut, für der Menſchen Leben und Geſundheit Sorge trägt. Der Tollrich betäubt und macht Schwindel, daher ſein Name. Schon oft ſind die Beckergeſellen beim Einweichen des Mehls, wornnter Tollrich geweſen, vor der Mulde (Backtroge) betäubt umgefallen. Das Mutterkorn (ein durch Feuchtigkeit und ſchnell daranf erfolgte Hitze verurſachter pilzähnlicher Auswuchs der Getraidekörner) iſt lange nicht ſo ſchädlich, vielmehr gibt das Mehl von demſelben, wenn es mit einer hinlänglichen Menge Sauerteig vermiſcht wird, ein unſchädliches Brod, allein was man ſo gerne dem Mutterkorne zuſchreibt, thun vielmehr Körner des Tollrichs. Dieſe unterſcheiden ſich nur dardurch von dem Roggen, daß ſie runder und dicker ſind. Die allermeiſten Gräſer haben drei Staubfäden, die meiſten zwei Staubwege: ſo auch der Tollrich, deſſen Blüthezeit im May fällt. Sein Halm wird 2—4 Fuß hoch, macht Gelenke, und hat glatte Grasblätter. Die Blüthe treibt eine Aehre,*) der Aehrchen ſind oft zehen bis achtzehn auf beiden Seiten des Halms breit gedrückt, in Granen (Bart, Stacheln) ausgehend, jedes Aehrchen hat acht kleine Blümchen. Der immerwährende und gemeine, unſchädliche, Lolch unterſcheidet ſich von dem Tollolch vornemlich durch die Granen. Der Same iſt braunſchwarz, eyrund, breitgedrückt, ſchmeckt ſüß, und dauert drei Jahre lang unter der Erde. Die ganze Pflanze hat keinen Geruch. Auf feuchten Aeckern und nach einem näſſen Frühjahre findet ſie ſich am leichteſten.

Das damit angeſteckte Korn ſiebe man durch ein Trespenſieb, deſſen Löcher länglicher als an den Radeſieben ſeyn müſſen.

---

*) Auch Waizen, Korn und Gerſten haben Aehren, der Haber hingegen Riſpen, ſo wie die meiſten Grasarten.

Stechapfel.

Auch Dornapfel, Rauchapfel genannt.

Man kann vor dieſem Giftgewächſe, das vom Junius bis in Herbſt, (auch bisweilen ſchon im May) blühet, und auf allen Schutthaufen an Wegen, Dämmen und Flüſſen, auf dem Felde, an Straßen und in Dörfern, angetroffen wird, nicht genug warnen, denn es iſt eines der Allergefährlichſten, iſt aber auch leicht zu kennen, ſowohl in ſeiner Blüthe als in ſeiner Frucht. Der Stängel iſt zwei Fuß hoch, dreiekigt, treibt große, glatte, breite, dunkelgrüne, langſtielige, geäderte, eyförmige, an ihrem Rande Winkel, wie Buchten, bildende Blätter. Die Blume iſt groß, weiß, eine trichterförmige Röhre, die weit über ihren Kelch, in dem ſie ſteht, hinausragt, gefaltet, der Saum dieſer Blumenkrone iſt faſt ganz geradrandig, und kaum mit fünf Zähnen verſehen, der Kelch wächst bauchig, bildet fünf Ecke, hat fünf Zähne, fällt bald ab. Fünf Staubfäden ſtehen wie Pfriemen und der Griffel wie ein Faden in der Blumenkrone. Die Frucht,

oder der Stechapfel ſteht aufrecht, eyrund, geht aus der grünen in die graubraune Farbe über, hat viele Stacheln auf ſeiner Oberfläche, ſpringt, wenn ſie reif iſt, auf, hat in ſeinem Innern zwei Fächer, vier Klappen (Schaalen), in denen eine Menge nierenförmige Samenkörner, die ſchwarz, flach, viel größer und breiter als die des Schwarzkümmels ſind, und keinen Gewürzgeſchmak haben. Die ganze Pflanze ſchwizt eine klebrige Feuchtigkeit aus, und hat einen ſo widrigen Geruch, daß oft ſchon ihre Ausdünſtung in Zimmern, oder vor den Fenſtern, Uebelkeiten und Kopfſchmerzen macht. Man laſſe doch ja keine Kinder mit dem Samen des Stechapfels ſpielen!

Das Bilſenkraut,

auch Zigeunerkr. Saubohne, Teufelskr. Tollkr. genannt.

Eines der heftigſten Gifte; wächst im Schutte, auf öden aber fetten Stellen, Kirchhöfen ꝛc. zur Höhe von 2 Fuß, und blühet im Julius und Auguſt. Iſt leicht zu kennen, iſt durchaus von weichen Haaren bekleidet, und hat einen eben ſo widrigen ſtinkenden Geruch, als düſteres, ekelhaftes Anſehen. Die Blätter ſind lang, ſtiellos, am Rande buchtig ausgeſchweift, haben weißgrüne Adern und umfaſſen den Stengel. Die Blumenkrone ſizt ſtiellos auf, iſt blaßgelb, macht ein Nezwerk von zarten Purpuräderchen; und bildet eine kurze, ſtumpfe, trichter- oder glockenförmige Röhre, deren Mündung aufgerichtet, in fünf Lappen getheilt, da ſteht. Die fünf Staubfäden darin ſind pfriemenartig: der Staubweg iſt ein Faden, iſt oben knöpfig; der Kelch röhrenförmig, unten bauchig, theilt ſich oben in fünf ſpizigzulaufende Theile, fällt aber nicht ab, wie der des Stechapfels. Der Same liegt in einer eyrunden, zweyfächerigen, mit einer Stürze, die wenn er reif iſt, abfällt, bedeckten Kapſel, und iſt klein, rauh, nierenförmig, und hat Tüpfeln. Schon ein halber Scrupel *) dieſer Körner ſtürzt in Lebensgefahr. Die Wurzel iſt lang, dik, runzlich, braun, inwendig weiß, der Figur nach eine Spindel, ſchmeckt fett. Wie oft iſt ſie ſchon mit Paſtinak- oder auch mit Wegwart- (Eichorien-) Wurzel verwechſelt worden! In einem Kloſter zu Rheinau wurden einſt die Mönche durch einen Salat, in welchen durch ein Verſehen des Gärtnersjungen einige Bilſenkrautwurzeln gekommen waren, auf das jämmerlichſte vergiftet **). Die Vergiftung zeigt ſich, anfangs durch einen leichten Wahnwiz von Fröhlichkeit mit lächerlichen Stellungen und Geberden, die Einbildungskraft ſchweift in unzüchtige und ſchandbare Reden aus, man zankt und rauft ſich, man wird wüthig, wie beſeſſen, die Augen funkeln, die Sprache verliert ſich, und zulezt verfällt man in einen tiefen Schlaf, dem, wenn man nicht noch zur rechten Zeit durch Gegengifte zur Hülfe kommt, der Tod ein Ende macht. In den Leichen iſt der Magen voll blauer Flecken.

*) Ein Scrupel hat 20 Gran, ein Gran iſt der 240ſte Theil eines Loths.

**) Dieſe ſchreckliche Geſchichte erzählt das Noth- und Hülfsbüchlein umſtändlicher.

Die Tollkirſche, Belladonna,

Wolfskirſche, Waldnachtſchatten, Tollkraut, Teufelsbeere, Schlafbeere, Wuthbeere ꝛc. ꝛc.

Wächst auf waldigen Bergen in ſchattigen Holzun…
blüht vom Junius bis in Auguſt: hat ein düſteres a…
ſchönes Ausſehen, etwas ähnliches mit der Tabackspfla…
ze, vor ihren ſüßen, glänzenden Beeren kann man i…
Auguſt und September naſchhafte Kinder nicht ge…
warnen. Der Stängel iſt dünne, etwa vier Fuß h…
dunkelroth, die Blätter ſind langrund, ſpiz, dun…
grün, von unten etwas hellgrün, weich, haarig, …
Rande ganz und ungezakt, mit durchziehenden A…
Die vielen Blumen haben nur Stielchen, häng…
etwas niederwärts, ſind groß, glockenf…
mig, geſtreift, inwendig purpurroth, am Grunde g…

von auſſen grünlichroth, behaart. Der Kelch iſt höckrig, in fünf ſpizige Lappen getheilt, und fällt unter der Kirſche nicht ab. Die Blume hat fünf Lappen, enthält fünf Staubfäden pfriemenartig von einander abſtehend, und gebogen, auch der Griffel iſt gebogen, oben ſizt ein Knopf, die Frucht iſt eine ſchwarze, kugelrunde, glänzende, zweifächerige Kirſche, oder große Beere, welche viele nierenförmige, kleine, getüpfelte Samen enthält.

Schwarz Beerchen, ſey du noch ſo ſchön,
Kenn ich dich nicht, laß ich dich ſtehn.

Der geflekte Schirling.

Blutſchirl. Wuthſchirl. Tollkörbel, Hundspeterſilge, Teufelspeterle, Würgerling, Wüterich, Kazenpeterlein ꝛc.

Blühet im Juni, Juli und Auguſt auf Viehwaiden, Wieſen, auch Aeckern und Gärten, noch mehr an ungebauten Stellen, und an Waſſergräben. Er gehört in das Geſchlecht der Dolden= oder Schirmspflanzen, ſeine Wurzel iſt Fußlang, von mittlerer Dicke, faſt wie eine Spindel, *) runzlich, zaſerig, gelbweiß, inwendig ſchwammig, hat den Geruch der Paſtinak. **) Der Stängel wird über drey Fuß hoch und einen Zoll dik, iſt glattrund, hohl, knotig, ſonderlich von unten hinauf, äſtig, dicht mit blutrothen Flecken beſprengt. †) Die Blätter entſpringen aus einer rothgeflekten Scheide, ſind aus vielen Blättchen zuſammengeſezt, obenher glänzend, dunkelgrün, doch in der erſten Zeit grüngelb, gefiedert, unten dreifach, oben zweifach, die Blättchen ſind von neuem eingeſchnitten. ††) Die Blumendolde iſt ziemlich groß, hat eine Hülle †††) von etlichen umgebogenen Blättchen, aus ihren Strahlen entwickeln ſich mehrere Döldchen, jedes Döldchen beſteht aus mehreren weiſſen Krönchen, jedes Krönchen hat fünf herzförmige, aber einander ungleiche, und eingebogene Blumenblättchen. Dieſe Döldchen tragen eine faſt kugelförmige, fünfſtreifige gekerbte Frucht, die zwei nackte, getüpfelte, halbe

---

*) Der Spargel hat keine ſo ſpindelförmige Figur.

**) Uebrigens unterſcheidet ſich der Schirl. vom Paſtinak dadurch, daß jener ſtinkt, eine weiſere, ſaftigere, dikere, nicht ſo äſtige Wurzel hat, daß die Schirl. Blätter viel feiner ausgeſchnitten, dunkler gefärbt ſind, daß die Schirl. Dolde eine Hülle hat, die Blätter weiß und die Samen halbkuglich ſind.

†) Zwar hat auch der berauſchende Kälberkropf einen geſlekten Stängel, auch der zottige K. Allein ihre Oberfläche iſt nicht glatt, ihre Hüllen ſind zurükgebogen und ſtehen aufrecht, ihr Same iſt länglicht.

††) Die Blätter der Peterſilge ſind nicht ſo fein, nicht ſo ſpiz eingeſchnitten, haben ein helleres Grün, ihre Dolden ſind kleiner, ihrer Blüthen weniger, ihr Same iſt eyrundlänglicht, plattgedrückt, ihr Geruch und Geſchmack fein, ſie hat keine Hüllchen.

†††) Was man bei andern den Blüthen=Kelch nennt, nennt man bei den Schirm= (Dolden) Pflanzen die Hülle, die alle aus dem Stengel hervorſchießenden Strahlen gemeinſchaftlich umfaßt, und die Hüllchen, die den auf jedem Strahl einzeln aufſizenden Döldchen ſtatt Kelches dienen.

ewölbte, geſtreifte Samen hat, deren Unterfläche glatt
t, die mit durchkreuzten Querſtrichen geribbt ſind, und
bel riechen, wenn man ſie zwiſchen den Fingern reibt.

Der Gift-Schirling,

Waſſerſchirling, Wütherich.

Gift vom erſten Range blüht im Jul. und Aug. an
äben, Sümpfen und auf wäſſrigen Wieſen: glücklicher
iſe iſt es aber nicht ſo allgemein der Antheil aller
der und Gegenden, wie der Stechapfel und das Bil-
raut.

Die Wurzel iſt oft ſehr groß, inwendig voll hohler
en, in denen ein etwas milchiger Saft von ungeme-

ner Schärfe, ſo in kurzer Zeit gelbröthlich wird, ſich befindet. Sie riecht faſt wie Paſtinak, doch ekelhaft, hat von auſſen viele erhabene Ringe, ein weiſſes Fleiſch, der Figur nach iſt ſie ſpindelförmig, hat fünf und mehr Ringe, mit kleinen Grübchen wie Stecknadelſtiche. Aus den Knotenringen und glatten Wurzelausſchüſſen, brechen lange Fäden (Haare) hervor, die ſich durcheinander flechten, und wenn man ſie wäſcht, einen weiſſen, langen, dichten Bart vorſtellen, und theils im Waſſer ſchwimmen, theils im Moder oder nächſten Graſe wurzeln. Die Wurzel treibt mehr als einen Hauptſtängel, (wie z. B. das Schilfrohr und der Calmos auch thun) dieſer iſt über der Wurzel weißlich hohl, und hat rothe Streifen, die gegen die Höhe zu grün werden. Die Pflanze wird zwei Ellen hoch, der Stängel iſt an der Wurzel diker, als der Arm eines kleinen Kindes, auch die Stängel theilen ſich in Knieringe ab, jedes Gelenke iſt eine halbe Elle von dem andern entfernt. Aus jedem Knieringe ſteigen Aeſte hervor, die diker als ein kleiner Finger ſind, und worunter jeder ſieben Flügel hat. Jeder Flügel trägt 3. 5 oder 7 Blätter.

Die Blätter ſind zuſammengeſezt, gefiedert, beſtehen aus 3 bis 4 länglichten am Rande ſägeförmig eingeſchnittenen Blättchen, von rundem Umkreiſe, ſind nicht ſo dunkelgrün, wie am gefleckten Schirling, aber zärter im Bau, als an der Peterſilge. Den Blättern gerade über zeigt ſich, vom Mai an, den ganzen Sommer hindurch, die große, weiße Dolde, die ſich wieder in Döldchen theilt, aus deren Spizen weiße Blümchen mit herzförmigen, durch 4—5 kleine Flammenſtriche bezeichneten Blättchen hervorkommen, mit einem kleinen Stecknadelkopf an ihrer Spize. Die Dolde hat keine Hülle, aber die Döldchen haben ihre Hüllchen. In der länglichten Samenhülſe, die aus dem abfallenden Döldchen hervorkommt, bilden ſich zwei kleine Samen, in der Größe des Peterſilgenſamens, grün, faſt eyrund, etwas haarig, gehohlkehlt, (gefurcht) weißgeſäumt. Stängel und Aeſte findet man, bis an ihre Stiele, hohl, rund, inwendig weiß, ihr Saft iſt gelblich, kleberig, und läßt ſich zu Fäden ziehen. Sein wäſſeriger Geſchmack endigt mit einer beiſſenden Schärfe. Schon vom Ausziehen der Pflanze und ihrer giftigen Ausdünſtung, ſonderlich wenn man in ſchwülen Tagen ſchwizt, berauſcht und betäubt man ſich. Kinder, die die Wurzel für Paſtinakw. gegeſſen, bekamen Zukun-

gen, fielen in Krämpfe, verdrehten Kopf und Augen, knirſchten mit den Zähnen, bluteten aus den Ohren, der Magen ſchwoll auf, der Rücken krümmte ſich zu einem Bogen; der Tod iſt unvermeidlich, wenn nicht bald mit Gegengiften (Fett, Milch, Oel, Brechmitteln ꝛc.) entgegengearbeitet wird. Die Leichen gehen ſchnell in Fäulniß über.

Die Gleiſſe,

der kleine Schirling, Hundspeterſilge, ſtinkende Peterſilge, faule Grete, Glanzpeterſilge ꝛc.

Iſt in Gärten, auf Krautäckern, sehr gemein, und miſcht ſich, da ſie vor dem Aufblühen ſchwerlich für das, was ſie iſt, erkannt werden kann, öfters unter Peterſilge, Körbel ꝛc. Man darf ſie aber nur zwiſchen den Fingern reiben, ſo riecht ſie widrig, und fade, faſt wie Knoblauch: da andere Schirmblumen, wie Peterſilge, Sellery, Paſtinak, Körbel, Dill, Fenchel, Kümmel ꝛc. vielmehr gewürzhaft riechen.

Die Wurzel iſt dünn, lang und weiß, die Blätter gros und doppelt gefiedert, die Blätchen klein, ovalgeſpizt, lappicht, der Stängel iſt dünne, rund gefurcht, ſehr äſtig, 3 Fuß hoch, dunkelgrün, glatt, die Dolde groß und weis. Der allgemeine Schirm hat viele Strahlen, worunter die innern immer kürzer werden. Die Dolde ſelbſt hat zwar kein Hülle (allgemeine Schirmdeke) aber ihre Döldchen haben Hüllchen von drei, ſehr langen, ſchmalen Blättchen, die nur auf der einen Seite ſtehen, und auswärts herabhängen. Die Frucht iſt eyrund, geſtreift, hat zwei rundliche, auf der einen Seite etwas flache Samen. Die Blätter glänzen ſtark auf ihrer untern Seite, etwas, was von der Peterſilge, Körbel ꝛc. nicht gilt.

Glücklicherweiſe ſchaden Kraut, Wurzel, oder Samen erſt in einer beträchtlichen Menge genoſſen, wenigſtens merket man erſt dann ihre ſchädliche Wirkungen auf die Geſundheit.

Dennoch erzählt uns das Beckeriſche Noth- und Hülfsbüchlein, das man allen Landleuten und ihren Kindern, zu leſen nicht genug empfehlen kann, und zwey Bauernkindern in der Nähe von Regenſpurg, die die Wurzeln der Gleiſſe mit Peterſilge verwechſelten, daß der eine Knabe darüber unter ſchrecklichen Schmerzen und Zukungen das Leben verloren, der andere, der weniger gegeſſen hatte, kaum noch durch einen geſchikten Arzt aus der Stadt, gerettet worden ſei. Darum

Sieh wohl zu, was du nimmſt! Es ſteht
Oft Gift im ſchönſten Gartenbeet.

Die Herbſt-Zeitloſe,

auch Lichtblume, Spinnerin, Lilie auf dem Felde genannt.

Wächst in groſer Menge auf Wieſen, beſonders naſſen, ihre Blätter erſcheinen erſt im Frühjahre: ihre Frucht reiſt im Junius, aber ſchon im Sept. und Oktober deſſelben Jahres blühet die Pflanze wieder, und macht mit ihren ſchönen Blumen den lezten Schmuck des Feldes aus. Sie iſt daher gar leicht zu erkennen, und bedarf wenig Beſchreibung. Die Wurzel iſt zwiebelartig, inwendig weiß, auſſen braune Haut, ſteckt mehrere Zolle tief in der Erde. Ihr Genuß ſchnürt Menſchen die Keble zu, macht die Zunge ſtarr, verurſacht Brennen im Leibe, Durſt, blutigen Bauchfluß, oft den Tod. Auch die Blätter ſind ſehr giftig, 4 — 5, die ſich groß, lilienartig, lanzenförmig, geſtreift, aufrecht in die Höhe treiben. Die Blume ſteigt wie aus einer Schei-

de, nakt, röthlicht, über die Zwiebel weit empor, bildet eine ſehr lange, zarte, oben ſechsmal getheilte Röhre, in der ſechs hellgelbe Staubfedern und drei noch längere dünnere Griffel ſtehen, und iſt ohne Geruch. Die Frucht iſt eine runzlichte, birnförmige, in 3 eyrunde Fächer abgetheilte Blaſe, in welcher ſich viele rundliche, gerunzelte, ſchwarzbraune Kerne finden. Leider! haben ſchon manche Kinder auf den Wieſen mit dem Samengehäuſe ꝛc. geſpielt, den Samen, der ihnen ſüß ſchien, verſchluckt, aber dafür ſchrecklich büßen mußten. Zwei, die einmal davon gegeſſen hatten, erbrachen ſich heftig, man gab ihnen warme Milch, und doch ſtarb das eine Kind.

Die Einbeere.

Wolfskirſche, Spinnenkopf.

Sie wird, wegen ihrer Aehnlichkeit mit Kirſchen, leicht von Kindern gegeſſen, und findet ſich gern in ſchattigen Wäldern unter Stauden. Ihre knolligte, braune, zaſerigte Wurzel treibt einen einfachen Stengel, in der Mitte gewöhnlich mit vier ins Kreuz gegenüberſtehenden ovalen, ſtielloſen, glatten nnd ungezähnten, ſtark geaderten Blättern, im April bis May ſizt an der Spize eine einzige Blüthe *), dieſe hat vier lange Kelchblättchen, vier ſchmälere grüne Blumenblättchen, acht darzwiſchenſtehende gelblichte Staubfäden und vier Staubwege. Die Frucht iſt eine einzige runde, ſaftige Beere, ſchwarzblau, wird im Auguſt reif, und hat gelbe eyförmige Saamen, in vier Fächern liegend. Die Kelch- und Blumenblättchen bleiben auch an der reifen Frucht noch ſizen, aber hängen abwärts.

Die Wolfsmilch.

Sie macht ein großes Geſchlecht von häufig wachſendem Unkraut aus, das man in Gärten, auf Aekern, unter dem Getraide, in Wäldern, neben Heken, am Wege, auf dem Schutt um und in Dörfern ꝛc. überall findet, und das gar vielerlei Arten hat. Alle geben einen weiſſen, äzenden, ſcharfen Milchſaft von ſich, der die Milch der Kühe ꝛc. roſenroth färbt, und haben 12 gelbe Staubfäden, 3 Staubwege, ihre vier, fünf Blumenblüthen ſind von der Form eines Schildes, und ſizen im Kelch, der Kelch iſt einblätterig, bauchigt, mit Schürzchen gekrönt, die Samenkapſel hat drei hervorragende Knoten, inwendig eben ſo viele Fächer, in denen ſich die einzelnen Samen befinden, auf jedem Knoten ſizt eine Nath, die in Klappen aufſpringt: man nennt ſie daher dreiköpfig, die meiſten Arten von Wolfsmilch bilden eine Dolde. Der Genuß der Wolfsmilch macht Magenentzündung, Erbrechen, heftige Stuhlgänge ꝛc. der Eſſig iſt das kräftigſte Gegenmittel. Es ſei hier genug, zwei der gewöhnlichſten Arten noch näher zu beſchreiben.

---

*) Daher ſie auch die Kräuterkenner die vierblättrige Einbeere nennen.

Die kleine braune Eſels-W. Milch.

Sie wird einen Fuß hoch, die Seitenzweige treiben keine Blüthen, die Blätter, die wechſelsweiſe um den Stengel ſtehen, ſind gleichförmig. Ihre Hauptdolde ſpaltet ſich in mehr als fünf Straſen, und dieſe theilen ſich wieder. Der ganze Schirm hat fünf einförmige ſpize Blätter zum Unterdache, die braungelbe Blumenblättchen ſind meiſt zweiöhrig, und ſtellen eine mondförmige, zweihörnige Figur vor. Die Hüllchen ſind faſt herzförmig, auf der dreiköpfigen Samenkapſel bleiben die Spuren der drei Staubwege. Die Wurzel verurſacht ein brennendes Gefühl, entzündet äuſſerlich die Haut, führt heftig ab; wenn die Ziegen das Kraut freſſen, ſo treibt der Genuß ihrer Milch auf den Stuhl. Die Blühezeit dauert vom April bis in Juni. Die Samen werden zur Betäubung der Fiſche am Köder gebraucht.

Die Cypreſſen = oder gemeine Wolfs-Milch.

In der gröſten Menge findet man ſie auf troknen Hügeln und Feldern, und andern nicht feuchten Orten. Sie unterſcheidet ſich von der Eſels-W. Mi. beſonders durch die Blätter, die (nach Art des Cypreſſenbaums) borſtenförmig ſind, und den Stengel dicht umgeben. Zwar nährt ſich von ihr eine ſehr ſchöne Raupe, und die Tauben freſſen den Samen ſehr gern, allein Kinder müſſen ſich vor dieſer, ſo wie vor jeder andern Art von Wolfsmilch hüten, ſie ſind alle für den Menſchen gefährlich, und nur in den Händen des Arztes und Wundarztes können ſie, z. B. wider die Warzen, die Hühneraugen (Leichdornen), zum

Blaſenziehen, zum Wegbeizen des wilden Fleiſches, zur Reinigung der Geſchwüre an Pferden ꝛc. nüzlich werden.

Der blaue Eiſenhut,

Sturmhut, Napell, im gemeinen Leben auch Kappenblume, Teufelswurz, Narrenkappe, Wölfswurz ꝛc.

Wächst auf den Gebürgen und Alpen, höheren und niedern, und blüht vom Jun. bis Auguſt: in den Ziergärten wird er aber häufig gepflanzt. Die ganze Pflanze greift die Nerven heftig an, beſonders iſt die Wurzel ein ſehr furchtbares Gift, vor dem man ſich wohl in Acht zu nehmen hat. Leztere iſt ſteckrübenartig (daher ihr Name Napell, Rübchen) von auſſen braunſchwarz

wie ein Rettich. Die Stängel werden 2 — 5 Schuh hoch, zu unterſt glatt, mit einer weichen Wolle bekleidet, dicht mit Blättern beſezt. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe auf Stielen, glänzen, und ſind 3 oder 5theilig, wie Finger. Kein Kelch. Die Blumen ſind dunkelblau, gros, ſtehen gedrängt, und bilden an der Spize des Stengels eine walzförmige, bald dünnere bald dickere, Aehre. Fünf Blumenblätter; das oberſte iſt gewölbt, wie ein Helm, daher das Ganze einer Ritterkappe oder Sturmhaube gleich ſieht. Die zahlreichen Staubfäden ſind braungelb, die Frucht beſteht aus 3 — 4 glatten und glänzenden, ſchotenartigen, Samenkäpſelchen, die kleine braune Körner enthalten. Schon die Ausdünſtungen der Pflanze, ſchon der Samenſtaub, wenn er in die Naſe hinaufgezogen wird, oder andere Theile des Gewächſes, wenn ſie auf die Haut gelegt werden, äuſſern im menſchlichen Leben ihre ſchädlichen Kräfte. Auf der Haut gibt es Blaſen, auf der Zunge entſteht ein beiſſender, brennender Schmerz, die ſchwärt, oder wird gar gelähmt, die Lippen werden ſchwarzblau, angefreſſen u. ſ. w. Im Jahr 1561. konnte man einen Miſſethäter in Prag, welchen man den Strang, zu dem er verurtheilt war, in einen Vergiftungsverſuch mit dem blauen Eiſenhut verwandelte, durch Gegengifte, die ſogar dem Arſenik zu ſteuern pflegen, nicht mehr retten. Zulezt verdrehte er die Augen, verzog den Mund, zog den Kopf in die Schultern zurück, jammerte über Froſt, krümmte und wälzte ſich wie ein Wurm, erbrach einen faulen, gallichten und ſchwarzen Unrath, verfiel in Schlaf, und konnte nicht mehr aufgeweckt werden. Sein Geſicht wurde nach dem Tode ſchwarzblau, wie wenn er gehangen worden wäre. Jemand, der blos ein Stückchen der Blume koſtete, es zerkaute und wieder ausſpie, empfand eine Stunde darauf an der Zungenſpitze einen ſtumpfen Schmerzen, als ob er die Zunge verbrannt hätte, und dieſe Empfindung verlor ſich erſt nach drei Tagen. Das beſte Mittel, einen Menſchen von der Vergiftung des Eiſenhütleins zu retten, bleiben Brechmittel, nur müſſen ſie bei Zeiten gegeben werden.

Uebrigens gibt es auch einen hellblauen, und einen gelben Eiſenhut; die ganze Familie iſt giftig.

Der giftige Hahnenfuß,

der böſeſte Hahnenfuß. Froſchpfeffer.

Häufig auf feuchten Wieſen und Viehweiden, an Teichen und Gräben, ſeine Blühezeit fällt in Jun. und Juli. Folglich iſt er das einzige Sommergewächs aus der ſo groſen weitläufigen Familie der Hahnenfüße (Ranunkel). Die Wurzel hat lange weiſe Zaſern in Menge, der Stängel iſt dik, äſtig, inwendig hohl, und weiß, nächst gegen zwei Schuhe hoch. Die Wurzelblätter ſind handförmig, und gehen in drei Hauptlappen aus, die Stengelblätter aber werden fingerförmig; jene

anfangs lang geſtielt, dieſe immer ſtielloſer. Die Blumen ſind ſehr klein und blaßgelb, haben ungefähr 20 Staubfäden und fünf Kronblättchen, deren jedes an ſeinem untern Ende ein kleines, ringsum mit einem kleinen Wulſt eingefaßtes Grübchen hat, wie alle Arten des Hahnenfußes oder Ranunkels. Der Kelch iſt zurükgeſchlagen, fällt bald ab, und hat innwendig Härchen. Die Samenkapſeln ſizen an einem Fruchtboden, der ein kegelförmiges Köpfchen vorſtellt, und fallen noch, ehe ſie völlig reif ſind, ab. Man ſollte dieſe Pflanze voll Giftſchärfe, ſowohl von Menſchen-Wohnungen, als von Triften und Viehweiden mit aller Mühe zu entfernen ſuchen. Das Vieh meidet ſie zwar in der Regel, aber manchmal bekommt es doch davon zu freſſen, wird krank und ſtirbt, ohne daß man weiß wovon?

Indeſſen hat das Geſchlecht der Hahnenfüße noch verſchiedene andere giftige Arten: jene iſt aber die gefährlichſte, ihr Saft erregt ſchon auf der bloßen Haut Blaſen, Geſchwüre, Schmerzen.

Nun könnten zwar dieſen 13 teutſchen Giftpflanzen noch mehrere beigefügt werden, z. B. der Seidelbaſt, die Aronswurzel, der Fingerhut, die Nieswurz, das Läuſekraut, der ſchwarze Nachtſchatten, der Giftlattich u. ſ. w. Allein ſie ſind theils nicht ſo gefährlich, wie jene, theils werden ſie mit den eßbaren Pflanzen nicht ſo leicht verwechſelt, theils findet man ſie ſeltener; endlich erlaubte der Raum nicht mehr. Wer mehr kennen lernen will, kaufe und leſe das Büchlein, das der Verleger des Kinderfreundes unter dem Titel:

„Beſchreibung der teutſchen Giftpflanzen, zur „Belehrung und Warnung für das Volk, mit „illuminirten Holzſchnitten.“

nächſtens herauszugeben gedenkt, und in welchem auch der Giftſchwämme, auch mancher zwar nicht wild, aber in Ziergärten wachſenden Blumen Erwähnung geſchehen wird.

Uebrigens hat nicht blos das Gewächsreich Gifte, man muß ſich auch vor dem Kobelt, Spiesglanz, Queckſilber, Kupfer, Blei, Arſenik und andern Mineralien ſorgfältig hüten. Wie vieles wäre noch von den häufigen Vergiftungen, die durch den Genuß und Gebrauch dieſer und anderer Naturdinge Statt finden, und die theils ſchnell und fürchterlich, theils langſam und un-

merklich tödten, zu ſagen! O es gibt deſſen, was den Körper zerſtöret, und dem Leben Gefahr drohet, ſo gar vieles. Dennoch hat alles ſeinen guten Nutzen, nur muß es der Menſch recht brauchen, muß nicht vorausſetzen, daß alles zu ſeiner Nahrung dienen müſſe: Schirling und Quekſilber, Belladonna und Spiesglanz ꝛc. ſind in der Apotheke höchſtwichtige Arzneimittel, den Arſenik kann der Glasmacher nicht entbehren, der Kobolt gibt uns eine der ſchönſten Farben, manche Giftpflanze nährt Inſekten und andere Thiere, oder hat Gott nicht auch für den geringſten Wurm Sorge zu tragen? Wer weiß auch, wie viele böſe Dünſte die Giftgewächſe in ſich ſaugen, und dazu dienen müſſen, die Luft für unſern Odem zu reinigen? So iſt nichts an ſich unnüz und ſchädlich, nur müſſen wir von allem den rechten Gebrauch, den Gott wollte, machen, nichts mißbrauchen. Damit ihr aber, liebe Kinder, nichts mißbrauchet, müſſet ihr auch nichts mißverſtehen, ſondern vor allem andern jedes eurem Leben und eurer Geſundheit gefährliche Ding recht kennen lernen. Daher dieſe Beſchreibung der gefährlichſten Giftpflanzen. Gott will, wir ſollen das Böſe vom Guten unterſcheiden, um jenes fliehen und dieſes wählen zu können, darzu gab er dem Menſchen Verſtand und Vernunft, und den Kindern Schulen und Lehrer.

Zwar gibt es Leute, die es nicht für räthlich halten, die Gifte gemeinen Leuten und Kindern kenntlich zu machen. Böſewichter, meinen ſie, würden ein Mittel, zu morden, weniger wiſſen, wenn man ſie nicht mit den Giftpflanzen bekannt machte. Aber ſo engbrüſtig dachte die Württembergiſche Regierung nicht, als ſie einſt die Tollkirſche zeichnen, und die Zeichnung in die Schulen austheilen ließ; ja erſt noch im Sommer des Jahrs 1803 hat ſie, veranlaßt durch die unbeſonnene That eines Weibes in Plieningen, die einen Kranken durch den Abſud der Zeitloſe ums Leben brachte, eine öffentliche Warnung vor dieſer Giftpflanze herausgegeben. Denn welche Vergiftungen ſind wohl häufiger, als aus Unwiſſenheit, oder die aus Mordſucht? Auch damit die im Finſtern ſchleichende Giftmiſcherei, die Gottlob! in heutigen Zeiten weniger Statt findet, als in alten, ans Tageslicht komme, und nicht leicht unentdeckt bleibe, iſt es gut, Jedermann mit den Giften bekannt zu machen. Endlich welche ſchwache Stütze hat man für Tugend und Sittlichkeit von der bloßen Unwiſſenheit eines Laſters zu hoffen?

Zweyter Anhang
von
Gebeten und Liedern.

Morgenroth und Sonnenaufgang.

Da flieht ſie hin, die ſtille Nacht,
Fort iſt ſchon jeder Stern.
Gott, welche Schönheit, welche Pracht
Umgibt uns nah und fern.

Willkommen ſanftes Morgenroth,
Willkommen ſag ich dir.
Wie mancher liegt noch ſtill, wie todt!
Ich aber bin ſchon hier.

Ich ſeh, wie alles, was da lebt,
Den jungen Tag empfängt,
Und neugeſtärkt ſich nun erhebt,
Und zu der Arbeit drängt.

Hell ſchallt es aus dem Dorfe her,
Es raſſelt, knarrt und klirrt,
Pflug, Senſ' und Wagen, leicht und ſchwer,
Und das Geflügel ſchwirrt.

Der Akermann ergreift den Pflug
Nach einer kurzen Nacht.
Er fühlt ſich ſchon geſtärkt genug,
Sobald die Lerche wacht.

Und Frau und Magd, und Knecht und Kind
Sind auch ſchon bei der Hand,
Die kocht, die hechelt oder ſpinnt,
Der Knecht zieht auf das Land.

Du müder Schläfer, der du nie
Den ſchönen Morgen ſiehſt,
O komm, nur einmal komm, und ſieh,
Was du für Freuden fliehſt.

Fürwahr der ſchöne Morgen iſt
Die ſchönſte Tageszeit.
Kommt alle, die ihrs noch nicht wißt;
Es iſt uns nicht zu weit. *)

Loblied am Morgen.

Ich will dem Herrn ſingen mein Lebenlang, und meinen Gott loben, ſo lang ich lebe.

Lobt den Herrn! die Morgenſonne
Weckt das Feld aus ſeiner Ruh;
Und der ganzen Schöpfung Wonne
Strömt aufs neu uns wieder zu.

Lobt den Herrn! in friſchen Düften
Lobet ihn der Blumen Flor,
Von den Gipfeln, aus den Lüften
Singet ihm der Vögel Chor.

Lobt den Herrn! In dunkeln Wäldern
Ruft das Echo: Lobt den Herrn!
Jeder Halm auf Wieſ' und Feldern,
Jede Blume lobt den Herrn.

---

*) Arbeite früh, arbeite friſch,
Das ſchadt nicht, fördert ſehr,
Und macht dir Luſt zum vollen Tiſch,
Und nützt zu vielem mehr.

Lobt den Herrn! ihm fließt die Quelle;
Die den Durſt des Wandrers ſtillt.
Ihrem Schöpfer rauſcht die Welle,
Die das weite Meer erfüllt.

Lobt den Herrn! aus ſeiner Höhle
Brüllt das Wild ihm ſeinen Dank.
O, vor allen, meine Seele,
Bring ihm deinen Lobgeſang. †)

Des Morgens nach dem Schlafe.

Karl und Georg, Roſine und Katharine, Kinder guter Eltern, waren ans frühe Aufſtehen gewöhnt. Im Sommer nnd im Winter. Sie wußten es gar nicht anders, und ließen ſich nicht erſt lange wecken, und ſprangen ſchnell aus dem Bette, und zogen ſich ſogleich völlig an. Den Tag über waren ſie dann noch einmal ſo friſch; Auch machte es ihnen große Freude, den Vater oder die Mutter immer ſchon etwas vorfinden zu laſſen, was ſie gearbeitet hatten.

Sey Gott gedankt! der liebe Tag
Iſt wieder da, und ich
Bin auch ſchon da, bin friſch und wach;
Der Schlaf zerſtreue ſich.

Fahr hin, du Schlaf, gleich dir zerfließt
Der Nebel auf der Flur,
So bald die Sonne kommen iſt;
Vertilgt iſt ſeine Spur.

Bei Nacht erquicket er das Land,
Und thut ihm ſanft und wohl,
Und tränkt den armen dürren Sand,
Und macht ihn ſäftevoll.

†) Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat. Pſ. 103, v. 2.

Doch wenn die Sonne wiederkehrt,
Dann muß er weichen, er.
Die Sonn iſt zehnmahl ſo viel werth
Und ſegnet zehnmal mehr.

So biſt du, Schlaf. Wenns dunkel iſt,
Hat Jedermann dich gern.
Weil du ſo gut und heilſam biſt,
Und kommſt vom lieben Herrn. *)

Doch wenn du nun geſegnet haſt,
Dann muſt du wieder ziehn.
Auf immer wärſt du eine Laſt;
Wer ſchliefe immerhin?

Der liebe Tag, der liebe Tag
Iſt unausſprechlich ſchön!
Auf Erden iſt da Alles wach,
Und man kann um ſich ſehn;

Kann Gutes nehmen, Gutes thun,
Und fröhlich ſeyn ſo ſehr!
Wie Gott im Himmel, Gutes thun,
Und fröhlich ſeyn, wie Er!

Wie wimmelts dann auf Erden rund!
Wie wirkt ſo manche Hand!
Wie öfnet ſich ſo mancher Mund,
Vom lieben Gott gekannt! Hiob 39, 41.

Ich ſchau, o Gott! in deine Welt,
Und bin zufrieden, ich!
Und wem es nicht in ihr gefällt,
Der geh und ſchäme ſich.

Ich, groſer Schöpfer, meiſtre nicht,
Ich nehme, was du gibſt;
Seh auf dein gnädig Angeſicht,
Und weiß, daß du mich liebſt.

---

*) Gott gibt Alles, was gut iſt auf Erden. Sir. 38, 8.

Und weiß, daß du von Ewigkeit
Für mich geſorget haſt.
Das iſt mein Morgenopfer heut,
Und damit Muth gefaßt!

Morgenlied im Freien.

Die Sonne war aufgegangen. Da zog ein Haufen fröhlicher Jünglinge aus dem Dorf; die Senſen auf dem Rücken, und das Frühſtück auf der Hand. Mädchen mit Harken (Rechen) folgten nach. Laßt uns ſingen, ſprach der Aelteſte von ihnen. Hört, die Lerchen ſind ſchon droben mit ihrem Lobgeſange. Laßt uns hier unten uns einmiſchen. Aber etwas, was das Herz erhebt. Ihr verſteht mich ſchon. „Was das Herz erhebt“ riefen Alle; und ſie ſangen:

(Mel. Vom Himmel hoch da komm ich her ꝛc.)

Auf Brüder, auf! Der Tag bricht an,
Die hohe Sonne kommt heran.
Auf muntre Brüder! ſäumet nicht!
Uns weckt, uns winkt ihr freundlich Licht. *)

Seht, wie ſie da in goldner Pracht
Herab auf Feld und Wieſen lacht;
O ſeht ſie Segen und Gedeihn
Auf den erwachten Erdball ſtreun.

Gott, deſſen Allmacht ſie erſchuf,
Erſchuf auch uns mit dem Beruf,
Zum Glücke ſeiner großen Welt
Zu thun, was uns nur möglich fällt. **)

---

*) Schön iſt das Morgenlicht,
Verſchlaf, verſchlaf es nicht.

**) Seht Gottes Sonne ſcheinen!
Seht, wie ſie eine Welt belebt,
Entzückt, erhält — So nüzt auch ihr im Kleinen.

O ſeht, o ſeht, ſie nähert ſich,
Und Alles, Alles freuet ſich,
Und Alles dankt und Alles ſingt
Dem Schöpfer, der ſie wiederbringt.

Auf, Brüder, auf zum Lobgeſang!
Dem Schöpfer tön auch unſer Dank.
Dank ſei dem Herrn, der ſie gemacht,
Von ſeinen Kindern jezt gebracht.

Morgenlied beim Frühſtück.

Unſer täglich Brod gieb uns heut!

„Es iſt ein großes Vergnügen, eine brave Baurenfamilie in ihrem Hauſe beiſammen zu ſehen,“ ſo ſchrieb ein verſtändiges Stadtmädchen auf der Reiſe an ihre gute Freundin. „Wir haben dieſes Vergnügen heute früh gehabt, liebe Caroline. Es war zu voll im Wirthshauſe. Ein freundlicher Landmann in der Nachbarſchaft nahm uns auf. Wie nett war es in dieſem Hauſe, und wie reizend das Frühſtück, bei welchem wir Morgens um 5 Uhr die Familie überraſchten. Da ſaß der Hausvater, da ſaß die Hausmutter, umgeben von ſechs Kindern und zwei Knechten und einer Dienſtmagd. Die Kleinſten genoſſen Milch mit Waſſer verdünnt, die übrigen eine warme Brodſuppe. Der ſchwächende Kaffee war langſt wieder abgeſchafft. Die Reinlichkeit der Hausfrau, die Sittſamkeit der Kinder und Hausgenoſſen, die Andacht beim Gebet — das Alles war entzückend. Inſonderheit das Gebet. O, das Gebet, das zum Theil der Vater, zum Theil ein Knabe ſprach; — es hat Thränen in mein Auge gebracht — Hier ſchik ich dirs.“

Der du die große Sonne lenkſt,
Und ſchaffeſt Tag und Nacht,
Der du die Flur mit Regen tränkſt,
Daß Alles um uns lacht.

Der du dem Vieh ſein Futter gibſt,
Vom Löwen bis zum Wurm,
Und auch ein Gott der Raben biſt, Pſ. 147, 8. 9.
Und Vater ſelbſt im Sturm.

Gib du auch mir mein täglich Brod,
Daß ich mich kann erfreun: —
Ich will mit Wenigem, o Gott!
Auch gern zufrieden ſeyn.

Morgenlied einer frommen Magd.

Mel. Herr Jeſu Chriſt, meins Lebens Licht ꝛc.
Herr Jeſu Chriſt, dich zu uns wend ꝛc.

Im Feld, im Haus, im Bett, im Stall,
Da ſoll ich fromm ſeyn überall!
So will es Gott, der dieſe Nacht
Mich ſchüzte, daß ich bin erwacht.

Das Vieh ſchreit mich um Futter an
Ich will es pflegen, wie ich kann.
Für Lohn und Nahrung, ſollt ich nicht
Auch treu beweiſen meine Pflicht?

Kein Schaden ſoll durch mich geſchehn.
Man ſoll mich niemals müßig ſehn.
Mehrt ſich durch mich der Herrſchaft Gut,
So lohnt mir's Gott, wenn ſie's nicht thut.

Da, lieben Thiere! freßt euch ſatt!
Wohl dem, der Vieh zu warten hat!
Wie mancher hat nicht Vieh, nicht Brod
Und leidet ſonſt noch große Noth!

Mir fehlet nichts. Ich bin geſund.
Drum preis ich Gott mit Herz und Mund!
Thu ich das Meine gern und treu,
So leb und ſterb ich ſorgenfrei.

Morgenlied eines frommen Knechts.

Mel. Allein auf Gott ſez dein Vertrauen ꝛc.

Da zieh ich wiederum ins Feld,
Geſund an Gliedern, ſtark an Kräften,
Und lobe Gott, der mich erhält,
Und ruft zu nüzlichen Geſchäften.

Mein Brodherr ſieht mich jezo nicht,
Doch ſieht mich Gott, der einſt wird fragen:
Wie jeder ſeines Amtes Pflicht
Erfüllt in ſeines Lebens Tagen.

Das Vieh iſt meiner Hand vertraut,
Ich will es nicht unnöthig quälen.
Es fühlet Schmerz, und ders gebaut,
Wird ſeine ſtummen Klagen zählen.

Zu Schaden dingt man keinen Knecht,
Vielmehr des Nuzens viel zu bringen.
Wie nüz ich nun? wie mach ichs recht?
O möchte mirs doch wohl gelingen!

Mit Gott fang ich mein Tagwerk an,
Hilf Gott, daß ich es auch vollende!
Wer ſeine Pflicht hat treu gethan,
Den ſchrecket nicht des Lebens Ende.

Lied des frommen Säemanns.

Mel. Nun ruhen alle Wälder ꝛc.

Den Saamen kann ich ſtreuen;
Wer aber giebt Gedeyen?
Wer als, mein Gott, nur Du?
Soll er in Halme ſchießen,
So muß ihn Gott begießen,
Da reichet Menſchenkraft nicht zu.

Zu deinen Himmelshöhen
Erhebt ſich, Gott, mein Flehen!
Mit Segen ſieh herab
Auf Ackerwerk und Weide!
Füll unſer Herz mit Freude,
Das deinem Schuz es übergab!

Beglückt mit Aerndteſegen;
Weil Wärm und Wind und Regen
Du ſchenkteſt gnädiglich:
So will ich mich des Armen,
Der nichts gewann, erbarmen,
So ſegneſt Du einſt wieder mich.

Lied des frommen Taglöhners.

Du aller Menſchen Gott und Herr!
Anbeten will ich und Dich loben.
Du biſt mein Gott nicht weniger,
Als aller, die Du hoch erhoben.

Nicht alle konnten Reiche ſeyn —
Verſchiedenheit erhält das Ganze;
Verſchieden iſt der Sterne Schein,
Verſchieden Erde, Baum und Pflanze. (Spr. 22, 3.)

Mich ſetzteſt Du in einen Stand,
Den Müh und Arbeit ſtets begleiten. (1 Moſ. 3, 19.)
Ich habe nichts, als dieſe Hand,
Mein täglich Brod mir zu bereiten.

Doch ferne ſey die Schuld von mir,
Gerechter! über Dich zu klagen!
Auch dieſen Muth hab ich von Dir,
Der ſtark iſt, mein Geſchik zu tragen. (2 Kor. 5, 6.)

Du knüpfeſt Glück an meinen Fleiß.
Was konnteſt Du mir beſſres geben?
Geſundheit iſt der Mühe Preiß;
Geſchäftigkeit verlängt das Leben. (Sir. 31, 27. 30, 14-16.)

Der Hunger kennt des Eſſens Luſt,
Der ſanfte Schlaf iſt für den Müden.
Dies alles, Trägen unbewußt,
Dies alles haſt Du mir beſchieden.

Der Erde Güter ſind ja Dein.
Wie Du ſie theilſt, wer kanns verſtehen?
Nie ſoll mein Auge neidiſch ſeyn,
Nach andrer Glück hinauf zu ſehen! (Matth. 20, 15.)

Auch bitt ich Dich um Reichthum nicht,
Nicht um Erlöſung vom Geſchäfte.
Gieb mir zur Uebung meiner Pflicht,
Nur ferner Muth und ferner Kräfte.

Mein Lohn iſt klein, bald aufgezehrt;
Doch ſoll mir nicht für Hunger grauen!
Der Sperling lebt, von dir genährt;
Und ich? ich ſollte Dir nicht trauen? (Matth. 6, 26. 28. 32. 34.)

Und wenn, nach frommer Jugend Fleiß,
Mich Kraft und Sinnen einſt verlaſſen, (Pſ. 71, 17. 18.)
Wirſt Du, mein Gott! den ſchwachen Greis
Im Alter doch nicht darben laſſen. (Eſ. 46, 4.)

Drum will ich ſtets mit Redlichkeit
Mein Tagewerk getreu verwalten,
Und die von mir verſäumte Zeit
Gewiſſenhaft für Diebſtal halten!

Wenn mir der Tag zur Arbeit winkt,
Soll mein Gebet ihm ſchon begegnen!
Und wenn die Abendſonne ſinkt,
Herr, Deine Vatergüte ſegnen!

Wie herrlich iſt doch die Natur!
Schön meines lieben Gottes Werke!
Mein Geiſt erhebt ſich, wenn ich nur
Den kleinſten Theil davon bemerke. (Pſ. 111, 2.)

Im Himmel werd ich mehr verſtehn;
Da werden Engel mich belehren;
Da wird mein Auge Wunder ſeh'n;
Da werd ich Jubellieder hören!

Oft gönnet Gott mir ſchon den Blick
In dieſes Land der wahren Freuden —
Wie wunderbar wirſt du das Glück
Der armen Tugend dort entſcheiden!

So nah ich mich mit Heiterkeit
Dem Ende meiner ſauern Tage.
Vollkommen iſt die Ruhezeit
Nach überſtandner Müh und Plage. (Pred. Sal. 5, 11.)

Lied eines rechtſchaffenen Soldaten.

Für Brüder und fürs Vaterland
Zu ſchützen Recht und Ruh,
Bekam ich Waffen in die Hand,
Und Sold und Brod dazu.

Viel leichter iſts am Pfluge ſtehn,
Als in der wilden Schlacht;
Doch ohne Gott kann nichts geſchehn,
Er hats in ſeiner Macht.

Wills Gott, ſo iſt auch Krieg uns gut.
Zwar weiß ich's wohl nicht, wie?
Doch trau ich's Gott: und habe Muth,
Sei mein Beruf auch Müh.

Nicht plündern will ein tapfrer Mann,
Nicht mehren Landesnoth,
Nicht rauben (die ihm nichts gethan)
Den Armen Kleid und Brod.

Ins Glied, wo ſeine Fahne weht,
Ihn fordert ſein Geſchick,
Feſt, wie ein Fels, der Fromme ſteht,
Der Frevler bebt zurück.

Iſts Wunder, daß entfliehet der,
    Der nur Ein Leben kennt?
Gott kennt der Tapfre — weiß, daß Er
    Ihm noch ein zweites gönnt.

Was wiegt ihm Leben oder Tod?
    Nichts — gegen Treu und Pflicht.
Wer diß bedenkt, hat Muth in Noth,
    Denn Gott verläßt ihn nicht.

Schäferlied im Frühlinge.

Mit dem grünen Feierkleide
Schmückt ſich wieder die Natur,
    Und mein kleines
    Liebes feines
Räderhaus verſchönt die Flur.

Gott ſei Dank! nun bin ich wieder
Ferne vom Geräuſch der Welt;
    Leb verborgen,
    Ohne Sorgen
Einſam hier im freien Feld.

Ein getreues Hündchen wedelt
Mir zu Füßen auf und ab;
    Tanzt und hüpfet,
    Kreucht und ſchlüpfet
Gaukelnd um den Schäferſtab.

Um mich her in Friede weidet
Meiner trauten Schäfchen Schwarm,
    Junge ſchmeicheln,
    Lecken, ſtreicheln
Traulich ſanft auf meinem Arm.

Alle hören meine Stimme,
Folgen ihr und lieben mich;
    Meinen Willen
    Zu erfüllen,
Eifern alle unter ſich.

So will ich auch Gott mit Freuden
Ewig meine Kräfte weihn;
Will ihn lieben,
Guten Trieben
Folgſam bis ans Ende ſeyn!

Morgengebet.

Gütiger Gott und Vater! ich danke dir, daß du mich wieder dieſen Tag erleben lieſſeſt. O wie erquikt fühle ich mich jezt durch den Schlaf, wie geſtärkt an meinen Kräften, wie erfreut durch den Anblick des Tageslichtes und der ſichtbaren Natur. Das alles iſt dein Werk, du Geber des Guten! Deine Güte iſt alle Morgen neu, und deine Treue gros.

Erhalte mich, Herr, auch heute bei dem Einigen, daß ich dich ſtets vor Augen habe, und der Chriſtlichen Tugend unverrükt treu bleibe! Hilf mir zu einer immer richtigeren und lebendigeren Erkenntniß deſſen, was zu meinem Beſten dienet, befeſtige mich im Glauben an die göttliche Lehre Jeſu Chriſti, und lehre mich die Bewahrung eines reinen Gewiſſens höher achten, als alles, was ich ſonſt im Irrdiſchen gewinnen möchte. Entferne von mir alle gefährlichen Verſuchungen zur Sünde, und kommen ſie mir nahe, ſo unterſtüze meinen Geiſt durch den großen Gedanken deiner Allgegenwart, deiner Wohlthaten und deiner künftigen Vergeltung! Möchte ich doch auch an dem Abende des heutigen Tags mit einem unbefleckten Herzen und mit der Gewisheit von deinem Beifall auf alles, was ich heute thun mag, zurük ſehen können!

Laß mir, Gott, heute jedes gute, gerechte Vorhaben gelingen, bewahre meine Geſundheit, mein Vermögen, meinen guten Namen vor Schaden, nimm meine Angehörigen (Eltern, Geſchwiſter, Lehrer, Freunde) in deinen Schuz, und ſoll ich heute nach deinem weiſen Rath manches Uebel leiden, o ſo mache mein Gemüth ſtandhaft, dir ergeben, vertrauensvoll auf deine Hülfe, und getroſt in der Hoffnung einer beſſern Zukunft, die jede Laſt erträglicher, und alle Schmerzgefühle milder macht. Führe du mich, Herr, wie es dir wohlgefällt, denn du weißt beſſer, was mir gut iſt, als ich ſelbſt.

Endlich o Herr, der du uns befohlen haſt, für alle Menſchen zu beten und uns dadurch in allgemeiner brüderlicher Liebe mit einander zu vereinigen: erfülle die Welt mit deinem Segen, der alles erfreuet! Segne unſern Landesherrn, ſein Haus und ſeine Regierung zur Sicherheit und zum Wohlergehen vieler Tauſenden! Breite unter alle Stände und Berufsarbeiten meiner Mitmenſchen deine Wohlthätigkeit aus! Erbarme dich aller, welche die Laſt des Unglücks, die Laſt des Krieges, der Theurung, der Krankheit oder der Armuth drücket, oder die ſich ſonſt in Noth und Gefahr befinden.

Und ſo gehe ich, mein Gott und Vater, an meine heutige Arbeit, mit einem dir geweihten Herzen. Sey du mit mir, ſo habe ich kein Uebel zu fürchten, dieß iſt die Verheiſſung, die mir dein Sohn Jeſus gegeben hat. Amen.

Ein kürzeres.

Mein Vater, Dank und Lob dir, daß du mich in dieſer Nacht beſchüzt, und durch den Schlaf erquikeſt haſt! Dank dir für die erneuerte Munterkeit meines Leibes und meiner Seele zur Vollbringung meines Berufes! O laß mich nie vergeſſen, daß ich ganz dir angehöre, und wie viel ich dir ſchuldig bin.

Leite mich auch heute auf lauter guten Wegen! Bewahre mich vor der Sünde; ſie zieht ja doch am Ende nur Elend nach ſich. Mache mich wachſam und ſtark gegen alle Verſuchungen, damit ich am Abend nichts zu bereuen habe.

Gieb meinen rechtmäßigen Geſchäften guten Fortgang, wende Gefahr und Unglück von mir und von denen, die mir angehören, ab. Erbarme dich aller Menſchen, die mit mir deine Kinder ſind, beſonders der Unglücklichen, und laß die Welt deines Segens voll werden.

Dir, mein Gott, übergebe ich für heute und immerdar mein Herz, mein Leben und meine Schikſale. Erhalte mich in deiner Liebe, und laß alles, was mir begegnen ſoll, zu meinem Beſten dienen. Erhöre mich gnädiglich, wie du durch Jeſum Chriſtum verſprochen haſt. Amen.

Vorſäze am Morgen.

Pſ. 25, 4. 5.

Herr, zeige mir deine Wege und lehre mich deine Steige. Leite mich in deiner Wahrheit und lehre mich; denn du biſt der Gott, der mir hilft.

Alles, o Gott, habe ich von dir, alſo auch dieſen neuen Tag meines Lebens: möchte ich ihn doch nach deinem Willen gebrauchen!

O ſo will ich es nur vor allen Dingen meinem Gemüthe tief einprägen, daß Rechtthun und dir Wohlgefallen der Hauptzwek meines Daſeyns iſt: hiebei allein kann ich ein ruhiges Herz und eine freudige Hoffnung haben.

Hieran will ich mich dieſen Tag über, ſo oft ich kann, auch während meiner Geſchäfte, wenigſtens mit einem kurzen ernſtlichen Gedanken zu erinnern ſuchen, damit es mir ja nie aus dem Sinne komme, wozu ich in der Welt lebe.

Ich will zum voraus bedenken, was für Gelegenheiten zu Verſündigungen mir in meinem Beruf und Umgang heute aufſtoßen möchten, und dann recht auf meiner Hut ſeyn, daß ich mich zu nichts Böſem hinreiſſen laſſe.

Beſonders will ich über diejenige Neigung meines Gemüths machen, von der ich weiß, daß ſie am meiſten in mir herrſchet, und mich am leichteſten übereilet.

Ich will alle Geſellſchaften und Unternehmungen vermeiden, wo entweder ein äuſſerliches Vergnügen zu leicht mein Gewiſſen betäuben, oder eine Abſicht auf Gewinn zu leicht mein Herz verblenden könnte, um etwas zu reden oder zu thun, was mich hernach bittere Reue koſten würde.

In meinem Beruf *) will ich mit Fleiß und Treue arbeiten, nicht allein um meines Vortheils willen, ſondern auch, und noch viel mehr, damit der Wille Gottes geſchehe, der mich in dieſen meinen Stand geſezt hat, daß ich darinn thätig und nüzlich ſeyn ſoll.

---

*) Aber was iſt wohl der Kinder und Schüler Beruf? und was ſind ihre Berufs-Arbeiten?

Jeder Betrug in meinen Geſchäften, jede Berückung meines Nächſten, jedes unrechtmäßige Mittel des Erwerbes, ſoll mir ein Abſcheu ſeyn! Mögen auch andere meines Gleichen zu handeln pflegen, wie ſie wollen, mögen ſie das Böſe gut heißen; ich will nur meinem Gewiſſen folgen: Gott ſieht mich, und ihm muß ich Rechenſchaft davon geben.

Ich will es mir bei allem meinem Verfahren gegen andere zur groſen heiligen Regel machen, ihnen das zu thun, was ich billigermaßen wünſche, daß ſie mir thun möchten.

Wenn mir heute ein Hülfsbedürftiger bekannt wird, ſo will ich nach dem Maaß meiner Kräfte durch eigene Mildthätigkeit oder durch Fürſprache, Rath und Troſt, die Liebe an ihm bewieſen, die ich ihm ſchuldig bin.

Ich will mich hüten, meinen Angehörigen, Hausgenoſſen, Freunden oder andern, mit denen ich ſonſt umgehe, durch Worte oder Thaten Anſtoß zu geben, damit ich niemanden zur Sünde und zum Verderben werde. Ich will vielmehr durch meine Reden, Ermahnungen und Vorſtellungen, durch mein eigenes gleichförmiges gewiſſenhaftes Betragen meinem Nächſten zu ſeiner Beſſerung oder Befeſtigung im Guten, förderlich zu werden ſuchen.

Befällt mich heute auch eine Noth und Plage, ſo will ich mein Gemüth in Geduld und Gottergebenheit faſſen, überzeugt, daß mein Vater im Himmel alles Uebel, woran ich nicht ſelbſt Schuld bin, zu etwas Gutem für mich lenken wird.

In allen Freuden, Vortheilen und Genüſſen des Lebens will ich mit lebhafter Empfindung an Gott, den Geber, denken, denn das iſt nicht nur an ſich ſelbſt billig, ſondern macht meine Freude ſelbſt um ſo viel reiner und rührender.

Ueberhaupt will ich den ſeligen Gedanken an Gottes Allgegenwart ſo feſt halten, daß er bei jeder Gelegenheit bald in mir merklich und rege wird, mich in der Verſuchung warnt und ſtärkt, mein Vergnügen erhöhet, die Laſt der Leiden mir erleichtert, und ich gleichſam in ſeiner ſteten Begleitung den ganzen Tag über um ſo viel ſicherer und froher wandle.

Auch dies Heute wird bald nicht mehr ſeyn: aber die Folgen davon, wie ich dieſen Tag angewendet habe, werden bleiben, es ſei nun zum Guten oder Böſen, zu meinem Glük

oder zu meinem Unglück. Ich will ſorgen, daß es kein verlorner Tag, kein Tag des künftigen Vorwurfs, kein Tag des ſchreckenden Andenkens für mich ſeyn möge.

Und du allwiſſender und heiliger Gott! biſt Zeuge dieſer meiner Vorſäze, o ſey du auch mein Beiſtand, ſie zu erfüllen! Lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen, denn du biſt mein Gott, dein guter Geiſt führe mich auf ebener Bahn! Amen.

Pſ. 119, 5.

O daß mein Leben deine Rechte mit ganzem Ernſt hielte!

Abendgebet.

Dank und Preiß dir, barmherziger Gott! Herr und Vater meines Lebens! am Abend dieſes Tages für alle mir heute bewieſenen Wohlthaten! Dein Auge hat über mich gewacht, deine Hand hat mich vor Unglück bewahrt, deine Güte iſt es, daß ich noch lebe und geſund bin, daß meine Verrichtungen von Statten giengen, daß ich ſo manche frohe Empfindung im Genuß der Gaben der Natur. und in der Verbindung der menſchlichen Geſellſchaft genoſſen habe. Auch die erquikende Ruhe des Schlafes, der ich mich izo überlaſſen will, iſt deine weiſe Einrichtung, um ſo geſchikter werde ich durch erneuerte Kräfte, die ich im Schlafe ſammle, zu allem demjenigen ſeyn, was ich morgen zu thun habe. Darum will ich dir, mein Gott, danken, und deinem Namen lobſingen, der du ſo gütig biſt.

Wäre doch nur dieſer zurükgelegte Tag in allen Stüken ſo von mir angewendet, daß ich mich mit einem ganz reinen und zuverſichtlichen Herzen vor dir darſtellen dürfte! Du, o Herr, kenneſt mich und haſt heute jeder Regung in meinem Gemüthe, jeder Abſicht bei meinen Unterhandlungen, jedem Schritte in meinem Verhalten zugeſehen, und auf deiner untrüglichen Wage gewogen, was darinn gut oder böſe iſt. O ſo ſind dir auch alle die Vergehungen und Fehler offenbar, deren ich mich ſchuldig gemacht, und wodurch ich mehr oder weniger das wahre Glük meines Lebens zerſtört oder vermindert habe. O laß mich, guter und heiliger Gott! nicht gleichgültig darüber weggehen! Stelle mir mein Unrecht ſo klar vor Augen, daß es einen tiefen, daurenden Eindruk der Reue und der Scham in meiner Seele mache. Vergib mir die began-

genen Fehltritte, und laß mich die Empfindungen meiner Schuld und deiner Barmherzigkeit zu immer treuerem Eifer in der Gottſeligkeit antreiben, damit ich mich nicht zu meinem eigenen Schaden in unfruchtbaren Abbitten beruhige, ſondern in allen künftigen Tagen meines Lebens wirkliche Früchte der Reue und der Beſſerung zeige. Mache mich auch auf meine geringer ſcheinenden Mängel aufmerkſam, und lehre mich ſo über mich ſelbſt wachen, daß ich die Seligkeit und Zufriedenheit immer inniger erfahre, die mit jedem Wachsthum im Guten verbunden zu ſeyn pflegt.

Wer weiß, wie viele Zeit mir noch übrig ſeyn mag, im Guten zuzunehmen? Jeder Abend führt mich auf meiner irrdiſchen Wanderſchaft näher zu dem großen und entſcheidenden Ziele, wo die Ewigkeit anfängt, wo die Saat vollendet iſt, und die Erndte erfolget. O Gott, lehre mich das wohl bedenken, und auf die Stunde des Todes bereit ſeyn, da ich dir von dem Gebrauche meiner Tage Rechenſchaft geben ſoll. O wie leicht kann jeder Tag für mich der lezte ſeyn! Behüte mich Gott, daß ich die Sorge für meine Seele nicht aufſchiebe; nicht die wichtigſte aller meiner Angelegenheiten unbedachtſam verwahrloſe.

Ich ſuche nun die Ruhe des Schlafes: o wache, Allmächtiger und Allgütiger, über mir, während ich von mir ſelbſt nichts weiß; und zu meiner Beſchüzung nichts vermag. Wende Gefahr, Schreken und Unglücksfälle von mir und den Meinigen, von dieſem Orte und von allen Menſchen ab. Laß mir den Schlaf zur Erholung und Erquikung gereichen, und mich morgen mit neuem Danke gegen dich, mit neuen Vorſäzen zur Chriſtlichen Rechtſchaffenheit, mit neuer Thätigkeit zu meinen Geſchäften fröhlich wieder erwachen. Deine Gnade ſei mit mir jezt und immerdar. Amen.

Pſ. 4, 9. Ich liege und ſchlafe ganz mit Frieden, denn du, Herr, hilfeſt mir, daß ich ſicher wohne.

Ein kürzeres.

Pſ. 63, 7. Wenn ich mich zu Bette lege, ſo denke ich an dich.

Gnädiger Gott! unter deinem Schuze iſt auch dieſer Tag von mir zurükgelegt; Dank ſei dir für alles Gute,

für meine Geſundheit, für die Abwendung ſo manchen Unglücks, für den Fortgang meiner Geſchäfte, für den erquickenden Schlaf, dem ich mich jezt überlaſſen kann!

O ſiehe mit Langmuth auf die Fehler, womit ich heute mein Herz und mein Leben beflekt habe, mache ſie mir ſo offenbar, daß ſie mich ernſtlich reuen, und ich ſie künftig mit treuer Gewiſſenhaftigkeit vermeiden möge. Laß mich dann mit Freudigkeit an der Vergebung Antheil nehmen, die mir dein Sohn, Jeſus Chriſtus, verheißen und durch ſeinen Tod verſichert hat.

O wie ſchnell flieht meine Lebenszeit dahin! hilf mir ſie ſo verwenden, daß ich auch vor dem lezten meiner Tage, der vielleicht bald und unvermuthet kommt, nicht erſchrecken darf.

So lege ich mich getroſt zur Ruhe nieder, und übergebe mich, die Meinigen und alle Menſchen deinem väterlichen Schuze. Wache du über mir mit deiner Liebe, ſo wird mich kein Verderben treffen: und mein Herz, wenn ich wieder erwache, deines Preiſes voll ſeyn. Segne mich, mein Gott und Vater, nach deiner ewigen Güte. Amen.

Pſ. 40, 12. Laß deine Güte und Treue mich allewege bewahren.

Prüfung am Abende.

Pſ. 119, 59. Ich betrachte meine Wege, und kehre meine Füße zu deinen Zeugniſſen.

Mel. O Gott, du frommer Gott.

Ein Tag iſt wieder hin,
Und dieſen Theil des Lebens,
Wie hab ich ihn vollbracht?
Verſtrich er mir vergebens?
Hab ich mit allem Ernſt
Dem Guten nachgeſtrebt?
Hab ich vielleicht nur mir,
Nicht meiner Pflicht gelebt?

Wars in der Furcht des Herrn,
Daß ich ihn angefangen?
Mit Dank und mit Gebet,
Mit eifrigem Verlangen,
Als ein Geſchöpf von Gott;
Der Tugend mich zu weihn,
Und züchtig, und gerecht,
Und Gottes Freund zu ſeyn?

Hab ich in dem Beruf,
Den Gott mi. angewieſen,
Durch Eifer und durch Fleiß
Ihn, dieſen Gott, geprieſen?
Mir und der Welt genuzt,
Und jeden Dienſt gethan,
Weil ihn der Herr gebot,
Nicht, weil mich Menſchen ſahn?

Wie hab ich dieſen Tag
Mein eigen Herz regieret?
Hat mich im Stillen oft
Ein Blick auf Gott gerühret?
Erfreut ich mich des Herrn,
Der unſer Flehn bemerkt?
Und hab ich im Vertraun
Auf ihn mein Herz geſtärkt?

Dacht ich bei dem Genuß
Der Güter dieſer Erden
An den Allmächtigen,
Durch den ſie ſind und werden
Verehrt ich ihn im Staub?
Empfand ich ſeine Huld?
Trug ich das Glück mit Dank,
Den Undank mit Geduld?

Und wie genos mein Herz
Des Umgangs ſüße Stunden?
Fühlt ich der Freundſchaft Glück?
Sprach ich, was ich empfunden?
War auch mein Ernſt noch ſanft,
Mein Scherz noch unſchuldsvoll?
Und hab ich nichts geredt,
Das ich bereuen ſoll?

Hab ich die Meinigen
Durch Sorgfalt mir verpflichtet?
Sie durch mein Beiſpiel ſtill
Zum Guten unterrichtet?
War zu des Mitleids Pflicht
Mein Herz nicht zu bequem?
Ein Glück, das Andre traf,
War diß mir angenehm?

War mir der Fehltritt leid,
Sobald ich ihn begangen?
Beſtritt ich auch in mir
Ein unerlaubt Verlangen?
Und wenn in dieſer Nacht
Gott über mich gebeut,
Bin ich, vor ihm zu ſtehn,
Auch willig und bereit?

Gott, der du Alles weißt,
Was könnt ich dir verhehlen?
Ich fühle täglich noch
Die Schwachheit meiner Seelen.
Vergib durch Chriſti Blut
Mir die verlezte Pflicht:
Vergib und gehe du
Nicht mit mir ins Gericht.

Ja, du verzeiheſt dem,
Den ſeine Sünden kränken;
Du liebſt Barmherzigkeit,
Und wirſt auch mir ſie ſchenken.
Auch dieſe Nacht biſt du
Der Wächter über mir;
Leb ich, ſo leb ich dir,
Sterb ich, ſo ſterb ich dir!

Geſang beim Abendeſſen.

Ihr Gerechten, freuet euch des Herrn, und danket ihm und preiſet ſeine Heiligkeit. Pſ. 97, 12.

Dank dem Geber, Dank!
Daß der Gaben Fülle
Uns erquikt;
Daß des Friedens Wonne
Uns entzükt;

Dank dem Geber, Dank!
Hat des Reichen Speiſeſaal
Freuden mehr als unſer Mahl?
Tön dem Geber, Geſang!

Dank dem Schöpfer, Dank!
Daß die Waſſerquelle
Für uns floß;
Daß ſein milder Segen
Sich ergoß;
Dank dem Schöpfer, Dank!
Floß in Gottes Regen
Nicht für uns der Segen?
Tön dem Schöpfer, Geſang!

Dank dem Schöpfer, Dank!
Daß das Werk der Hände
Wohl gerieth;
Daß ſo manche Freude
Für uns blüht;
Dank dem Schöpfer, Dank!
Tön dem Schöpfer, Geſang!

Wir loben dich! Wir danken dir! Amen. Amen.

Danklied am Abende.

Danket dem Herrn! die Abendſonne
Bringt der ſtillen Erde Ruh;
Und der ganzen Schöpfung Wonne
Dekt ein heilig Dunkel zu.

Dankt dem Herrn! In kühlen Lüften
Schmettert noch der Lerchen Chor:
Aus den Feldern, aus den Triſten
Steigt ein Balſamduft empor.

Dankt dem Herrn! Von Arbeit müde
Seynet ſich der Menſch nach Ruh,
Und im ſchwächern Abendliede
Fällt des Vogels Auge zu.

Dankt dem Herrn! In unſern Hütten
Wartet unſrer ſüße Ruh.
Was wir thaten, was wir litten,
Dekt die ſtille Nacht nun zu.

Mein Auge neigt zum Schlummer ſich.
Zur Ruh leg ich mich nieder.
Da lieg ich fühllos, aber du
Wachſt, Vater, über meine Ruh.
Du wachſt, du liebeſt ewig.

Häusliche Abendlieder.

Der junge Walter hatte viel Glück gehabt. Er war wohl verheurathet. Er befand ſich in einer einträglichen Wirthſchaft. Seine Feldfrüchte gedieten. Sein Vieh ſtand gut. Sein Geſinde war treu. Seine Kinder waren geſund und folgſam. Walter war jung, aber nicht leichtſinnig. Er vergaß in ſeinem Glücke ſeines Gottes nicht, blieb mäßig und arbeitſam, und mildthätig und verträglich, und ſtärkte ſich und die Seinigen zu allem Guten durch fleiſſiges Gebet. — Er pflegte immer mit ſeinen Hausgenoſſen vor dem Schlafengehen eine Andacht zu halten.

Mel. Nun ruhen alle Wälder ꝛc.

Die ſtillen Abendſtunden
Sind uns ſo ſchnell verſchwunden
In häuslich froher Ruh.
Die ernſte Nacht ſinkt nieder,
Und drückt uns allen wieder
Mit leichter Hand die Augen zu. (Pſ. 119, 55.)

Laßt uns vor Gott erwägen,
Wie großen reichen Segen
Uns dieſer Tag gebracht!
Laßt uns mit Dank erkennen,
Und tief gerührt bekennen:
„Der Herr hat alles wohl gemacht.“ (Pſ. 73, 6.)

Du, Gott der Treu und Gnade
Haſt ſegensvolle Pfade
Uns bis hieher geführt.

Dir ſei allein die Ehre,
Ein jeder Tag vermehre
An uns den Dank, der dir gebührt.

Der Schlaf, den du den Müden
Nach Tageslaſt beſchieden,
Sei dir nun auch geweiht.
Wir ſchlummern ohne Sorgen,
Du wekſt uns wieder morgen
Hier oder in der Ewigkeit.

Zulezt betete ein Kind:

O Gott! der du mir heut einen frohen Tag gegeben haſt, ſchenke mir nun auch einen ſanften erquikenden Schlaf! In deine Hände übergebe ich meinen Leib und meine Seele! immer will ich ſuchen, dir, Vater im Himmel! wohlzugefallen, damit ich im Leben und im Tode dein gehorſames liebes Kind bleibe. Amen.

Nun iſts genug, ſprach Louiſe, die älteſte Schweſter. Wir haben nun fröhliche Lieder geſungen, und Hannchen iſt bei dem lezten mit ihrer Stimme zuweilen ſchon ausgeblieben, und Georg, ſeht ihr nicht, nikt mit dem Kopfe. Es iſt Zeit, ſchlafen zu gehen. Nur Ein Lied noch! Ein ernſthaftes. Der Vater las, die Mutter wiegte ihren Säugling im Schoos. Jezt begegneten ſich ihre Blicke, und vereinigten ſich, und fielen fröhlich auf die gute Tochter. — Die Kinder ſangen:

Den ſüßen Schlaf erbitten wir,
Du beſter Vater, uns von dir.
Gib deinen müden Kindern Ruh,
Indem ſie ſchlafen, wacheſt du. *)

Du walteſt mit Barmherzigkeit
Stets über unſre Lebenszeit
Voll Lieb und Weisheit theilſt du ſie
In Tag und Nacht, in Ruh und Müh.

---

*) Scheu nicht den ſchweren Tag, ſcheu nicht die finſtre Nacht,
Der Vater, der dich ſchuf, der ewige Vater wacht!

Was gut iſt, Vater, kommt von dir;
Des Guten viel empfiengen wir.
Nimm unſer ſchwaches Loblied an
Für das, was du an uns gethan.

Wir wollen deine Kinder ſeyn,
Und bleiben, und uns hoch erfreun,
Daß du Gott, unſer Vater, biſt,
Und unſrer nimmermehr vergißſt. (Jeſ. 49, 15.)

Schulgebete.

Wir ſind wieder hier, o Gott! etwas Nüzliches zu lernen. Laß uns dieſes wohlgelingen, und gib, daß wir Dich, unſere Eltern und Lehrer ehren, lieben und ihnen gehorſam ſeien. Amen.

Liebreicher Vater im Himmel! Wir danken dir, daß du uns Gelegenheit und Kräfte geſchenkt haſt, etwas Gutes zu lernen. Laß uns allezeit fromm und fleißig ſeyn, damit wir von Dir, unſern Lehrern und andern guten Menſchen geliebt werden mögen. Amen.

Gott, unſer Vater! wir ſind hier verſammelt, das zu lernen, was uns beglücket, und wodurch wir auch andern einſt nüzlich ſeyn können. Du haſt uns deswegen mit Verſtand beſchenkt, daß wir geſchikt werden ſollen, ſchon in der Jugend mancherlei Kenntniſſe zu ſammeln. Wie undankbar wären wir, wenn wir uns bei der Unterweiſung unſers Lehrers verdroſſen, träge oder leichtſinnig bezeigen, unſern Verſtand, dieſes unſchäzbare Geſchenk, vernachläſſigen, oder doch nicht recht gebrauchen wollten! Nein, ſo unbenüzt wollen wir unſere Jahre nicht verleben, daß wir unwiſſend bleiben, und eine Laſt der menſchlichen Geſellſchaft werden ſollten. Wir wollen vielmehr deine uns anvertrauten Gaben getreu gebrauchen, und ſoviel Gutes lernen, als wir nur Gelegenheit dazu haben, damit wir immer geſchikter werden, unſern Brüdern einmal zu dienen, und ſoviel wir können, ſie glücklich zu machen. Segne alſo, o Gott, unſere Bemühungen. Amen.

Du haſt uns, o Gott, abermals Zeit, Gelegenheit und Kräfte gegeben, nützliche Kenntniſſe zu ſammeln. Unter deinem Beyſtande haben wir die Arbeit angefangen und beſchloſſen. Wir danken dir herzlich für die Wohlthaten des Unterrichts. Lehre uns nun auch einen guten Gebrauch davon machen. Es muſſe keine Stunde vorbeigehen, da wir nicht thätig im Guten ſeyn ſollten. Auch auſſer der Schule wollen wir ſo denken und handeln, wie es Chriſten geziemet, die dich als den Heiligen und Gerechten kennen. O laß es uns nie vergeſſen, daß du bei uns biſt, und auf unſer Verhalten merkeſt. Dir, dir ſoll unſre ganze Jugendzeit geheiliget ſeyn. Amen.

Gott! du erfreueſt Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. Auch uns haſt du mit Speiſe und Trank erfreuet. Du ſorgſt fur uns, wie ein guter Vater für ſeine Kinder. Dank und Anbetung ſey dir dafür gebracht! Geſtärkt durch deine Gaben, kehren wir wieder zu unſern Arbeiten zurück, und bitten dich um deine Hülfe dazu. O möchten wir uns Alle bei dem Unterrichte als folgſame Schüler beweiſen, unſerm Lehrer viele Freude machen, und unſern Geſchäften ordentlich und gerne abwarten! Amen!

Allwiſſender Gott! du kennſt alle Gedanken und Werke der Menſchen. Du weißt es auch, was wir an dieſem Tage in der Schule und auſſer derſelben gedacht, geredet und gethan haben. Du haſt unſern Fleiß und unſere Trägheit, unſere Treue und Untreue, unſere Willigkeit und Verdroſſenheit bei den Arbeiten, und alle Mängel geſehen. Ach wie oft haben wir uns heute an dir verſündiget! Vergib uns, Vater, und laß uns mit dem ernſtlichen Vorſaz aus der Schule gehen, beſſere Kinder zu werden. Lehre uns alle Stunden unſers Lebens nach deinem heiligen Willen anwenden, damit wir dir einmal mit Freuden von unſerm Leben Rechenſchaft geben können. Amen.

Wir ſind izt hier in der Schule beiſammen, um dasjenige zu lernen, was zu unſerm Fortkommen in der Welt, zum frommen tugendhaften Leben und zu unſerer ewigen Glükſeligkeit uns zu wiſſen nöthig iſt. Dir, o Gott, danken wir für dieſe Wohlthat. Aber laß uns dieſelbe nicht durch Faulheit oder Unachtſamkeit übel anwenden. Segne unſern und unſers Lehrers Fleiß, damit wir zu verſtändigen und guten Menſchen gebildet werden mögen. Wenn wir uns ſchon frühzeitig beſtreben, weiſe und fromm zu werden, ſo wird es uns dereinſt wohlgehen, und wir werden als Chriſten leben und ſterben können. Amen.

Dank ſei dir geſagt, lieber, guter Gott, daß wir wieder in ſo vielen nüzlichen Sachen unterrichtet worden ſind, wodurch wir nicht nur verſtändiger, ſondern auch beſſer und dir wohlgefälliger werden ſollen. O wie unglücklich wären wir, wenn unſre gute Obrigkeit uns nicht unterrichten und zum Guten erziehen ließe. In der Rohheit würden wir aufwachſen, vor Unglück würden wir uns nicht hüten, die Leiden würden wir nicht mit Geduld ertragen und das Glück nicht mit Weisheit genieſen können. Wie glücklich waren wir alſo heute wieder, daß wir in der Schule ſoviel Gutes und Nüzliches gelernt haben. Vergib uns doch, guter Gott, wenn wir nicht immer aufmerkſam auf dieſe Lehren, und nicht andächtig genug beim Gebete geweſen ſind! Wir wollen künftig den Verſtand, den du uns geſchenkt haſt, immer beſſer anwenden, und zum Guten fleißiger werden. Still und ſittſam wollen wir izt nach Hauſe gehen, und mit neuer Luſt wieder zur Schule kommen, damit wir recht gute, brauchbare und dir wohlgefällige Menſchen werden. Amen.

Geſättigt und durch Erholung geſtärkt, erſcheinen wir wieder in der Schule, wohlthätiger Vater, um unſere übrigen Lernſtunden mit neuer Munterkeit anzufangen. Wir erinnern uns jezt an deine Heiligkeit, Allwiſſenheit und Allgegenwart, vor der wir uns billig mehr ſcheuen ſollten, als vor den Augen unſers Lehrers, denn

dieſer ſieht nur, was vor Augen iſt, du aber, Gott, ſieheſt das Herz an. Wir wollen alſo weder durch fremde Gedanken, noch durch Plaudern oder andere Zerſtreuungen unſere Aufmerkſamkeit abziehen, wollen nicht blos lernen, weil wir müſſen, ſondern weil es uns nüzlich iſt, und uns brauchbar für die Welt macht: auf daß wir unſerm lieben Erlöſer dadurch nachahmen, der ſchon in ſeiner Jugend ſein Vergnügen unter den Lehrern geſucht, und durch kindlichen Gehorſam gegen ſeine Eltern, uns Allen das ſchönſte Beiſpiel gegeben hat. O daß wir ihm doch Alle ähnlich werden möchten! Amen.

Abermals haben wir, o gütiger Gott, unſere heutigen Arbeiten glücklich vollbracht. Wir danken dir herzlich, daß du uns und unſerm Lehrer Kräfte gegeben haſt, die angewieſenen Geſchäfte abzuwarten. Wenn uns unſer Herz das Zeugniß gibt, daß wir die Pflichten guter Schüler gethan, daß wir unſere Kenntniſſe erweitert, und durch unſer Betragen Niemanden zum Böſen gereizt haben: ſo können wir mit der Verſicherung aus der Schule gehen, daß du Wohlgefallen an uns haſt, und uns als deine gehorſamen Kinder liebeſt. Aber wie mißvergnügt und beſchämt wird unſer Herz, wenn es uns Zerſtreuung, Trägheit oder Ungehorſam vorhält. Gott! du ſieheſt unſere Mängel und Fehler. Wir wollen uns beſſern. Stärke du ſelbſt unſern guten Vorſaz durch deinen Geiſt! Laß die Bemühungen unſers Lehrers an uns nicht vergeblich ſeyn! Gib, daß er mit unſern Schwachheiten Geduld habe. Schenke ihm Muth und Entſchloſſenheit, allen Schwierigkeiten getroſt entgegen zu arbeiten, und laß ihn viele angenehme Früchte von ſeiner Arbeit ſehen. Segne ihn und uns Alle. Amen.

Nimm, o gütiger Gott, zum Schluſſe der öffentlichen Lehrſtunden dieſes Tages, von uns Allen den kindlichſten Dank für das viele Gute, was wir wieder gehört und geſehen haben. O daß wir doch auch Alles recht wohl gemerkt hätten, es nimmermehr vergeſſen und nach Möglichkeit ausüben möchten! Aber was nüzt unſer Wünſchen, wenn wir nicht auch Alles anwenden, daß du, o Vater! unſere Wünſche erfüllen kannſt? O ſo

wollen wir denn künftig unſern Fleiß verdoppeln, um alle Tage weiſer, beſſer und glükſeliger zu werden. Schon heute wollen wir zeigen, daß wir die Schule nicht vergeblich beſucht haben. Kein böſer Gedanke ſoll Raum finden in unſerm Herzen, noch vielweniger aber ſollen Lügen, Flüche oder ſchandbare Worte aus unſerm Munde gehen. Gehorſam und dienſtfertig wollen wir ſeyn gegen unſre Eltern, friedfertig und liebreich gegen unſre kleinen Freunde, höflich und ehrerbietig gegen Jedermann, andächtig, wenn wir beten, fleiſſig und aufmerkſam, wenn wir lernen, treu und redlich in andern Geſchäften. So werden wir hier und dort glükſelig ſeyn. Amen.

Gott! Du Urheber alles Lebens und Quelle aller Glückſeligkeit! Du allein bleibeſt immer, wie du biſt, und deine Jahre nehmen kein Ende. Bei dir allein iſt keine Veränderung. Aber unſere Tage vergehen unvermerkt und wie ein Strom fließen ſie ſchnell dahin. Schon wieder iſt eine Woche unſers Lebens verſtrichen. O daß ſie doch nicht unnüz für uns verfloſſen wäre! Lehre uns doch, Herr, unſere kurze Lebenszeit ſo gebrauchen, daß wir viel Gutes lernen, und noch viel mehr Gutes thun.

Indeſſen danken wir dir bei dem Schluſſe dieſer Woche mit kindlichem Herzen für deinen gnädigen Beiſtand, den wir auch dißmal nicht entbehret haben. Dank ſei dir, o Gott! für jede Stunde des Lebens! Dank ſey dir für das Glück, daß wir unter einer weiſen, gerechten und gütigen Obrigkeit leben, die auch bei ihren übrigen vielen und ſchweren Staats- und Amtsgeſchäften für unſere Bildung, Unterweiſung und Glükſeligkeit väterlich beſorgt iſt. Belohne ſie, Herr! mit langem Leben, und laß ihre Geſchäfte die allerglücklichſten und wohlthätigſten ſeyn!

Wir empfehlen dir auch alle Vorſteher unſerer Schule, auch unſern treuen Lehrer! ſegne und belohne ſie alle für die viele Mühe und Fürſorge, womit ſie ſich unſer Wohl angelegen ſeyn laſſen, und uns zu guten, nüzlichen Menſchen zu bilden ſuchen. Segne, o Gott, auch unſere Eltern, beglücke alle ihre Bemühungen, und laß ſie und uns Alle deiner gütigen Fürſorge empfohlen ſeyn. Amen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

X II.87

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rochow, Friedrich Eberhard von, 1734-1805 / Rochow, Friedrich Eberhard << von>>, / Riecke, Victor Adolf,

Der Kinderfreund, zum Unterricht in dem Lesen und bei dem Lesen, vornemlich für Landschulen

Bd.: 2

Stuttgart [1805]

Paed.pr. 4408 r-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761655-1